AUS HALB-ASIEN: CULTURBILDER AUS GALIZIEN, DER BUKOWINA, SÜDRUSSLAND...

Karl Emil Franzos




DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Aus Halb-Asien.

Erster Band.

Aus Halb-Asien.

Culturbilder

aus

Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien.

Von

Karl Emil Franzos.

Erster Band.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1876.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
21 OCT

Michael Etienne

zugeeignet.

Vorwort.

Jedes Buch soll sich selbst erläutern, durch seinen Inhalt seine Existenz selbst rechtfertigen. Und so mögen es nur die Eigenart und Fremdartigkeit des Stoffs in vorliegendem Falle entschuldigen, wenn ich zur besseren Orientirung des Lesers eine Einleitung vorangestellt. An dieser Stelle aber möchte ich nur einiger äußeren Momente gedenken.

Vor Allem der Widmung. Sie gilt nicht etwa als captatio benevolentiae dem einflußreichen Herausgeber der «Neuen Freien Presse», sondern als schlichter Dank dem gütigen Mann, der schon dem Studenten vorurtheilsfrei die Spalten des Feuilletons seines Blattes eröffnet, der mir in den vier Jahren, welche seitdem verflossen und

nachdem ich ihm auch persönlich näher getreten, stets gleich freundlich und theilnahmsvoll begegnet, der, wie kaum ein Anderer, mein Streben mit warmem, ermuthigendem Wohlwollen begleitet.

Was die Entstehungsweise dieses Buches betrifft, so dürften wohl alle meine Leser wissen, daß es zerstreut erschienene Arbeiten sind, welche ich hier gesammelt vorlege. Denn dieselben sind zum ersten Male durchweg in Blättern mit großer, zum Theil mit überaus großer Auflage erschienen und überdies massenhaft nachgedruckt worden. So sind mir z. B. von der Skizze «Der Aufstand von Wolowce» 32, von der Skizze «Todte Seelen» 40 Abdrücke bekannt geworden. Ich darf daher kaum hoffen, daß Jemand diese Bände in die Hand nimmt, dem der Inhalt völlig neu wäre.

Daß ich diese Culturbilder in Buchform gesammelt, hiefür möchte ich zur Entschuldigung keineswegs äußerliche Motive anführen. Wohl könnte ich mit gutem Gewissen auf den Wunsch vieler Leser, auf die öffentlich ausgesprochene Ermunterung hervorragender Kritiker, auf das

freundliche Entgegenkommen einer so geachteten Verlags-handlung hinweisen. Aber all dies könnte mich nicht ent-schuldigen, wenn diese Blätter blos durch den Kleister des Buchbinders zusammengehalten wären. Was als Buch auftritt, muß einheitlich sein in Form und Inhalt, con-sequent, was den Standpunkt des Autors betrifft. Mir schienen die vorliegenden Bilder diesen Anforderungen zu entsprechen und darum habe ich sie zu einem Buche for-mirt. Ist die Kritik entgegengesetzter Ansicht, dann könn-ten mir auch jene äußerlichen Motive nichts helfen.

Ich werde das Urtheil der Kritik in dieser wie in jeder anderen Richtung, sofern es durch die Sache begrün-det ist, mit jener Achtung hinnehmen, welche der ehrlichen Ueberzeugung gebührt. Ich fordere ein Gleiches in meiner kritischen und literarhistorischen Thätigkeit und werde es daher Anderen sicherlich nicht versagen. Wie auch immer jedoch dem Kunstwerth dieser Bilder das Urtheil fallen mag, bezüglich ihres Inhalts fordere ich und glaube es mit vollem Recht fordern zu dürfen: daß meine Stimme gehört werde, als die eines vorurtheilslosen Beobachters,

welcher die geschilderten Länder genau kennt und ihr Bestes will.

Dies erhoffe ich aber nur von meinen deutschen Landsleuten, im Osten wie anderwärts. Von den Polen und Rumänen aber — keineswegs von Allen, aber von Jenen, die am lautesten schreien — werde ich auch für dieses Buch ernten, was ich bereits für einzelne Skizzen eingeheimst: maßlose Beschimpfung, wahnsinniges Wuthgeschrei. Ich werde aber auch diesmal solchen Angriffen nichts entgegensetzen, als das Schweigen der Verachtung oder stille Heiterkeit. Was soll ich auch zu Sätzen sagen, wie der folgende: „Franzos kennt leider die Verhältnisse — leider, denn er benutzt sie nur dazu, den Osten der Verachtung des Westens preiszugeben!“ Oder was soll ein Mann, der sich die Selbstachtung bewahrt, folgender polemischen Blume entgegensetzen: „Franzos, dies jüdische Hundsblut, hat wieder einige Artikel über unser Land gebellt, natürlich in deutscher Sprache, damit es die anderen deutschen Hunde leicht nachbellen können.“ Ich schweige und achte die Herren, wie sie's verdienen. Als Curiosum hebe ich

hervor, daß mich fast gleichzeitig mit einem wüthenden Angriff, weil ich «das jüdische Ungeziefer vertheidigte und aufhetzte», ein orthodoxer Jude, ein sicherer Dr. Lippe aus Jassy, mit Koth bewarf, weil ich ein — Judenfeind sei. Ich habe damals meinen Augen nicht getraut und wer dies Buch liest, wird es unbegreiflich finden, aber der wackere Mann hat es wirklich und wahrhaftig geschrieben. Besagter Dr. Lippe darf sich rühmen, mein dümmster und rohester Gegner zu sein, derlei Redekünste und Früchte haben selbst die rumänischen Rothen, ja sogar der Lemberger «Szczutek» nicht zu Stande gebracht.

So habe ich mir durch meine Vorurtheilslosigkeit den grimmigen Haß aller nationalen und religiösen Fanatiker des Ostens zugezogen. Aber schon das Bewußtsein, stets meiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben zu haben, würde mich darüber trösten, um wie viel mehr die zahlreichen Beweise der Sympathie und Anerkennung, welche mir aus jenen Kreisen zugehen, deren soziales oder nationales Märtyrerthum ich schildere. Nur den Wenigsten habe ich direct antworten können, und so danke ich denn an dieser Stelle

Allen für die vielen lieben Briefe, die mich oft tief gerührt und erhoben. Sie haben mir das stolze Bewußtsein gegeben, daß ich in meinen Ansichten im Einklang bin mit den guten und verständigen Männern meiner fernen Heimath. Und angesichts dieser sympathischen Kundgebungen, angesichts des großen Leserkreises, welchen einige dieser Bilder im Westen gefunden, wage ich es auch von diesem Buche, dem ersten Buche eines jungen Autors zu hoffen, daß es Freunde und Leser finden wird! . . .

Wien, 20. Mai 1876.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Aus Halb-Asien.

Der Titel, welchen ich diesem Buche vorgesetzt, mag seltsam und auffallend genug klingen, aber wahrlich nicht um solchen Klanges willen habe ich ihn gewählt, sondern weil er mir die Culturverhältnisse jener Länder, welche ich hier schildere, kurz und richtig zu charakterisiren scheint. Denn nicht blos geographisch sind diese Länder zwischen das gebildete Europa und die öde Steppe hingestellt, durch welche der asiatische Nomade zieht; nicht blos durch die Sprache ihrer Bewohner und einige Grenzpfähle sind sie von dem übrigen Europa geschieden und nicht blos landschaftlich erinnern diese weiten Ebenen und sanft und breit verschwimmenden Hügelketten, welche sich jenseit der schlesischen Grenze und jenseit der Karpathen hinziehen, an Gegenden, welche nahe dem Ural liegen oder im tiefen Mittelasien. Nein! Auch in den politischen und socialen Verhältnissen dieser Länder begegnen sich seltsam europäische Bildung und asiatische Barbarei, europäisches Vorwärtsstreben und asiatische Indolenz, europäische Humanität und so wilder, so grausamer Zwist der Nationen und Glaubensgenossenschaften, wie er dem Bewohner des Westens

als ein nicht blos Fremdartiges, sondern geradezu Unerhörtes, ja Unglaubliches erscheinen muß. Die Schale, die Form sind in jenen Ländern vielfach dem Westen entlehnt; der Kern, der Geist sind vielfach autochthon und barbarisch. Ich stelle Beides nicht als allgemein gültig hin, denn für Beides gibt es Ausnahmen: wenn nicht ganze Völker, so doch ganze Landstriche. Für Beides! Noch gibt es Gegenden in jenen Ländern, wo der Mensch im Naturzustande lebt, nicht im paradiesischen und idyllischen, sondern im Zustande tiefsten Dunkels, dumpfer, thierischer Rohheit, in ewiger kalter Nacht, in welche kein Strahl der Bildung, kein warmer Hauch der Menschenliebe dringt. Und schon gibt es Gegenden dort, über welchen die volle warme Sonne der Cultur leuchtet, wo fremdes Wissen und einheimische Kraft sich harmonisch verbunden, oder wo doch mindestens bereits wackere Pioniere sich mühen, daß es der nächsten Generation licht und wohnlich werde auf dem Boden, den sie mit ihrem Schweiße gedüngt. Oft liegen solche Stätten tiefster Uncultur und relativ hoher Cultur hart neben einander: die deutsche Universitätsstadt Czernowitz ist kaum zwei Stunden von dem Rumänendorfe Mamornitza entfernt. Aber — wiederhole ich — das sind Ausnahmen. Im Allgemeinen herrscht im Osten oder doch mindestens in jenem Theil des Ostens, von dem diese Blätter Kunde geben, weder heller Tag, noch dunkle Nacht, sondern ein seltsames Zwielicht, im Allgemeinen sind

Galizien, Rumänien und Südrußland weder so gesittet, wie Deutschland, noch so barbarisch, wie Turan, sondern eben ein Gemisch von Beiden — Halb-Asien!

Dieses seltsame Zwielicht zu schildern, ist der Zweck meines Buches. Es unterscheidet sich schon darum in Inhalt und Färbung sehr wesentlich von den Reisebeschreibungen, welche Touristen des Westens über gedachte Länder veröffentlicht, und ebenso wesentlich von jenen Schilderungen, welche Schriftsteller des Ostens von ihrer Heimat geben. Denn dem einheimischen Patrioten scheint sogar in Rumänien oder Bessarabien Alles trefflich, dem Touristen hingegen, den die unerhörte Fremdartigkeit erdrückt und oft aufs Tiefste anwidert, scheint Alles noch bedeckt und ertränkt von tiefstem Dunkel. Mir aber scheinen beide Ansichten gleich extrem, für mich liegt die Wahrheit in der Mitte, vielleicht deßhalb, weil ich, was meine persönlichen Beziehungen zu dem Osten betrifft, die Mitte einnehme zwischen dem Touristen und dem patriotischen Schilderer. Ich bin im Osten geboren, aber als der Sohn deutscher Eltern, ich bin in einem podolischen Städtchen aufgewachsen, aber in einem deutschen Hause, und so hat mir ein früh gewecktes Volksbewußtsein unwillkürlich den Blick geschärft und den Verhältnissen des Ostens gegenüber eine gewisse Unbefangenheit gegeben. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Verhältnisse auf das Genaueste kennen zu lernen; langjähriger Aufenthalt,

zahlreiche Reisen haben mich mit Sprache, Sitte und Eigenart jenes Völkergewirrs vertraut gemacht.

Aber ebenso genau habe ich das Leben der westlichen Culturvölker kennen lernen dürfen. Ich habe mir an deutschen Hochschulen meine Bildung geholt und wohne seit Jahren in einer deutschen Großstadt. Aber alljährlich durchwandere ich wieder ein Stück der alten Heimat und tausend Fäden knüpfen mich an sie. So hat mir schon mein äußerer Lebensgang neben der Vertrautheit mit jenen wirren, sonderbaren Zuständen auch einen Standpunkt vermittelt, der frei von jeglichem Vorurtheil ist. Ich kenne den Osten, aber nicht den Osten allein, und völlig unbeeinflußt von jeder inneren Voreingenommenheit, wie von jedem äußeren Zwang bin ich in der glücklichen Lage offen sagen zu dürfen, was ich denke. Wenn ein Verdienst in diesen Blättern ist, so fließt es aus dieser günstigen äußeren Position. Gleich jenen Touristen bin auch ich nicht blind für die bunte Fremdartigkeit des Ostens. Im Gegentheil! ich weiß es sehr genau, welche durchweg eigenartige Welt es ist, in der ich aufgewachsen und ich nehme keinen Anstand auszusprechen, daß vielleicht kein anderer Welttheil so extreme Gegensätze umfaßt, als Europa, daß vielleicht selbst der lateinische Süden Amerika's sich nicht so sehr von dem germanischen Norden unterscheidet, als die lateinisch-germanische Westhälfte unseres Welttheils von der slavisch-jüdisch-rumänischen Ost-

hälfte. Aber daneben sehe ich in meiner Heimat auch die schüchternen Pflanzungen westlicher Cultur, sehe das Ringen nach fremder oder eigenartiger Bildung, sehe den Kampf, der dort auf vielen (leider noch immer nicht auf allen!) Linien entbrannt ist, den Kampf zwischen Cultur und Barbarei.

Als «Halb-Asien» wollen mir also jene Länder erscheinen und darum natürlich auch als «Halb-Europa». Ich habe erstere Bezeichnung gewählt und nicht zufällig. Mein erster, mein hauptsächlichster Zweck ist allerdings nur die Schilderung jener Culturverhältnisse.' Darum habe ich ehrlich nach Objectivität gerungen und findet sich in diesem Buche ein ungerechtes Urtheil, eine unrichtige Angabe, so haben sie sich mir unbewußt eingeschlichen und sehr gegen meinen Willen. Ich habe mich gemüht, den Geist der Bildung und des Fortschritts auf seinem Kriegszuge im Osten als ergebener, aber ehrlicher Berichterstatter zu begleiten, der unbefangen genug ist, kein gewonnenes Scharmützel für eine gewonnene Schlacht auszugeben, jede Niederlage, und sei sie noch so schmerzlich, offen einzugestehen und den Gegner nicht schwärzer zu malen, als er ist. Unbefangene Schilderung der gegenwärtigen Culturverhältnisse des Ostens — dies ist, wie gesagt, mein Hauptzweck. Aber ich begnüge mich nicht, blos über die Siege und Niederlagen jener lichten Macht zu referiren, sondern ich erlaube mir auch, ihr meine bescheidenen strategischen

Rathschläge zu geben und halte mich durch meine genaue Kenntniß des Terrains einigermaßen dazu berechtigt. Ich deute auf jene Positionen hin, welche zunächst erobert werden müssen, wenn die bisherige Scheinherrschaft jener segensreichen Macht im Osten in der That zu einer wirklichen Herrschaft werden soll. Ich freue mich des bereits Erkämpften, ich berichte gern davon, aber für nützlicher habe ich gehalten, ausführlicher auf das hinzuweisen, was erst erkämpft werden muß. So rückt in den Vordergrund meiner Bilder nothgedrungen, was im Osten noch asiatisch ist. Und dies habe ich schon im Titel ausdrücken wollen.

So ist denn dies Buch bei allem Streben nach Objectivität doch auch ein streitbares Buch, welches zu fernerem Kampfe für Bildung und Fortschritt ermuntert und diesem Kampfe seine Wege zu weisen sucht. Genaueres und Spezielles mag im Buche selbst nachgelesen werden. Hier möchte ich nur einige orientirende Bemerkungen allgemeinerer Natur geben.

Ich wünsche den Osten weder germanisirt noch gallisirt — beileibe nicht! Ich wünsche ihn blos cultivirter, als er derzeit ist, und sehe keinen andern Weg dazu, als wenn sich der Einfluß und die willige Pflege westlicher Bildung und westlichen Geistes steigern. Und da der Einfluß französischen Wesens im Osten bisher wenig segensreiche Früchte getragen, so meine ich hier allerdings

vornehmlich die Pflege deutscher Bildung. Aber ich wünsche dies wahrlich weniger aus deutschem Patriotismus, als aus Liebe für meine Heimath. Was hätte auch Deutschland dadurch zu gewinnen? Materielle Vortheile kaum, politische noch minder und was gar die Erwerbung von Sympathien, die moralische Eroberung, betrifft, so täuschen wir uns über dies Kapitel wohl allesammt nicht mehr. Heute wissen wir's endlich, daß wir Deutschen auf dem Erdenrund keine anderen Freunde haben, als uns selber, — freuen wir uns, daß das gerade genug ist! Heute wissen wir, daß wir von jenen Nationen, die wir zu einem menschenwürdigen Dasein erziehen, keinen anderen Dank zu erwarten haben, als Neid und Haß, was freilich nicht Schuld unseres Volkscharakters ist, sondern jenes unserer Schüler und vielleicht auch anderer Factoren, die uns österreichischen Deutschen nicht minder peinlich waren, als den anderen Volksstämmen der Monarchie. Für Herrn Baron Bach können auch wir nichts . . . Wir hatten Thränen für das Leid aller möglichen Schmerzenskinder um uns her, für unser Leid hatte Niemand eine theilnahmsvolle Empfindung und seitdem wir es uns vollends herausgenommen, keine Schmerzenskinder mehr zu sein, seitdem sind wir die bestgehaßte Nation in Europa und werden es bleiben. Aber bleiben werden wir auch, was wir bisher waren: stille, selbstlose Vorkämpfer der Bildung und der Menschlichkeit. Und in den Dienst derselben Mission stelle auch

ich meine schwache Kraft, wenn ich meine Stimme mit jenen vereine, welche die Polen und Rumänen davor warnen, sich deutscher Bildung zu verschließen. Wäre ich wirklich, was in den Lemberger und Bukarester Journalen in so höflichen und anständigen Worten zu lesen steht, ein Feind dieser Nationen, ich würde ihnen das Entgegengesetzte rathen.

An Germanisation denke ich dabei wahrlich nicht. Diese Versicherung mag nach dem Bisherigen sehr überflüssig sein, aber jene Herren am Peltew und an der Dombrowitza haben eine bewundernswürdige Geschicklichkeit im Mißverstehen und so muß man sich ihnen gegenüber doppelter Klarheit befleißigen. Germanisiren — das ist ein undeutsches Wort für ein undeutsches Thun. Wer sein eigenes Volksthum liebt, wird auch dies höchste Gut Niemand Anderem rauben wollen. Ich denke hier nur an die Verbreitung deutscher Cultur und zwischen solchem Thun und dem Germanisiren gähnt eine unausfüllbare Kluft, die Kluft, welche das Werk des Segens von dem — Verbrechen trennt. Noch dazu von dem thörichten, unnützen Verbrechen, denn es läßt sich nicht entfernt einsehen, was das deutsche Reich und wir Deutschen in Oesterreich derzeit davon hätten, wenn diese interessanten Nationalitäten deutsche Brüder würden. Aber so grundlos diese Furcht sein mag, sie besteht. Man kennt die Sage vom Magnetberg, in dessen Nähe alle Schiffe kläglich scheitern, weil er

ihre Eisentheile an sich zieht. Als ein solcher Magnetberg erscheint dem Völkergewirr des Ostens das deutsche Reich und mit größtem Mißtrauen beobachten sie daher die Deutschen, die in ihrer Mitte wohnen. Aber uns ist im Osten eine andere schönere Aufgabe zu Theil geworden. Bleiben wir bei dem eben gebrauchten Bilde, so mag die deutsche Bildung der Magnet sein, welcher durch die Berührung im fremden todten Stahl gleichfalls die geheimnißvoll schlummernde Kraft weckt, so daß er selber zum Magnet wird. Das Culturstreben unter jenen Völkern zu wecken und zu fördern, der nationalen Cultur derselben der Stab zu sein, an dem sie sich aufranken kann — das ist die Aufgabe des Deutschthums im Osten. Wenn es dieselbe bisher nur wenig erfüllt hat, so ist dies — ich betone dies schärfstens — einzig und allein die Schuld jener Nationen selbst, welche einst Bach'sche Regierungskünste für deutsche Eigenart gehalten, aber nachgerade Zeit gehabt hätten, von diesem Irrthum zurückzukommen. Sie haben der westlichen Bildung, der deutschen und französischen, nur geringen Eingang gegönnt und dies Wenige nicht gehörig bearbeitet; es ist ihnen nicht in Fleisch und Blut übergegangen und ist darum auch wenig mehr als der Firniß, mit dem sie die autochthone Barbarei bedecken. Zu einer nutzbringenden Reception hätte eben Arbeit gehört und Arbeit erscheint dem Polen und Rumänen leider als die achte Todsünde. Es gibt auch Ausnahmen,

aber diese bestätigen ja nur die Regel; im Ganzen ist es so.

Damit sind jene beiden Thatsachen dargelegt, welche von so verhängnißvollem Einfluß auf den Culturstand des Ostens sind: die westliche Bildung dringt nur spärlich ein und sie bleibt immer etwas Exotisches. Die einzelnen Skizzen weisen dies im Besonderen nach und wer in und zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird dort auch finden, warum es so gekommen. Nur über Eines möchte ich auch an dieser Stelle schon einige Andeutungen geben: über den Einfluß, welchen die österreichische Regierung auf die Cultur ihrer östlichen Provinzen geübt.

Es ist ein trauriges, sehr trauriges Capitel, auf welches ich da zu sprechen komme, obwohl es k. k. Culturhistorikern sehr licht zu erscheinen pflegt. Noch heute spricht man in diesen Kreisen so pomphaft vom «Culturtragen nach Osten», als hätte die österreichische Regierung im Osten nie Anderes zu verzeichnen gehabt, als eine Reihe glänzender, segensreicher Siege. In Wahrheit steht es damit so, wie leider in anderen Richtungen auch: Pläne und Systeme wechseln so häufig, wie beiläufig auf dem Körper eines Halb-Asiaten die Hemden, also oft von halbem zu halbem Jahr; selten ist der Zweck richtig, noch seltener die Mittel. Ich fühle mich gedrängt, dies auszusprechen, obwohl ich mich von den beiden echt österreichischen Fehlern, dem Pessimismus und der Sucht, Heimisches zu verketzern,

so gründlich frei weiß, als dies einem geborenen Oesterreicher möglich. Aber wer dies Säculum kaiserlich-königlicher «Culturarbeit» überblickt, den muß so viele Indolenz und Inconsequenz verbittern und wenn er zugleich ein Deutscher ist, so muß sich ihm das Herz zusammenziehn bei dem Gedanken, wozu man hier oft den deutschen Namen benützt! Auch im Osten machte sich einst eine glänzende, geniale Initiative dieser Regierung geltend und auch hier knüpft sie sich an den Namen des großen Kaisers, Josef II. Er wollte um seine Länder ein festeres Band schlingen, als den Buchstaben der viel bestrittenen pragmatischen Sanction: eine gemeinsame, die deutsche Cultur. Auch im slavischen Osten hat er dies Ziel kühn, freilich allzujäh, aber doch in genial correcter Weise angestrebt, er machte nicht blos die Verwaltung deutsch, sondern rief auch deutsche Colonisten ins Land und sorgte für Schulen. Unter seinen Nachfolgern blieben nur die Formen aufrecht, der Geist war entflohen. Wohl brüstete sich das patriarchalische Oesterreich, wenn es ihm just in den Kram paßte, als deutscher Staat, aber es war nicht deutsch, nicht einmal in den alten Erblanden, welche man mit Vorliebe durch Tschechen regieren ließ und vor dem Eindringen deutscher Geistesströmungen ängstlich hütete, — noch minder anderwärts. Wenn man erwähnt, daß die Kreisämter in Galizien in deutscher Sprache amtirten, daß die Vorlesungen an den Universitäten deutsch waren, so hat man zugleich Alles

erwähnt, was Oesterreich jemals gethan, um den Osten dem Einfluß deutscher Cultur zu erschließen. Von einer ernsten, planvollen Culturarbeit, wie sie z. B. Preußen in Posen unternommen, war nirgendwo auch nur die Rede und daher das ganze Deutschthum im Osten, wo es sich nicht, wie in der Bukowina, auf die eigene Kraft der Deutschen stützte, nichts als ein Potemkin'sches Dorf, welches denn auch der Sturm von 1848 gründlichst umwarf. In dem gellenden Tohuwabohu der Nationen und Natiönchen, welches damals losbrach, starb auch für alle Welt die Lüge von dem «deutschen Culturstaat» Oesterreich um — zwei Jahre später frisch und fröhlich wieder aufzuerstehen. Man hat neuerdings Herrn v. Bach als großen Organisator gefeiert, der nur nicht Zeit genug gehabt, um glänzende Resultate zu erzielen. Das ist ganz unbegreiflich, wenn man erwägt, daß Bach zwar alle jene Völker und Völklein knebelte, welche heute gegen deutsche Art wüthen, aber nicht minder — die Deutschen selbst. Wäre der Mann selbst ein grimmiger, unerbittlicher, thatkräftiger Germanisator gewesen, er hätte für diese Thätigkeit keinen Dank verdient, denn Eroberungen solcher Gattung braucht das deutsche Volk nicht. Aber er war nicht einmal ein Germanisator, eine nationale Idee war ihm völlig fremd, er war pur et simple ein Reactionär. der, um die Verwaltung möglichst zentralisiren, den ganzen staatlichen Organismus möglichst durch einen Druck be-

wegen zu können, in Amt und Schule die deutsche Sprache wieder einführte. Wäre er der Ansicht gewesen, durch die Pflege einer anderen Sprache z. B. des Tschechischen, den Zweck einer gleichmäßigen Uniformirung rascher zu erreichen, er wäre sicherlich kein «Germanisator» gewesen! Kein Volk in der Monarchie hat Grund, diesem Manne dankbare Erinnerung zu bewahren, die Deutschen aber sicherlich am Wenigsten. Was er für unser Volksthum geleistet, läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß er unser geistiges Streben gehemmt, die deutsche Kraft mißbraucht und den deutschen Namen mit unverdientem Hasse beladen hat. Wahrlich, nicht etwa um einige Bogen zu füllen, habe ich diesen Culturbildern aus der Gegenwart «Halb-Asiens» auch einige aus der Halbvergangenheit, aus der Bach-Zeit eingefügt. Sie gehören in dieses Buch, sie erklären Manches, was sonst fast unbegreiflich wäre. Was nach dem Sturze dieses Mannes folgte, ist bekannt: die armen «Bach-Husaren» mußten nach West-Oesterreich zurück und die junge, constitutionelle Freiheit wurde im Osten hauptsächlich dazu benutzt, Alles zu prügeln, was deutsch sprach. Ach! wir armen Culturträger! Selbst wenn man von dem kurzen Hexensabbath der Epoche Hohenwart absieht, selbst wenn man zugibt, daß derzeit den Deutschen in West-Oesterreich leidlich jene Stellung gegönnt ist, welche sie verdienen, wird man doch, wenn man die Früchte übersieht, welche das Culturtragen nach Osten uns Deutschen einge-

tragen, sich des prächtigen Dictums erinnern müssen, welches einmal D. Spitzer in seinen «Wiener Spaziergängen» ausgesprochen: „Ach! es ist in Oesterreich viel angenehmer und behaglicher, Stadtträger zu sein, als Culturträger!“

Ein Leitartikel hat einst Oesterreich das «Land der Unbegreiflichkeiten» genannt und diese Benennung ist zum geflügelten Wort geworden, ein Beweis, daß sie den Nagel auf den Kopf trifft. Auch im Osten der Monarchie kann man die Richtigkeit dieses Wortes schätzen lernen und nicht blos im Hinblick auf die Vergangenheit. Auch in der Gegenwart blühen da üppig die Unbegreiflichkeiten. Und wenn ich mich nun einer weiteren Aufgabe dieser Zeilen zuwende, und Einiges über die einzelnen hier geschilderten Länder sage, so treffe ich gleich auf die bedeutendste und beklagenswertheste dieser Unbegreiflichkeiten, auf die Art, wie Galizien verwaltet wird.

Diese Verwaltung ist polnisch, nicht blos der Sprache, sondern auch dem Geiste nach. Der Pole herrscht in Galizien mit fast unbestrittener Gewalt, er spielt dort eine Rolle, wie sie der Deutsche in West-Oesterreich nicht spielt. Mit brutaler Offenheit darf er seine nationalen und staatsrechtlichen Sondergelüste proklamiren und zum großen Theil werden sie befriedigt. Und da dies unter den Augen, ja unter den Auspizien einer Regierung geschieht, welche von Deutschen geleitet wird und verfassungstreu ist, so

müssen die politischen Kreise des Westens der Ueberzeugung sein, daß Galizien ein durchweg polnisches Land sei und die Regierung eben, weil sie eine konstitutionelle, den Polen ihr Terrain überlassen müsse. Auch in Deutsch-Oesterreich begegnet man, wenn auch seltener, dieser Ansicht. Aber sie ist grundfalsch. Nichts, gar nichts in Oesterreich ist so unberechtigt, so unbegreiflich, als diese absolute Herrschaft des polnischen Elements in Galizien. Denn gegen die Polen ist in diesem Lande vor Allem der große und tüchtige Stamm der Ruthenen, der trotz des unsäglichen Drucks der Polen so ehrlich und rastlos nach Intelligenz und Entfaltung seiner reichen Kraft strebt; gegen den Polen ist die zahlreiche, materiell wohlgestellte, überaus bildungsfähige, jüdische Bevölkerung, theils weil sie deutsch spricht, theils weil sie den Anschluß an jede andere Nationalität dem Anschluß an das polnische Element vorzieht, von dem sie um ihres Glaubens, um ihrer Rechte willen, unerhörte Mißhandlung erlitten und noch erleidet; gegen den Polen ist der Deutsche im Lande: der Colonist in den Dörfern, der Bürger in den Städten; gegen den Polen ist endlich der Bauer seiner eigenen Nationalität, welcher durch und durch kaisertreu und österreichisch ist, es als eine Beleidigung ablehnt, wenn man ihn einen Polen nennt und oft blutige Beweise dafür gegeben hat, daß er nichts vom polnischen Zukunftsstaat wissen will. Bleibt also als Träger dieser drückenden Herrschaft nur die polnische In-

telligenz, oder was man in Galizien so nennt, und der Adel. Durch unerhörte List, betäubendes Lärmschlagen, patriotische Heuchelei oder frechen Trotz haben sich leider diese Herren die Herrschaft errungen und daß sie sie behaupten, dafür sorgt — das k. k. Beamtenthum in Galizien! Diese Leute sind theils Polen, theils auf den Verkehr mit Polen angewiesen und ihre ergebensten Diener und Helfer. Die Befehle des Wiener Ministeriums verflüchtigen schon in der Lemberger Statthalterei zur Hälfte und in der Kanzlei des Herrn Bezirkshauptmanns werden sie vollends zu Wind und Wasser und — der Wille der Polen gibt die Entscheidung. Nicht das Wiener Ministerium des Innern, nicht das Lemberger Gubernium — nur die polnisch-nationale Partei regiert in Galizien. Bei jeder Landtags-, bei jeder Reichsrathswahl agitirt der Repräsentant der verfassungstreuen Regierung für den foederalistischen Polen gegen den reichstreuen Juden, Ruthenen oder Deutschen. Jede Entscheidung im Schul- und Gemeindewesen hat einzig den Zweck, die Herrschaft des polnischen Elements zu befestigen! Es herrscht da ein unerhörter, himmelschreiender Zustand!

Gegen diesen traurigen Stand der Dinge, gegen die unberechtigte Herrschaft des polnischen Elements in Galizien kämpft dies Buch. Aber nicht etwa gegen die polnische Nationalität. Ich bin kein Feind der Polen und werde es nie werden, selbst nicht durch die bodenlos unfläthige

Art, in welcher mich die polnischen Blätter dieser Feindschaft beschuldigen. Für die Lichtseiten des polnischen National-Charakters hat kein anderer deutscher Schriftsteller so warme Worte gefunden als ich, und rastlos habe ich mich gemüht, die großen Poeten der reichen polnischen Literatur der Beachtung meiner deutschen Landsleute zu empfehlen. Wo die Polen die Unterdrückten sind, wie in Rußland, da gilt ihnen — ich verweise auf die Bilder des zweiten Bandes — mein wärmstes Mitgefühl und mit Leid und Trauer berichte ich, wie dort diese Nationalität unter der Faust des Moskowiters verröchelt. Wo aber der Pole ein Gleiches thut, wie der Moskowiter in Rußland, wo er selber zum brutalen Unterdrücker anderer Nationalitäten wird, da kämpfe ich gegen ihn. Ich bekämpfe die polnische Herrschaft in Galizien vor Allem als Deutscher, weil mich die Vergewaltigung des Deutschthums im Lande empört, die Scheelsucht gegen das Deutsche Reich anwidert, ich kämpfe gegen sie als Oesterreicher, weil ich die Frivolität verachte, mit der diese Herren unser Vaterland, welches stets so gütig gegen sie gehandelt, nur als Etappe für ihren Zukunftsstaat betrachten, ich kämpfe gegen sie aus Gerechtigkeitsliebe, weil es mich empört, Jemand um seines Glaubens, um seiner Nationalität willen leiden zu sehen, ich kämpfe gegen sie aus Patriotismus, weil Galizien durch diese „polnische Wirthschaft" geschädigt, in seiner geistigen und materiellen Entfaltung geschädigt wird. Und mag auch

dieser Kampf ein anscheinend fruchtloser sein, so erfülle ich doch meine Pflicht, und ein Wort, welches für Wahrheit und Gerechtigkeit gesprochen wird, bleibt schließlich selten ein vergebliches!

Wie für die Polen in Rußland, kämpfe ich also für die Ruthenen in Galizien, für die Juden in diesem Lande und Rumänien. Ich habe wärmste Sympathie für ihr unverdientes Leid und mühe mich, einen Einblick in ihr Volksleben zu eröffnen und dadurch nachzuweisen, daß sie eines besseren Looses werth sind, als es ihnen bis heute zu Theil wird. Aber trotz dieser Sympathie wahre ich mir doch auch diesen Nationalitäten gegenüber meine volle Unbefangenheit und betone auch das, was mir an ihnen tadelnswerth erscheint. Wenn ich hierdurch manchmal die Empfindlichkeit jener verletzt habe, für die ich streite, so thut mir dies leid, aber die Wahrheit steht mir höher, als jede Rücksicht. Uebrigens fühle ich mich just aus Wahrheitsliebe gedrängt, hinzuzufügen, daß insbesondere für manchen Fleck im jüdischen Volksthum nicht den Juden die Verantwortung auferlegt werden muß, sondern ihren Drängern. Hätte ein anderes Volk gelitten, was über die Juden im Osten gekommen, es stünde schwerlich höher, sondern höchst wahrscheinlich tiefer. Wenn der polnische Jude nicht auf jener Stufe steht, welche der Deutsche oder Franzose jüdischer Confession erklommen, so ist eben nicht er

anzuklagen, sondern der polnische Christ. Denn — jedes Land hat die Juden, die es verdient*)!

Ich habe an dieser Stelle von den politischen Verhältnissen Galiziens ausführlich sprechen müssen, weil ich es im Buche unterlassen. Meine Culturbilder, die anscheinend so wenig politisch sind, wären gleichwol ohne Berücksichtigung dieses wichtigen Factors dem Leser des Westens kaum verständlich. Um so kürzer kann ich mich bezüglich der andern Länder fassen. Was Südrußland betrifft, so tritt in meinem Buche insbesondere, wie bereits erwähnt, das Verhältniß der Russen zu den Polen in den Vordergrund, und was ich sonst an ethnographischem und literarhistorischem Materiale biete, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Ueber Rumänien, dieses eben so schöne,

---

*) Dies Wort ist mein geistiges Eigenthum. Ich würde diesen geringfügigen Umstand sicherlich nicht erwähnen, hätte nicht der Abgeordnete Herr Dr. Menger meinen Ausspruch seiner, im Februar 1876 im Wiener Abgeordneten-Hause gehaltenen Rede einverleibt und zwar leider, wahrscheinlich nur in Folge eines Uebersehens, nicht in Form eines Citats. Das Wort machte im Hause viel Glück, die Journale glossirten es eifrig u. s. w. — Herr Dr. Menger galt als der Autor. Ich hielt die Sache einer ausdrücklichen Richtigstellung nicht für werth und thue es jetzt nur nebenbei, weil sich die Gelegenheit bietet. Ich habe das Wort 1868 in der „Oesterreichischen Gartenlaube“ zum ersten Male gebraucht und seitdem an verschiedenen Orten sehr oft wiederholt, so z. B. wenige Monate vor jener Rede im Feuilleton der „Neuen freien Presse“ und zwar von eben denselben Verhältnissen und in eben demselben Zusammenhange, wie jene Rede . . . .

als unglückliche Land, habe ich im Buche selbst jene Andeutungen gegeben, welche das Verständniß erleichtern sollen, sowohl über den Gang der Cultur in diesem Lande, als über die politischen Verhältnisse habe ich im ersten Baude das Nothwendigste gesagt. Weil mir auch in Rumänien vieles „asiatisch" erschienen, so wurden auch von der Presse dieses Landes die einzelnen Skizzen mit einem wahren Wuthgeheul begrüßt. Mein Trost ist nur, daß es mindestens ein Land im Osten, die Bukowina, gibt, in welchem ich als Freund betrachtet werde. Aber auch dafür kann ich wenig. Die Bukowina ist eben ein Land, das man aus vollem Herzen loben kann und dessen Culturverhältnisse darzulegen ein Vergnügen ist. Wenn ich mir dies Vergnügen im Buche vielleicht in zu großem Maaße gegönnt, so mag man es mir verzeihen: wer so viel tadeln muß, hört, wenn er endlich einmal loben kann, auch im Lob nicht gerne rasch auf.

Was die Form dieser Bilder betrifft, so habe ich ehrlich nach künstlerischer Darstellung gestrebt und bin mir bewußt, immer meine eigenen Wege gegangen zu sein. Was sonst darüber zu bemerken wäre, ist nicht meines Amtes zu sagen.

Aber das Hauptgewicht liegt doch auf dem Inhalt. „Vincit veritas!" steht auf dem Titelblatte dieses Buches. Es ist nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß diese Devise sich darauf findet, aber hätte ich ein Motto zu wählen ge-

habt, ich hätte mir kein besseres zu finden gewußt. „Vincit veritas!“ In dieser trostreichen Ueberzeugung schließe ich die Eingangsworte meines Buches, welches im Dienste der Wahrheit steht. Von vielem Dunklen und Trostlosen habe ich berichten müssen, die Lüge und das Vorurtheil liegen wie dicke Nebel über dem Lande meiner Heimath, aber wir wollen rastlos bleiben und den Muth nicht sinken lassen ...

„Vincit veritas!“ ...

Der Aufstand von Wolowce.

Ueber die sonnige Haide ging ein Summen, leise und unablässig, als schliefe sie und das wäre ihres Athems Ton. Ich lauschte darauf, wie ich so langsam im Sonnenbrande dahinschritt, und lauschte und konnte nicht ergründen, woher das leise Tönen rühre. Aehnlich hört sich's, wenn urplötzlich — wer weiß, wovon? — ein Windhauch wach wird auf der Haide und im Wachholder wühlt. Aber diesmal standen die Lüfte still über der erhitzten Erde, und droben am Himmel waren die weißen Wölkchen wie angenagelt, und dennoch schwamm jenes seltsame Summen in den lauen Wellen des Aethers. Gezirpe von Grillen konnte es auch nicht sein; das klingt schrill und aus nächster Nähe; jenes Tönen aber zitterte sanft, halb verweht in mein Ohr. Einmal erlosch es ganz, und es war unsägliche Einsamkeit um mich; kein Ton und keine Bewegung, so weit die ungeheure Glocke des Himmels auf der Ebene stand. Dann wachte es wieder auf; zuerst von einer Richtung her, bis sich mälig wieder das Netz der Töne über die ganze Haide spann. War das Musik, eine Fiedel oder Flöte, aber fern, sehr fern?

War's vielleicht Jacek der Spielmann? Der irre Greis hat sich ein Plätzlein gesucht, wo das Gesträuch dicht zusammensteht und seine flickige Jacke darüber gebreitet, und nun spielt er im Schatten leise auf seiner Fiedel, wild, süß, wirr, wie der Vogel sein Lied pfeift. Heut' wär's ja nicht zum erstenmale; wie oft hab' ich ihn so getroffen, wenn ich aus der Klosterschule fort und in die Haide lief, immer tiefer hinein, den Faltern nach, oder den Wolkenschatten. Ja, der Alte wird es sein — vielleicht wieder drüben beim «schwarzen Kreuz» — da hab' ich ihn an jenem Sonntag zuletzt getroffen. . . .

Und rascher begann ich zu gehen, und immer rascher und — blieb jählings stehen. Ein lautes Lachen kam mich an, und dennoch brannten leise meine Lider. Ich Thor, ich träumender Thor! Fünfzehn Jahre waren's seit jenem Sonntag, und der alte Jacek war längst todt und ich kein wilder Knabe mehr, sondern ein Mann, der sich in aller Herren Ländern müde gewandert und wieder einmal gekommen, die Heimat zu grüßen. Fünfzehn Jahre! Es ist eine lange Frist, und Vieles kann da sterben um uns und im eigenen Herzen. Und Vieles wandelt sich, selbst in dem abgelegensten Winkel der Erde, selbst in einem podolischen Haidestädtlein. Vielleicht waren auch die Leute von Barnow dieselben geblieben und nur ich ein Anderer geworden — ich weiß nicht! Nur Eines weiß ich: während ich so durch die schmutzigen Gäßchen ging, vorüber an den

dumpfigen Hütten und den verwahrlosten Menschen, da habe ich alle jene beneidet, welche ihrer Heimat als einer lichten, freundlichen Stätte gedenken können, ich habe sie sehr beneidet. Und zu jener Stunde war's mir unfaßbar, warum ich doch so sehr an dieser Heimat hänge.

Aber als ich auf die Haide kam, da verstand ich es. Die Zauber der Ebene kamen wieder über mich und machten mein einsames Herz traurig, ergeben und weit. Die alten Träume kamen über mich, und ich ging, ein Lächeln auf den Lippen und doch sonderbar bewegt, auf das «schwarze Kreuz» zu, als müßt' ich dort den greisen Spielmann treffen. Aber er war nicht zu gewahren, obwol von dorther jenes Summen über die Haide klang. Je näher ich kam, desto deutlicher wurde es, desto schriller. Es waren zwei Hirtenpfeifen gewesen, die in der Ferne so zauberisch getönt.

Das Kreuz ist mächtig und plump gefügt, aus schwarzbemalten Tannenbalken. Kein Christus hängt daran, nur der Umriß einer Hacke ist am Fuße groß und roh eingeschnitten. An einem großen Tage ward dies Zeichen aufgerichtet: da die Hörigkeit von den Leibern dieser armen Menschen fiel. Darum haben sie die Hacke eingeritzt, das Merkzeichen des freien Mannes. Auch einige Birken sind ringsum gepflanzt, der einzige Schatten, soweit das Auge blickt. Darum rastet unter diesen Bäumen gern das fahrende Volk, das im Sonnenbrand über die Haide zieht:

die Zigeunerschaar, welche rastlos stehlend umherwandert und daneben wahrsagt, fiedelt und die Pferde kurirt; der Drahtslovake; der ukrainische Tagelöhner; der jüdische «Dorfgeher», welcher von Sonntag bis Freitag von Gehöft zu Gehöft zieht und Waare und Schmeichelworte vertauscht gegen Geld und Schläge; der fremde Gaukler; der russinische «Sänger», sehr ehrwürdig und sehr eigenthumsgefährlich, welcher unserem zahmen Bauer von den Großthaten seiner Ahnen und Stammgenossen, der Kosaken berichtet und sich dabei demüthig durchbettelt; endlich Bettler ohne poetische Beschönigung, Bettler schlechtweg, jeglicher Nation, jeglichen Glaubens, bis herab auf den «Schnorrer», welcher daneben auch Talmudist ist und lebendige Zeitung für seine Glaubensgenossen. Sie alle rasten hier unter den Birken und trinken aus der Quelle, die hervorsprudelt; der Platz ist selten verödet, und selbst wenn von dem fahrenden Volk Niemand zur Stelle, so freuen sich doch einige Hirten der Kühle. Denn der Hügel, auf dem sich das Kreuz erhebt, bildet zugleich die Markung zwischen den Triften des Städtleins Barnow und des Dorfes Wolowce.

Auch heute saßen nur zwei Hirten da und bliesen auf ihren Schalmeien wirr durcheinander, daß es schrill und häßlich klang. Aber als ich ganz nahe herankam, da verstummten sie und erhoben sich. Es waren Knaben, dreizehn-, vierzehnjährig, Flachsköpfe mit stumpfen Gesichtern

und jenen sonderbar traurigen Augen, die man bei allen Menschen findet, welche einsam heranwachsen in der großen Ebene. . . . . Sie waren sehr einfach bekleidet, der Eine nur mit Hemd und Hose aus gröbstem grauen Linnen, der Andere hatte einen braunen Serdak an, aber dafür kein Hemd darunter. Ueberhaupt war der Letztere der Elegantere, denn er trug einen Strohhut, während sich der Andere mit einem verschossenen blauen Soldatenkäppi behalf. Sie entblößten ihr Haupt vor mir, hielten aber die Kopfbedeckung dicht am Ohr, um sich mit derselben Hand hinter dem Ohr kratzen zu können. Höflichkeit schützt vor Verlegenheit nicht.

Ich mehrte diese Verlegenheit nicht, ich nickte den Hirten zu, aber ich sprach sie nicht an — was hatte ich auch von ihnen zu erfragen? Ob Der oder Jener noch lebe, der mir hier einst eine Pfeife geschnitzt oder eine Geschichte erzählt?! Todt! — wie oft hatte ich diese Antwort heute drinnen im Städtchen gehört; ich hatte genug daran, übergenug. . . . Ich warf mich unter die letzte Birke hin, weitab von den Hirten, und dachte an die alte Zeit und jenen Sonntag vor fünfzehn Jahren.

Es war dies ein schöner, schier lenzheller September-tag gewesen, und ich war auf die Haide hinausgegangen, Abschied von ihr zu nehmen, denn morgen sollte ich wie-

der fort auf die lateinische Schule. Und wie ich also, recht müde gewandert, hier unter den Birken saß und ringsum war große Stille — nur zuweilen ging ein Windstoß wie ein jäher Seufzer über die Haide — da wurden mir die Lider schwer und ich schlief ein. Aber ein schrilles Tönen schnitt meinen Traum entzwei, und als ich jählings auffuhr, da glaubte ich erst recht fortzuträumen. Vor mir stand der alte Spielmann, noch zerlumpter als sonst, aber einen großen Blumenstrauß an der Brust, und in den sonst so traurigen glanzlosen Augen glühte es wildfreudig. Bald küßte er seine Fiedel und drückte sie an die Brust, bald strich er wie toll über die Saiten; es klang so beiläufig wie der «Radetzky-Marsch». „Grüß Gott, Paniczu! (Jungherr.) Ich habe dich geweckt, ich muß dir etwas erzählen. Aus dem Kreisgericht komme ich und meine Fiedel habe ich wieder, weil die Muhme Kasia sie mir aufbewahrt hat, und jetzt übe ich mir den Marsch da ein — den spiele ich, wenn man den Herrn Wincenty doch endlich zum Galgen führt.“ Und wieder klangen lustig die Tacte. „Aber wo sind die Anderen?“ fragte ich. — „Noch im Kerker — wegen Rebellion! Mich haben die Schreiber freigelassen: «Du kannst gehen, du bist verrückt.» Nun, Paniczu, verrückt bin ich, das ist wahr, der Starost hat mich verrückt gemacht, wie ich noch jung war. Aber das weiß ich doch: Noch lebt der Kaiser, und er wird erfahren, was geschehen ist, und was dann?! Hei!

Dann legt er den Mund an den Draht*) und sagt den Schreibern beim Kreisgericht: «Lasset die Leute von Wolowce heim, es sind brave Leute, auch wenn sie in der Verzweiflung Dummheiten gemacht haben, und was den todten Husaren betrifft, so laufen ja noch genug Zigeuner herum, die man einfangen kann und blau anziehen und auf ein Pferd setzen.» Und dem kleinen boshaften Schreiber in Barnow sagt er: «Lass' den Herrn Wincenty henken, die Bauern haben Recht gehabt, als sie es thun wollten; er hat es redlich um den Fedko verdient und um die Anderen auch.» Und dann muß der Dicke dran, ob er will, ob nicht, und nimmt sich wieder die Husaren mit, und sie ziehen den Pallasch und blasen und reiten nach

*) Der Bauer in Ostgalizien erweist der Telegraphenleitung große Verehrung, denn durch diesen Draht spreche der Kaiser mit seinen Beamten (Pisary, „Schreiber"). Er lege den Mund an das vergoldete Ende des Drahtes, das in Wien in seinem Zimmer hänge (in dem übrigens Alles von Gold sei), und spreche den Befehl hinein, und der klinge dann fort von Stange zu Stange. . . . Mehr als Einmal habe ich auf meinen Wanderungen einen Bauer getroffen, welcher das Haupt ehrfurchtsvoll entblößt und das Ohr fest an die Stange gedrückt, dastand und lauschte. „Er spricht — aber so still — man kann es nicht verstehen". . . Nur Einmal, in einer Schänke bei Tluste, hat mir ein Bauer hoch und heilig geschworen, er habe ganz deutlich die Worte verstanden: „Ihr Lumpen, nächstens komme ich mit dem „Kantschuk" (Peitsche) über euch." . . . Ich war der einzige ungläubige Zuhörer, sonst glaubten es alle Bauern im Kreise. Warum? Hatten sie Ursache dazu? . . .

Wolowce; aber diesmal gilt's nicht uns, sondern dem Herrn und seinen Knechten! Und der Dicke sagt betrübt zum Wincenty: «Herr Bruder, es thut mir leid, aber hängen mußt du!» Und sie führen ihn zum Galgen. Ich aber gehe neben dem Karren und spiele diesen Marsch ... hörst du, Paniczu! diesen Marsch. ..."

Es klang mir noch im Ohr, wie er damals gespielt an jenem schönen September-Nachmittage. .. Aber auf Erden hat der alte Spielmann nicht mehr lange gefiedelt, im nächsten Frühling war er todt. Und der Kaiser hat es nicht erfahren, die Leute von Wolowce sind noch lange im Kerker gelegen, und der Herr Wincenty ist durchaus nicht gehenkt worden, „obwol er es redlich um den Fedko verdient". .. Immer tiefer lockte mich die Erinnerung in jene verschollenen Geschichten, und ich dachte an jenen düsteren unseligen Kampf, der hier gestritten worden, einen Kampf um's Recht, und an den sonderbaren «Aufstand von Wolowce». ...

Ich grübelte lange darüber. Es ist nicht gut, mußte ich mir schließlich sagen, daß solche Geschichten geschehen. Es ist nicht gut für die Polen, nicht für die Ruthenen, nicht für die österreichische Regierung. Und in aller-, allerletzter Linie ist es auch nicht gut für — den lieben Gott! Je höher ein Herr steht, desto mehr muß er auf seine Reputation sehen. Und der liebe Gott steht am höchsten. Er ist allgütig, allgerecht — und da läßt er in Podolien

eine solche Geschichte zu . . . weiß Gott! es ist auch für Gott nicht gut, daß sie geschah.

Aber — sie geschah. Recht alltäglich begann, recht seltsam endete sie. Und in ihre erschütternde Tragik mischt sich ein grell komischer Zug.

. . . Das Dorf Wolowce bei Barnow ist ein großes schönes Gut. Es gestattet seinem Besitzer ein stattliches Leben. Selbst nach Paris kann er von Zeit zu Zeit gehen und dort den Schneidern, Cocotten und Professionsspielern vergnügte Tage machen. Zu vergnügten Jahren freilich reicht das Einkommen nicht hin. Und wenn sich der Mann gar zehn Jahre nicht um seine Wirthschaft kümmert, sondern fortwährend nur die Pariser Menschheit vergnügt macht, dann muß er freilich im elften Jahre nothgedrungen heimkehren, und über sein Haupt kommt Trübsal. Und die Juden dazu.

Damit ist das Geschick des adeligen Herrn Wincenty Barwulski genügend berichtet. Da saß er nun in dem düsteren, verfallenen Edelhofe und kämpfte gegen die Trübsal und kämpfte gegen die Juden. Mit verschiedenem Erfolg! Denn was die Juden betrifft, so warf er sie freilich anfangs kurzweg hinaus, aber schon in den nächsten Jahren mußte er sie zuerst um die Prolongation bitten, ehe sie hinausflogen, und schließlich beschränkte er sich aus guten Gründen gar nur auf das Bitten und gewöhnte sich das Hinauswerfen ganz ab. Die Juden also besiegten den

Herrn Wincenty, hingegen besiegte er die Trübsal. „Denn", sagt Pestalozzi schön und richtig, „ein guter Mensch ist auch glücklich; ihm fließt aus dem reinen Herzen ein unerschöpflicher Quell harmloser Freuden." Wort für Wort paßt das auf den Besitzer von Wolowce, welcher ein guter Mensch war, ein Normalmensch, ein Mustermensch. Den Müßiggang haßte er glühend; ein vergähnter Nachmittag, ein verschnarchter Abend dünkte ihm mit Recht etwas Gräßliches. Darum hazardirte er am Nachmittag und am Abend bis in die Nacht hinein. Wer Macao spielt, der geht nicht müßig, er sitzt und thut etwas: er verliert sein Geld. Uebrigens gewann auch der Normalmensch zuweilen, sogar auffällig, und stand daher bald im ganzen Kreise im Rufe eines fleißigen, fingerfertigen Menschen ... Aber ärger noch als den Müßiggang haßte er alle geistigen Getränke, und sein Caeterum censeo war: „Der Schnaps ist des Menschen Fluch!" Darum vertilgte er ihn, wo er ihn traf, in unglaublichen Quantitäten, nicht minder Wein oder Meth. Allnächtlich schlug er die Schlacht gegen den Dämon Alkohol, allnächtlich ward er besiegt und sank im Morgengrauen unter den Tisch; aber gegen die Mittagsstunde erhob er sich wieder und begann düster und entschlossen die Schlacht von neuem. Er gab seinem Erbfeind keinen Pardon, er forderte keinen — es lag Größe in diesem guten Menschen, sittliche Größe... Aber diese Heldenseele war auch weich und zartester Empfindung

fähig: Herr Wincenty konnte kein Weib weinen sehen, am wenigsten sein eigenes Weib. Denn er hatte bald nach seiner Heimkehr aus Paris geheirathet, theils der Trübsal, theils der Juden wegen. Eine reiche adelige Erbtochter hatte er freilich nicht gefunden, nur eine Schullehrerstochter. Aber keine gewöhnliche. War da nämlich irgendwo in einem podolischen Städtlein ein Schullehrer, der eine schöne Frau hatte, und ein Dominicaner-Kloster, das einen stattlichen Prior hatte. Die Schullehrerin gebar dem Schullehrer ein Mädchen, und als die kleine Aniela heranblühte, erwies es sich, daß sie dem Prior ähnlich sah. Darum liebte sie der Hochwürdige und bestimmte ihr eine große Mitgift. Aber es fand sich kein Freier trotz der Mitgift und trotz der rührenden Schönheit des armen Kindes, welches aus seinen braunen Augen so scheu und traurig in die Welt blickte, als müßte es die Menschen um Vergebung bitten für das Schandmal, welches ihm unverschuldet auf dem holden Antlitz brannte. Die Aehnlichkeit war zu groß — es fand sich kein Freier. Aber ein Mustermensch kehrt sich an keine Vorurtheile, Herr Wincenty heirathete die Aniela, und so lange die Mitgift vorhielt und der Prior lebte, hatte die Aermste keine Launen. Aber als der Hochwürdige starb, da kam Frau Aniela auf sonderbare Einfälle: nur in einem eiskalten Zimmer wollte sie schlafen, nur schimmeliges Brot als einzige Nahrung genießen, und dazu geißelte sie sich täg-

lich so heftig, daß der arme junge Leib über und über bedeckt war von blutigen Striemen. Ja! sie that sich das Alles selbst an; so versicherte wenigstens Herr Wincenty seine Spießgesellen, wenn selbst diese rohen Herzen etwas wie Mitleid verspürten und ihm sagten: „Bruder, fürchte dich vor Gott, nimm eine Hacke und mach's auf einmal ab, aber quäle deine Thränenweide nicht so stückweise zu Tode!" Die «Thränenweide»; denn die Frau weinte beständig. Und der gute Wincenty konnte sein Weib nicht weinen sehen. Darum jagte er sie einmal in eisiger Winternacht zum Thor hinaus. Am nächsten Morgen fand man sie erfroren auf der Schwelle . . .

So ein Mustermensch war Herr Wincenty Barwulski. Weitere Proben wären überflüssig; auch schreibt es sich schlecht, wenn sich die Hand unwillkürlich zur Faust ballt. Aber ein schöner Zug muß noch nothwendig hervorgehoben werden, weil sich auf ihm diese Geschichte aufbaut. Herr Wincenty war nicht schön, nein. Auf dem schwammig aufgedunsenen Körper, welchen zitterige Beinchen mühsam vorwärts schleppten, saß ein Kopf, ganz kahl, selbst ohne Brauen, einem runden, gelblichgrünen Kürbis überaus ähnlich. Nur allnächtlich zur späten Stunde, wenn sich die Schlacht wieder einmal ihrem Ende und Herr Wincenty der Diele zuneigte, da flammte der Kürbis violett. Schön also war er nicht; aber warm schlug sein Herz für das Schöne. Darum war kein Weib und keine Dirne

in Wolowce vor ihm sicher; folgte sie nicht willig, so brauchte er Gewalt — wozu hat ein Edelmann Knechte und Stricke im Hause?! Anfangs liefen die armen Bauern nach Barnow und klagten dort dem «Schreiber» ihr Leid, dem allmächtigen k. k. Bezirksvorsteher, dem adeligen Herrn Teofil von Strusek, was zu Deutsch «Hausknechtlein» bedeutet. Manchmal nahm der Mann die Klage zu Protocoll, manchmal auch nicht; der Effect blieb derselbe. In der That war es lächerlich, einem adeligen Polen zuzumuthen, daß er einer armseligen ruthenischen Dirne wegen einen andern adeligen Polen in's Zuchthaus bringe; es war höchst lächerlich! Das erkannten allmälig selbst die dummen Bauern und sparten sich den Gang in die Stadt. Auch wußten sie, daß Herr Wincenty ihnen schließlich ihre Weiber und Töchter wiedergab — in drei, vier, höchstens acht Tagen — der Gute konnte ja kein Weib weinen sehen! ... Aber eine furchtbare Erbitterung sammelte sich allmälig in diesen sonst so stumpfen, geduldigen Menschen, ein unsäglicher Haß ...

Jählings sollte er zum Ausbruch kommen. Es ist eine Art Dorfgeschichte, freilich nicht in dem beliebten und lieblichen Idyllen-Genre. Da lebte nämlich zu Wolowce ein junger, stattlicher Bauer, Fedko Hawliuk. Ein prächtiger Mensch, dieser Fedko, ein riesenstarker, schöner, ernster Bursche — wer ihn so ansah, mußte an die alten Heldenlieder dieses geknechteten Volkes denken; das war noch

eines jener «Falkenangesichter», vor denen einst Polen und Tataren sich zitternd verkrochen. Er hielt auch etwas auf sich und blickte sehr stolz in die Welt, erstens als der Erbsohn des reichsten Bauerngutes im Dorfe, welches nach dem Tode seiner Mutter an ihn fallen mußte, zweitens als verabschiedeter k. k. Corporal von Nassau-Infanterie. Er war Soldat gewesen, hatte Lesen und Schreiben gelernt und war in den westlichen Provinzen auf die Entdeckung gekommen, daß auch der Bauer ein Mensch ist. So hätte sich dieser Mensch auch ohne besondere Ursache nicht glücklich fühlen können als Unterthan des Herrn Wincenty. Es war aber auch noch eine besondere Ursache da.

Natürlich eine Liebesgeschichte. Xenia hieß das Mädchen und war ein hübsches, blondes Ding, dabei sehr arm. Trotzdem machte sie der Fedko zu seiner Braut und nicht, wie er wohl gekonnt hätte, zu seiner Metze. Er hatte sie eben so recht mit dem Herzen lieb — zuweilen kommt das auch bei podolischen Bauern vor. Ja, so sehr liebte er sie, daß er, zum großen Staunen der ganzen Gemeinde, sein wildes Blut im Zaume hielt, wenn er auf Urlaub zu Hause war. „Meine Xenia muß mit dem Kränzlein im Haar vor den Altar treten", pflegte er stolz zu sagen.

Aber als er nun endlich mit dem Abschied heimkam, da war es nichts damit, nicht mit dem Kränzlein, nicht mit der Hochzeit. Das hatte Herr Wincenty verschuldet mit seinen Knechten und Stricken. . . .

Als der Fedko das hörte, wurde er todtenblaß, doch sagte er nichts. Nur ging er sogleich nach dem Schlosse und suchte den Herrn. Aber Wincenty war damals gerade im Bade Iwonicz. Dann ging der Bauer zu seiner Braut. Sie sah entsetzlich aus, um zwanzig Jahre gealtert. Aber sie wurde nicht ohnmächtig, als er kam; sie konnte ihm ruhig in's Auge blicken und erzählte ausführlich, wie sich die Unthat gefügt. „Du mußt ihn tödten!" schloß sie. „Natürlich muß ich das", erwiderte der Fedko. „Leider ist er nicht da, wir müssen warten. Wenn er kommt, dann erschieße ich ihn und lasse mich sogleich mit dir trauen. Und dann gehe ich nach Barnow und übergebe mich des Kaisers Schreibern . . ."

Das stand fest in ihm, ganz fest.

Aber es kam doch anders. Da war ja außer der Xenia auch noch seine Mutter, die ihn in Todesangst anflehte, sich nicht zu Grunde zu richten; da war der Pope, der ihm mit dem ewigen Feuer kam und den Höllenstrafen; da war sein Kamerad, der Ex-Gefreite Hritzko Barila, welcher ihm sagte: „Herr Corporal! was wird das Regiment sagen, wenn es hört, daß du als Mörder am Galgen gestorben bist? . . ." Das wirkte auf den Fedko, vielleicht das Letzte am meisten. Vierzehn Tage ging er einsam umher und grübelte, dann kam er heim: „Ich will's versuchen zu leben." Und der Xenia sagte er: „Verachte mich, aber ich kann's nicht thun." — „Dann kann ich

auch nicht dein Weib werden", erwiderte sie. Und sie ging aus dem Dorfe fort und verschwand spurlos.

Sie ist nie wiedergekommen. Es gibt tiefe, stille Weiher auf unseren Haiden ...

Darauf vergingen drei, vier Jahre. Und während dieser Jahre verging keine Woche, in der nicht der Fedko einem Heirathsvermittler die Thür gewiesen hätte. Denn durch Zwischenhändler schließen alle Leute in Podolien die Ehe: die Juden in den Städten, die Adeligen auf den Höfen, die Bauern in den Dörfern. Man sieht darauf, daß das Geld und die Familien einander ebenbürtig sind; die Herzen haben ja dann Zeit, sich zu finden, nach der Hochzeit ... Vielleicht wundert das Manchen und er denkt: im rohen Osten, wo doch elementare Leidenschaft häufiger unter den Menschen, sollte auch die Liebe oder mindestens das sinnliche Begehren bei der Eheschließung ein größerer Factor sein, als dies, scheußlich genug! im Westen der Fall. Aber der vergißt, daß auch der Trieb nach Besitz ein elementarer Trieb ist, just bei rohen Naturen am stärksten — ein ganz verwünscht elementarer Trieb ...

Darum ist es ein blühendes Geschäft, dieser Menschenhandel, bei uns und in Podolien. Auch zum Fedko kam endlich Einer, der nicht hinausgeworfen wurde. Aus verschiedenen Gründen nicht. Erstens hatte der junge Bauer schon häufig über das Sprüchlein nachdenken müssen, welches in allen Zungen des Ostens klingt: „Eine Wirthschaft

ohne Frau ist wie eine Schänke ohne Schnaps." Zweitens handelte es sich da um eine sehr hübsche, sehr brave und sehr reiche Dirne. Und drittens wußte der Fedko, daß diese schwarze Hanusia aus Okulince ganz rasend in ihn verliebt sei. Vielleicht entschied dies Letztere. Denn dieser Bauer hatte ein Herz, ein schwärmerisches Herz sogar; er hat es auch später oft bewiesen bis zu jener Stunde, da die Kugel aus dem Rohre des krummen Michalko geflogen kam und dies stolze, unglückliche Herz durchbohrte .... Also: der glückliche Zwischenhändler kam und ging zwischen Wolowce und Okulince, und bald kam und ging auch der Fedko, und einige Wochen darauf war die Hochzeit.

In Wolowce wurde sie gefeiert, an einem Sonntag so um die Pfingstzeit herum, wenn der Frühling in Podolien anhebt. Denn in diesem Lande ist er ein später Gast, aber wenn er gekommen, dann ist er hold und wunderthätig, wie allüberall. Die öde Haide blühte, der Himmel lachte und die Lerchen sangen, und auf der Erde lachten und sangen die Menschen, daß der Frühlingstag zitterte. Am Vormittag war die Trauung gewesen, und weil das junge Paar sehr reich war, so hatte der Pope eine ungeheuer lange Predigt gehalten. Und während er bei Minderbemittelten zu schließen pflegte: „So möget ihr denn mit Gottes Hilfe recht glücklich sein!" schloß er diesmal: „Ich weiß es bestimmt, es ist Gottes Wille, daß ihr sehr glücklich werdet." Es war dies etwas unvorsichtig

von dem Manne, denn entweder wußte er es doch nicht bestimmt oder änderte sich Gottes Wille binnen wenigen Stunden — über Beider Haupt ist unsägliches Unglück gekommen . . .

Nach der Trauung zog Alles zur Schenke, auch der Pope, und trank und tanzte, auch der Pope, und sehr Viele besoffen sich, auch der Pope. Es war eine Hochzeit, wie sie das Dorf noch nie gesehen; drei Capellen spielten auf, Juden, Czechen und Zigeuner, und außerdem noch der alte Jacek. Und als die Dämmerung einbrach, da konnte der kleine Moschko noch dreister betrügen als bisher und den Schnaps zur Hälfte mit Wasser mischen — es merkte doch kaum mehr Jemand, was er trank.

Zu dieser Stunde also, da bereits draußen dichte Schatten lagen und nicht minder in den Köpfen, kam ein unerwarteter Gast zu dem Feste. Ein guter Mensch nimmt auch an fremder Leute Freude gern theil. . . . Von draußen hörte man, wie die Zigeuner einen Tusch losließen, aber jählings stockten, dann wie die Bauern wirr durcheinanderriefen. Und durch die Reihen, welche sich ihm zögernd öffneten, schritt, von den Nüchternen scheu begrüßt, von den Trunkenen grimmig angeglotzt, Herr Wincenty daher und in die Schänkstube an den Tisch des Brautpaares. Er grinste freundlich, und als er bemerkte, wie Alles jählings verstummte und der Fedko entsetzlich bleich wurde, grinste er noch freundlicher. „Guten

Abend, ihr Leute! Ich komme dir meinen Glückwunsch zu bringen, du glücklicher Bräutigam, von Herzen, von ganzem Herzen!" Der Vater der Braut erhob sich verlegen, aber Fedko blieb sitzen und starrte seinen Todfeind finster an. „Also das ist die Braut!" fuhr der Gute herzlich fort und kniff die Hanusia in die Wange. „Wetter! Ist das ein Prachtmädel! Das ist doch ein anderer Bau, als bei der Xenia. An der war nicht viel d'ran, mein lieber Fedko, glaube mir." Der junge Bauer sprang auf, alles Blut schoß ihm in den Kopf, jählings tastete seine Hand nach der Stelle, wo er sonst den Gürtel trug und das breite Messer drin. Herr Wincenty bemerkte es, und der gelbe Kürbis wurde noch gelber, soferne das überhaupt möglich war. „Also gute Unterhaltung, ihr Leute, gute Nacht." Und rasch machte er sich aus dem Staube.

Es ist ungewiß, was er mit diesem Besuche vorgehabt. Vielleicht wollte er sein Opfer noch einmal öffentlich höhnen, ehe er es in der Stille ganz vernichtete. Vielleicht wollte er sich auch vorher die Hanusia ansehen, ob sie des neuen, ungeheuren Frevels werth sei. Thatsache ist, daß dieser Frevel geschah.

Das frohe Lärmen war bald wieder losgebrochen, nachdem Herr Barwulski gegangen. Nur Fedko saß still und finster da, die Uebrigen tanzten und tranken weiter. Und als die zehnte Stunde schlug, formirte sich Alles, was noch die Beine bewegen konnte, zu einem fröhlichen Zuge.

Die Musikanten vorauf, mit Fackeln und Laternen geleitete man die Neuvermälten in das Haus des Fedko. Dort blieb das Paar allein zurück, alle Anderen zogen wieder in die Schänke. Und weiter ging das Tanzen, Trinken, und Johlen, aber schwächer und schwächer. Immer weniger Füße tanzten, immer mehr Kehlen schnarchten. Drinnen im dumpfigen Raum und draußen auf dem Anger lagen die Schläfer dicht umher. Auch die Musikanten waren eingenickt, und der kleine Moschko wankte vor Müdigkeit und vergaß sogar das Mischen. Als der Morgen grau und zögernd herankam, saß nur noch ein Haufe unverwüstlicher Zecher, darunter Hritzko Barila, um den Tisch vor der Schänke, und der alte Jacek spielte ihnen unermüdlich auf, was ihm in die Finger kam.

Da brach er schrill ab und starrte auf die Dorfgasse, als sähe er dort ein Gespenst. Im fahlen Scheine der Dämmerung kam da langsam, sehr langsam eine Gestalt herangewankt, auf die Schenke zu. „Jadwiga!" schrie der Greis wild auf — wer weiß, welche Erinnerung dem armen Wahnsinnigen im Herzen erwachte! — „Jadwiga! meines Starosten Tochter!"

Aber der Hritzko erkannte es besser. Mit einem Angstschrei sprang er auf und auf jenes Weib zu, welches sich da mühsam heranschleppte. „Hanusia! Was ist geschehen? Wo ist der Fedko? . . ."

Sie starrte ihn an, als verstünde sie ihn nicht. Ihre Züge waren gräßlich verzerrt; Grauen und Schmerz lagen ihr auf dem Antlitz wie eingemeißelt. Sie war halb entkleidet; an Nacken und Armen die Spuren von Geißelhieben; die wenigen Kleider hingen ihr zerfetzt, blutgetränkt um den mißhandelten Leib. „Euer Herr!“ stöhnte sie. „Der Fedko liegt gebunden . . . mich haben sie ins Schloß geschleppt . . . und jetzt hinausgestoßen“ . . .

Sie brach ohnmächtig zusammen. „Tragt sie in die Schänke!“ befahl der Hritzko und stürzte mit einigen Gefährten ins Haus des Fedko. Schwaches Stöhnen klang ihnen entgegen. In der Kammer lag auf der Diele der unglückliche Mann, einen Knebel im Munde, Hände und Füße mit Ketten und Stricken in einen Knäuel zusammengekoppelt. Sein Gewand war zerrissen, alles Geräthe in der Kammer zerschlagen, Blutspuren und Haarbüschel rings umher; der Mann mußte sich furchtbar gewehrt haben. Die Leute banden ihn los. Als sie ihm ins Gesicht blickten, erschraken sie sehr, sie glaubten, er sei wahnsinnig geworden. Er aber fragte vor Allem: „Sind die Leute noch Alle in der Schänke?“ — „Ja, auch die Hanusia.“ — „Dann kommt!“ Aber sie mußten ihn im Gehen stützen. Sie vermieden es, ihm dabei ins Antlitz zu sehen — es ward ihnen zu unheimlich dabei. Denn dies Antlitz war aschgrau und ganz starr, nur die Augen zeigten seltsam wechselnden Ausdruck: bald lohte es wild

in ihnen auf, bald wurden sie starr, fast glasig, wie die eines Todten.

Um die Schänke war Alles wach. Drinnen mühten sich die Weiber wehklagend um die Hanusia. Vor der Schänke standen die Männer, keiner sprach laut, nur zuweilen ging ein dumpfes Flüstern durch die Reihen. Der Rausch war ihnen verflogen; es gibt Dinge, so furchtbar grell, daß sie selbst in das umnebeltste Hirn dringen und die Dünste daraus vertreiben.

Als der Fedko herankam, wurden nur wenige Zurufe laut — es liegt dies nicht in der Natur dieses Volkes, welches langsam und bedächtig ist und unsäglich zäh. Schweigend gaben sie ihm Raum, der Hritzko führte ihn zu einer Bank, darauf ließ er sich nieder. Dicht drängten die Bauern heran, es war eine dumpfe Stille unter den zweihundert Menschen. Nur ein Greis rief schluchzend: „Du armer, guter Mensch!“ Aber die Anderen wiesen ihn zur Ruhe: „Jetzt hat nur der Fedko zu befehlen, wie es zu geschehen hat!“ . . . .

Was geschehen mußte, war ihnen allen klar. . . .

Der Fedko erhob sich. „Ihr Leute“ — begann er. Aber noch konnte er nicht sprechen. Wie er so die geschmückten Leute ansah, geschmückt zu seinem Hochzeitsfeste, und bedachte, was nun gekommen und was er ihnen nun sagen müsse, da war's ihm, als presse eine eiserne Faust seine Kehle zusammen. Eine jähe, schwere Thräne brach

ihm aus den Augen und rollte die Wange herab. Dann begann er wieder: „Ihr wißt Alles, Jenes von der Xenia und das Jetzige. Dieser Mensch ist ein wildes Thier, und wir sind ohne Schutz in seine Hand gegeben und ohne Recht; des Kaisers Schreiber ist ein Pole und sein Freund. Da müssen wir selbst uns rächen und vertheidigen; es ist nicht unsere Wahl, wir müssen. Wie wir uns zusammenthun, den Wolf todtzuschießen, so wollen wir jetzt Alle hingehen und diesen Menschen aufhenken — es ist derselbe Fall. Wer thut mit?"

„Wir Alle!" scholl es ihm stürmisch entgegen.

„Dann kommt!" . . . Fast lautlos setzte sich der Zug in Bewegung und wälzte sich langsam durch die Dorfgasse. Hie und da blieb ein Häuflein stehen, Hacken, Sensen, alte Gewehre wurden herbeigebracht. Die Männer bewaffneten sich. Sie blickten ernst drein; ihnen war wirklich zu Muthe, als zögen sie zur Wolfsjagd aus. Jeder weiß: „Es kann mein Tod sein." Aber Jeder weiß auch: „Es ist meine Pflicht."

So zogen sie in der rothen Morgenfrühe stumm auf das Schloß zu.

So begann der Aufstand von Wolowce.

. . . . Der Edelhof von Wolowce ist anders gebaut, als die meisten Herrensitze in Podolien. Das sind in der Regel große, stattliche Steinhäuser aus dem achtzehnten Jahrhundert, wo dieser Adel noch viel Geld hatte, oder

kleine ärmliche Steinhäuser aus dem neunzehnten Jahrhundert, wo er wenig Geld mehr hat. Stylvolle Prachtbauten finden sich überaus selten, schier noch seltener alterthümliche Burgen. Es ist eben in alten Zeiten gar zu viel Sturm, Krieg und Noth über das arme Land dahingebraust. Da kamen Mongolen und Kumanen, Türken und Rumänen, Schweden, Tataren und Moskowiter und was der sauberen Gäste mehr waren. Was nicht niet- und nagelfest war, das stahlen sie, und was sich nicht in den Schnappsack stecken ließ, so Burgen und Stammwarten, das zündeten sie an. So steht in dieser Landschaft nur weniges aufrecht aus vergangenen Tagen. Und das Wenige läßt man — rascher als nöthig — verkommen. Es ist unter den Polen, wie in jeder sinkenden Nation, wenig Pietät für die eigene begrabene Größe, wenig echte, werkthätige, thatfreudige Pietät — an Phrasen freilich, die nur ein bischen Athem oder Tinte kosten, herrscht gesegneter Ueberfluß, wie sonst vielleicht nur noch in Spanien. Und so hat mancher stolze Edelmann die Burg seiner Ahnen auf Abbruch verkauft, an den Juden . . .

Darum ist die alte, düstere Feste von Wolowce mit den geschwärzten Riesenmauern, den engen Fensterlein und Schießscharten, den drohenden Eckthürmen eine große Rarität im Lande. Es stecken in dem Bau viele gute große Quadersteine, eine seltene Waare in der Ebene, und Herr Wincenty hätte sie gerne versilbert. Aber noch stehen

die Steine zu fest gefügt. Diesen soliden Kitt der Altvordern hat der Mann oft verwünscht, nur in jenen blutigen Tagen nicht, welche der Hochzeit des armen Fedko folgten — da ward ihm dadurch das armselige Leben gerettet. Freilich half dazu auch die eigenthümliche Lage der Feste. Hart, ganz hart an den Fluß hin ist sie gestellt, an den Sereth. Das ist ein trüber, langsamer Geselle; aus stillen Teichen windet er sich zögernd hervor und schleicht langsam seine freudelosen Wege durch die öde Haide und bleibt zuweilen gar stehen und bildet große Sümpfe, bis sich seine gelben Wasser mit dem Blau der Dniesterwoge mischen und rasch fortgerissen werden gegen den Pontus zu. An einer der Stellen, wo der Träge stehen bleibt, ist die Feste aufgerichtet, und so ist sie von der Flußseite her durch den Sumpf hinlänglich gedeckt. Auf der Landseite aber ist ein breiter und tiefer Graben gezogen, über den nur eine schmale Holzbrücke zum Thore führt, und im Graben stehen dunkle, ewig stille Wasser, welche im Sommer bedenklich zum Himmel empordusten. Aber in jenen Frühlingstagen haben sich dieser Sumpf und dieser Graben um den Hals des Herrn Wincenty gleichfalls sehr verdient gemacht. Das Hauptverdienst freilich gebührt dem katholischen Pfarrer von Okulince oder vielmehr nur zweien seiner Eigenschaften, erstens daß er eine Nichte hatte, zweitens, daß er ein dicker Mann war, welcher unmöglich rasch gehen konnte. Darum ist Wincenty Barwulski schließlich doch beim Leben geblieben.

Des Menschen Herz wird häufig von Ahnungen beschlichen, besonders des reinen, des feinfühligen Menschen Herz. Darum befahl Herr Barwulski in jener Nacht seinen Knechten, als es schon gegen Morgen ging: „Nun geißelt mir das Weib noch ganz gehörig im Hof unten, dann aber rasch hinaus mit ihr, sonst kommen am Ende diese dummen Bauern und holen sie ab.“ . . . Darum beruhigte sich sein Herz nicht, auch nachdem dies geschehen war, und er rief wieder seinem getreuen Leibdiener, dem krummen Michalko: „Der Mikita soll die Braunen vor die Britschka spannen, wir fahren nach Barnow.“ Und in Gedanken fügte er hinzu: „Ich weiß nicht, aber mir schwant, daß mir dieser Fedko am Ende sonst noch heute hier Unannehmlichkeiten macht; hat schon gestern so seltsam dreingesehen, das Hundsblut.“ Aber ehe der Mikita wach ward und das Gefährte gerüstet, wurde es heller Tag. Und als der Michalko mit zwei anderen Knechten die Riesenflügel des schweren, uralten, eisenbedeckten Thores öffnete, damit die Britschka hinausfahren könne, da blieben sie entsetzt stehen und schlugen dann eiligst die Flügel zu. In demselben Augenblicke ward auch droben im Fenster des ersten Stockwerkes der gelbgrüne Kürbiskopf des Herrn Wincenty einen Moment lang violett und dann entsetzlich gelb. Denn da wand sich schon der Zug der Bauern zwischen den Obstgärten des Dorfes hervor, auf die Haide hinaus, der Feste zu. Langsam und lautlos schritten sie, wie das Verhäng-

niß schreitet, und das junge rothe Sonnengold umglitzerte ihre Sensen. . . .

„Da kommt der Tod!“ . . . So durchzuckte es droben den Wincenty, so dachte unten in der Einfahrt der krumme Michalko. Aber während darauf der adelige Wicht nur die Hände zitternd vors Gesicht schlug und ein halbvergessenes Gebet zu lallen begann, handelte der Knecht kaltblütig und klug für sich und ihn. Denn ein Hallunke war dieser verkrüppelte Diener, ein Hallunke, der jedem Galgen zur Ehre gereicht hätte; aber ein Mann war er dabei, das bewies er in jener Stunde. Er befahl, die anderen Knechte gehorchten. Binnen wenigen Minuten war das Thor verrammelt, die Dienerschaft bewaffnet und an die Schießscharten vertheilt. Es waren mit dem Michalko vierzehn Mann im Schlosse; ferner einige Weiber, darunter Herr Wincenty, die bargen sich heulend unten im Erdgeschoß . . . „Pfeife ich einmal, so schießt jeder zweite Mann und in die Luft; pfeife ich zweimal, so schießt ihr Alle und in die Menge!“ So befahl der Krumme, öffnete die Mittelthür des Stockwerks und trat auf den kleinen Balcon ob der Einfahrt.

Auf etwa fünfzig Schritte von dem Brücklein waren die Ersten des Haufens bereits herangekommen. „Halt!“ rief Michalko. „Was wollt ihr?“ Stumm drängten sie vorwärts. „Halt! oder es ist euer Tod!“ wiederholte er und pfiff; ein Knall aus sieben Büchsen, die Kugeln zischten über die Köpfe der Menge. Sie stutzte, wich einige

Schritte zurück. Der Michalko nützte den Moment. „Brüder! Was wollt ihr denn eigentlich?! Lebend betritt Niemand die Brücke, das sage ich euch! Aber vielleicht vertragen wir uns im Frieden? Redet — was sucht ihr im Schlosse?" Darauf erwiderte zuerst nur ein lustiges Gefiedel — der tolle Jacek. Dann erhob ein Urlauber in den letzten Reihen das Gewehr, zielte und schoß auf den Knecht. Die Kugel bohrte sich ob dessen Haupt ins Mauerwerk. Aber der tapfere Hallunke lachte: „Also um meinetwillen gebt ihr dem Schlosse die Ehre? Oder war es ein Irrthum? Haltet ihr mich für einen Andern oder gar für einen Rehbock? So sprecht doch! . . ."

Derlei wirkt immer; es fand sich kein zweiter Schütze, der auf den kleinen Menschen angelegt hätte, welcher sich da oben auf dem offenen Balcon als Zielscheibe hinstellte.

Der Fedko berieth flüsternd mit seinem Adjutanten, dem Hritzko. Sie hatten nicht daran gedacht, ob sie Widerstand finden würden oder nicht; es war ihnen auch gleichgiltig; den Wincenty mußten sie fangen und henken, das stand ihnen fest. Und einige seiner Knechte dazu, daran dachten sie so nebenbei. Nun sahen sie, daß die Sache etwas schwierig sei. Das Thor war verrammelt, die Schießscharten besetzt. Wol hatten auch sie einige Gewehre, aber was nützte das gegen die Mauern! Das Eisenthor mußte eingerannt werden, das war klar. Aber die Büchsen der Belagerten bestrichen den Zugang, das hölzerne Brücklein.

„Es muß sein!“ sagte der Fedko seinen Leuten, „aber Einige von uns müssen sterben.“ — „Was liegt daran?“ antworteten sie ihm, „wenn es eben sein muß . . .“ Es ist ein Zug des Fatalismus unter allen Slaven: bei diesem Stamme ist er ins Ungeheure gesteigert. „Ich falle ja doch nur, wenn es mir bestimmt ist“, dachte Jeder. „Der Mensch muß eben seine Pflicht thun.“ . .

Aber der Fedko hatte Mitleid mit ihnen. Er selbst war vernichtet und zerschmettert wie vom Blitz der Baum, aber die Anderen sollten es nicht um seinetwillen werden. Der Wolf mußte freilich getödtet werden, aber vielleicht ging das, ohne daß Menschen ihr Blut vergossen. Es mußte versucht werden. Eine unheimliche eisige Ruhe war über den Mann gekommen, nur in einem Winkel seines Bewußtseins fühlte er sein wahnsinniges Weh lauern, wie eine Wolke.

Er ließ die Anderen zurücktreten, er allein trat vor, bis auf das Brücklein. „Höre, Michalko!“ begann er. — „Ich höre!“ — „Wir suchen den Herrn.“ — „Was wollt ihr von ihm?“ — „Das ist unsere Sache.“ — „Aber meine auch; ich hüte ihm das Haus.“ — „Wenn du es wissen willst, wir bergen es nicht: wir wollen ihn henken!“ — „Gut! aber da müßt ihr ihn in Barnow suchen, er ist in die Stadt gefahren.“ — „Du lügst!“ — „Ich lüge nicht!“ — „Du kannst es beschwören?“ — „Ja!“ — „So wahr deine Seele dem Herrn Christus

zugehören möge und nicht dem Teufel?" — Der Michalko zauderte einen Augenblick; es ist ein furchtbarer Schwur. Aber meine Seele gehört auch ohnehin unter jeder Bedingung dem Teufel, dachte er. „Ja!" erwiderte er laut.

„Du lügst!" sagte der Fedko kalt. „Du bist ein meineidiger Hund, ärger wie ein Jude, ja sogar ärger wie ein Pole. Aber ich spreche weiter mit dir, weil ich Menschenleben schonen will. Du bist ein Galgenstrick, aber ein Ruthene bist du doch! Michalko, ich frage zum letztenmal: Ist der Herr da drin? Schwöre es mir, so wahr deine todte Mutter Ruhe habe im Grabe! Wenn du auch da «Ja!» sagst, so ziehe ich mit meinen Leuten ab und schlage den Wolf in der Stadt todt! —"

Der kleine Mensch erblaßte; zu Allem auf Erden war er fähig, aber seiner todten Mutter im Grabe die Ruhe zu rauben, das bringt kein Sohn dieses Volkes über's Herz. Zweierlei trägt dazu bei: ein sehr düsterer und ein sehr lichter Zug dieses seltsam gearteten Volksgemüths — der Aberglaube, welcher sich sehr viel mit den «Ruhelosen» beschäftigt, so daß just in diesem Stamme die Sage von den Vampyren geboren ward und von da zu den Polen, Moskowitern und Rumänen überging, und andererseits eine rührende Kindesliebe.

Der kleine Schurke stritt einen schweren Kampf, aschgrau, wie die Steinwand, wurde sein Gesicht; „das kostet mir den Hals", flüsterte er dumpf, dann aber rief er

gellend: „Du Narr, du Hahnrei, du glücklicher Bräutigam der Xenia, du glücklicher Gatte der Hanusia! — höre! Der Herr ist im Schlosse! Hole ihn, wenn du Muth hast! . ."

Wild heulten die Bauern in Wuth auf, aber der Fedko stand unbeweglich und winkte sie zur Ruhe. Neben den Michalko war Mikita, der Kutscher, auf den Balcon getreten, ein junger schlanker Bursche. Er war sehr blaß, aus den weit aufgerissenen Augen starrte die Todesangst, und mit bebender, durchdringender Stimme schrie er: „Hört an, ihr Leute, hört an mit Barmherzigkeit, was euch alle Knechte sagen lassen. Sofern sich eure Rache mit dem Herrn allein begnügt, wollen wir sogleich das Thor öffnen und keinen Schuß thun. Aber schwöre uns, Fedko, daß wir bei Leib und Leben bleiben. Wenn ihr uns durchprügeln wollt, in Gottes Namen . . ." — „Du Hund!" schrie Michalko wüthend, „du verrätherische Milchfratze!" Er sprang an dem schlanken Jungen empor und rang ihn blitzschnell an der Gurgel nieder und spie ihm ins Gesicht. „Der Abhub von des Herrn Tische hat dir geschmeckt, und der Abhub von des Herrn Bette hat dir geschmeckt, und in der großen Noth willst du ihn verrathen? Geh' zu den Bauern, geh'!" Und mit übermenschlicher Kraft schwang er den Körper des Röchelnden empor und stürzte ihn über die Brüstung des Balcons hinab in die Tiefe. Auf dem Steinrande des Schloßgrabens schlug der Kopf

des Mikita auf und zerschellte, jäh stürzte der Körper in die Fluth, daß sie hoch emporsprang, dann schlossen sich die dunklen Wasser, und nur ein leichtes Kräuseln war noch auf ihrem Spiegel. . . .

Das war der erste Mensch gewesen, der im Aufstand von Wolowce sein Leben lassen mußte.

Einen Augenblick stand Alles starr und athemlos. Dann sprang der Krumme vom Balcon ins Gemach zurück, und im gleichen Momente kam aus einer der Schießscharten ein Blitz, ein Knall, ein leichtes blaues Wölkchen und Fedko wankte. Die Flinte entsank seiner Hand, der braune Serdak färbte sich dunkel. Das war der erste und letzte Schuß gewesen, den Herr Wincenty selbst gethan. Er hatte sich, als Alles stille geblieben, aus seinem Verstecke hervor- und an die Schießscharte gewagt. Da sah er den Todfeind so allein und nahe vor dem Schlosse stehen, so recht zum Schusse bequem. Da hatte er's gewagt, loszubrennen, weil es Niemand merkte.

Des Führers Wunde entflammte die Bauern. „Urraha! Urraha!“ erhoben sie betäubend den uralten Schlachtruf der Kosaken, und vorwärts stürmten sie über das Brücklein und auf das Thor. Fürchterlich hallte der wüthende Schlag der Aexte auf das Eisen, fürchterlich das Rufen, dazwischen knatterte das Gewehrfeuer der Belagerten, das Aechzen, der schrille Nothruf der Verwundeten, das Wehegeschrei der Weiber und Kinder im Hintergrunde. Und dazwischen

immer und immer das Gefiedel des Wahnsinnigen. . . Aber über all dem Schlachten, Schreien und Streiten, über all den unsäglichen Nöthen spannte sich tief und mild leuchtend, wie ein ruhig sinnendes Auge, der lichte Frühlingshimmel. . .

„Urraha!“ scholl unablässig der Schlachtruf der Männer, „Heilige Jungfrau, dich rufen wir!“ klang unablässig in ihrem Rücken der schluchzende, durchdringende Ruf aus hundert Frauenkehlen. Aber nichts nützte das Kampfgeschrei, nichts die Tapferkeit, nichts das Beten. Der Kampf war zu ungleich. Auf Erden siegt, nicht wer das bessere Recht, sondern wer die bessere Waffe hat. So hat es sich allzeit und allorts und allimmer begeben, und so begab es sich auch an jenem Frühlingstage in diesem abgelegenen Winkel der Erde, da sich ein Häuflein Gemarterter gegen ihren Zwingherrn erhob. Der Kampf war zu ungleich. Eisen vermag nichts gegen Eisen, und so widerstand das Thor den Aexten. Die Bauern aber wurden reihenweise durch die Salven niedergemäht. Auch die vorderste Reihe, die dicht am Thor stürmte, stand nicht ganz gedeckt, denn sie konnte aus den Schießscharten der vorspringenden Eckthürme beschossen werden. Und so mußten die Bauern endlich die todten oder verwundeten Körper der Ihrigen aufladen und sich aus der Schußweite zurückziehen.

Kaum eine halbe Stunde hatte das Schlachten ge-

währt, die sechste Morgenstunde war knapp vorbei; der Thau blitzte auf den Gräsern mit den Blutstropfen um die Wette, die Lüfte wehten kühl und duftig — ein wonniger Lenzmorgen, und so viel Jammer auf der Erde! Kaum eine halbe Stunde hatte das Schlachten gewährt, und acht Menschen lagen erschossen und wol fünfmal so viele verwundet. Von den Knechten im Schlosse war einer todt, einer verwundet. Beide hatte der Hritzko Barila gefällt. Er war der einzige gute Schütze unter den Bauern, der zugleich ein gutes Gewehr hatte. Da hatte er sich nun vor das Brücklein hingekniet, das Gewehr im Anschlag, und hatte scharf gelugt, aus welcher Scharte der Blitz hervorkam und das blaue Wölkchen. Und wie sie hervorkamen, so fuhr auch seine Kugel in die Scharte. So hatte er einen Knecht ins Auge, den krummen Michalko ins Schulterblatt getroffen. Die übrigen Todten und Verwundeten waren Bauern. Herzzerreißend scholl das Jammern ihrer Schwestern, Weiber und Mütter....

Herr Wincenty war ein schlechter Schütze gewesen; Fedko hatte nur eine stark blutende, aber leichte Wunde im Oberarm erhalten. Kaum litt er, daß man sie verbinde, dann war er wieder ganz That. „Beleuchtet die Kirche, wie am höchsten Festtag, bahrt dort die Todten auf, alle in einer Reihe — für eine heilige Sache sind sie gestorben. Die Verwundeten schafft in ihre Häuser. Gregori Barila, des Hritzko Bruder, fährt nach Okulince um den Feld-

scheer." Dann berief er die Aeltesten zum Kriegsrath. „Tagüber können wir nichts ausrichten. Wir müssen die Nacht abwarten, wo die Hunde auf die Stürmenden nicht zielen können. Dann drauf und dran auf das Thor und zugleich brennende Pechkränze in alle Fenster. Man ergibt sich doch lieber, ehe man verbrennt." Alle stimmten zu. Dann schlug er vor, wie man die Zeit bis zur Dämmerung nütze. „Einige winden mit den Weibern die Pechkränze, Andere halten das Schloß im großen Halbkreis umschlossen, daß sich die drinnen nicht mit den Barnowern in Verbindung setzen. Der Rest reitet in die nächsten Dorfschaften, sagt den Leuten, was hier geschehen ist, bittet sie, uns zu helfen. Auch bei der Wolfsjagd im Winter helfen sie uns, heute halten wir Wolfsjagd im Frühling. Wir bedürfen Verstärkung, mir schwant, daß es des Kaisers Schreiber in Barnow erfährt und mit den „Spitzhauben" (Gendarmen) kommt. Zwei Bursche auf den Glockenthurm, sie sollen die Nothglocke läuten, daß es die Leute in den Einschichten hören."

So geschah's. Drinnen im Dorfe wurde das Brandgeräthe gefertigt und zugleich hallte jedes Haus von Jammer über die Todten, die Sterbenden, die Verwundeten. Aber draußen auf der Haide, die in der ersten Morgenfrühe von so gräßlichem Lärmen widergehallt, war es jetzt todtenstill. Im weiten Halbkreis um die Feste glitzerten die Sensen der Bauernwache; auf der Flußseite wachte für sie der

Sumpf. Nur zuweilen kam neuer Zuzug singend gezogen. Oder der Jacek fiedelte urplötzlich einen Tanz. Oder die Nothglocke erhob wieder ihre Stimme, und die kurzen Schläge schrillten unheimlich durch die laue Luft. . . .

Gegen Mittag kam das Wort Gottes von Wolowce keuchend auf die Haide gelaufen. Vergebens hatte sich die Pfarrerin bemüht, es früher aus dem Bette zu bringen; das Wort Gottes hatte sich gestern bei der Hochzeit gar zu schwer besoffen. Jetzt freilich kam es so rasch als möglich und schlug schon von weitem die Hände über dem Kopf zusammen. „Fedko!" rief es von weitem, „das ist ja Empörung!" — „Nothwehr!" erwiderte dieser kalt. — „Aber Gottes Wille ist, daß man sich bei der Obrigkeit das Recht sucht!" — „Wenn man es dort kriegen kann! Im Uebrigen scheint es mir, Hochwürdiger, als wüßtest du Gottes Willen nicht immer ganz genau. Erinnere dich an die Schlußworte deiner gestrigen Traurede!" — „Aber du kannst ja noch glücklich werden!" — „Glücklich!" lachte der arme Mann bitter auf. Dann fügte er leise und dumpf hinzu, daß es wie ein unterdrückter Weheschrei klang: „O wär' ich todt!" — „Geh' heim, Hochwürdiger!" befahl er dann. „Oder hilf die Kranken pflegen. Jedenfalls aber fahre heute nicht nach Barnow, es könnte dir unangenehm werden!" Verdutzt, sehr verdutzt ging das Wort Gottes von dannen.

Gleichwol erfuhr man in Barnow bereits um die

Mittagsstunde von dem Aufstand. Die erste unbestimmte Kunde hatte ein Bettler gebracht. Dann kam ein Bote der Belagerten, ein zehnjähriger Knabe. Er sah scheußlich aus, ganz so, wie in der ruthenischen Sage der Moorteufel — über und über mit einer schwarzen Schlammkruste bedeckt. Er hatte sich aus einem Fenster des Schlosses in den Fluß gestürzt und war hindurchgeschwommen und hindurchgewatet; es war ein Wunder, daß er nicht erstickte. Er brachte im Gürtel ein Schreiben des Wincenty an Teofil von Strusek, den kaiserlich königlichen Herrn Bezirksvorsteher und Duodez-Tyrannen von Barnow. Fast unleserlich waren die Schriftzüge, so sehr hatte dem Wicht die Hand dabei gezittert. „Die Munition gänzlich verschossen . . . das Thor aus den Fugen . . . dreitausend wüthende Bauern . . . wenn nicht augenblicklich Hilfe kommt, sind wir verloren.“ — „Verloren!“ wiederholte Herr Strusek und rannte in seinem Bureau umher, „verloren!“ und verlor den Kopf. Dann raffte er endlich sich und seine bewaffnete Macht auf. Es waren ganze vier Gendarmen. Aber der Bezirksvorsteher Strusek liebte und achtete den Menschen Strusek viel zu sehr, um ihn in eine Gefahr zu stürzen. Er beorderte seinen Untergebenen, den k. k. Bezirkscommissär Ladislaus Krapulinski. „Schaffen Sie Ordnung im Dorfe!“ befahl er kurz und bündig. Und so stieg die Staatsgewalt, fünf Mann hoch, auf einen Leiterwagen und rollte den «dreitausend» Bauern entgegen.

Es klapperten aber einem Fünftel der Staatsgewalt auf dem Wege die Zähne sehr bedeutend. War just kein Held, dieser Ladislaus Krapulinski. War überhaupt ein sonderbar Stück Menschheit, dieser k. k. Bezirkscommissär, werth, daß man es hier so im Vorbeigehen betrachte. Ein hoffnungsvoller Jüngling in den Vierzigen, eine langgestreckte plumpe Gestalt mit ungeheuren Händen und Füßen, die er komisch nach auswärts streckte, der Rücken gekrümmt von Milliarden und aber Milliarden Verbeugungen, die er im Leben gemacht, das Gesicht, in welchem eine röthliche Nase funkelte, unsäglich süßlich. Der Mann hatte nie studirt, war in seiner Jünglingszeit Laborant in einer Apotheke gewesen; wodurch war er k. k. Commissär geworden? Durch Verbeugungen! So war er Schreiber, so Kanzlist, so Bräutigam der ältlichen Schwester seines Chefs und Conceptsbeamter, durch weitere Verbeugungen — die lästige Brautschaft hatte er, nachdem der Zweck erfüllt war, natürlich als Ehrenmann abzuschütteln gewußt — endlich k. k. Bezirkscommissär geworden. Freuen wir uns, daß eine solche Carrière im heutigen Oesterreich nicht mehr möglich ist. Oder gäbe es noch heute im Osten solche Beamte? . . . An wen er sich sacht heranwand, dieser k. k. Bezirkscommissär Ladislaus Krapulinski, den Rücken gebeugt, das Antlitz sanft und süß schmunzelnd, der hatte das unheimliche Gefühl, als krieche da ein giftiges

Reptil an ihn heran. Freilich hatte leider nicht Jeder sogleich dies richtige Gefühl.

Aber der Fedko hatte es.

Kurz und drastisch war die Scene. Als dem Fedko das Nahen der Fünf berichtet wurde, versammelte er einen Haufen seiner Leute um sich und ließ die Staatsgewalt herankommen. Es war ergötzlich — oder war es mehr traurig? — wie sie herankam. Die vier Gendarmen schritten, je zwei und zwei, langsam und ruhig daher. Aber vor ihnen, dann neben ihnen und schließlich hinter ihnen trippelte mit knickenden Beinen, das todtenblasse Antlitz ins Süßliche verzerrt, der k. k. Ladislaus. Als sie dicht vor dem Bauernführer standen, mußte er freilich vorschleichen. Demüthig zog er den Hut und grüßte ergebenst. Dann begann er zitternd: „Mein lieber Herr Fedko ...“ Aber haarscharf schnitt ihm der Bauer das Wort ab. „Commissär, du weißt, daß ich kein Herr bin, und ich weiß, daß ich dir nicht lieb bin. Spare deine guten Worte, sie nützen nichts. Der Wolf muß erschlagen werden. Zu bösen Worten wirst du es nicht bringen, denn du scheinst mir ein bischen Furcht zu haben, aber auch das würde nichts nützen. Geh' heim, ich rathe dir gut, geh' schnell heim!“

Krapulinski folgte, er drückte sich vorläufig gehorsam hinter die Gendarmen. Dem Postenführer, einem alten Soldaten, stieg die Schamröthe ins Gesicht. „Im Namen des Kaisers —“ begann er.

Aber auch ihn ließ Fedko nicht weitersprechen. „Kamerad, du bist ein braver Kerl, aber sieh doch ein, daß du hier unnütz bist. Reden nützt nichts, und was das Handeln betrifft, so seid ihr Vier gegen Dreihundert. Was aber das Wort betrifft, welches du da gesprochen hast, das Wort, daß ihr in des Kaisers Namen hier seid, so möchte ich noch mit dem Furchtsamen darüber reden. Komm' nur heran, Pole, zitt're nicht so, ich beiße dich nicht. Höre an, was ich dir sage, und erzähle es dem Hauptschreiber in der Stadt. Das Blut, das heute hier geflossen und fließen wird, ihr habt es auf dem Gewissen und gegen euch zeugt es vor Gott. Wenn ihr gewaltet hättet, wie es der Kaiser will, gerecht und gut, wenn ihr uns geschützt hättet gegen die Bestien, dann hätten wir uns nicht selbst schützen müssen. Pole! Du kommst an unserer Kirche vorüber, steige ab und sieh' dir die stillen Männer an, die dort liegen, sie sind heute früh noch sehr laut gewesen. Und denke dann auf dem Wege darüber nach, Pole, warum sie jetzt still sind, denke gründlich darüber nach. Und nun — geh!"

Sie gingen und kamen in Barnow bei sinkender Sonne an. Auf der Treppe des Amtes erwartete sie Herr Strusek. „Es hat nichts genützt!" berichtete Ladislaus; „kein Imponiren und keine Drohungen. Sie haben sich vor mir gebeugt und den Saum meines Rockes geküßt, aber auseinandergehen wollen sie nicht, ehe sie Herrn Barwulski

erschlagen. Fünftausend Mann sind's beiläufig. Gegen mich, wie gesagt, waren sie sehr devot und haben mir sogar einen Gruß an den Herrn Bezirksvorsteher auf die Seele gebunden, aber sonst sind sie sehr wüthend. Da kann nur Militär helfen —"

Aber woher Militär nehmen? In Barnow stand keines; in der Kreisstadt, welche sechs Meilen fern war, eine Escadron Husaren. So telegraphirte denn Herr Strusek an den Kreishauptmann: „In Wolowce und Umgegend ungeheurer Bauernaufstand losgebrochen. Achttausend Bauern zusammengerottet, plündern und morden in allen Edelhöfen. Größte Gefahr für Stadt. Augenblicklich Regiment schicken."

... Wie ein blutrother Ball klebte die Sonne am westlichen Rande der Haide, und stumm blickten ihr die Aufrührer nach. Vielleicht zuckte es durch jedes Herz und Hirn: „Wer weiß, ob ich sie morgen aufgehen sehe?" ... Die Nacht brach ein, und es war eine furchtbare Nacht, eine Nacht der Gräuel und der Schrecken, und mancher Mutter Sohn hat an jenem Abend die Sonne wirklich zum letztenmale gegrüßt; als sie wieder aufging, da lag er todt, erschossen oder erschlagen, erhenkt oder verbrannt. Es ist Unmenschliches geschehen in jener Nacht, und schließlich würgte die Bestie die Bestie ab; es ist Unsägliches geschehen — sollte es hier dennoch breit und behaglich gesagt werden?

Nur kurz, was unbedingt nöthig. Unter dem Schutze der Nacht stürmten die Bauern noch einmal gegen das Thor an. Wieder fruchtlos. Wieder wurden ganze Reihen durch die Büchsen der Knechte niedergestreckt. Sie schossen eben in die dunkle festgeballte Masse und trafen auch so sicher, ohne zu zielen. Wieder wichen die Bauern zurück.

Aber bald nahten sie wieder, mit Pechkränzen, Fackeln und anderem Brandgeräthe. Das Dunkel wich grellem, rothem Licht. Nun hätten die Knechte ihren Feind noch sicherer niederschießen können. Aber ihr Feuer schwieg, sie hatten sich verschossen. Das merkten die Bauern und kamen dichter heran, und auf ein Signal flogen die Feuerbrände an hundert Stellen zugleich, mit Steinen beschwert, ins Schloß. Manche Fackel erlosch, in manchem Zimmer löschten die Knechte, aber es war vergebliche Arbeit. Eine halbe Stunde später schlug die helle Lohe zu jedem Fenster heraus, zum Dache empor und in den dunkeln Nachthimmel hinein. Das Schloß und seine Bewohner waren verloren, und schauerlich scholl das jubelnde „Urraha!" der Sieger durch die Nacht.

Nur die beiden Eckthürme und das massive Geschoß unmittelbar über der Einfahrt blieben vom Feuer verschont. Letzteres war günstig für die Bauern; das Eisenthor gerieh nur in mäßige Gluth, und das Holzbrücklein blieb erhalten. So konnten sie noch einmal gegen das

Thor heran, und diesmal ging es aus den Fugen. So stürzten sie durch Rauch und Flammen in die Feste.

Auf manchen Leichnam stießen sie, aber auf keine lebendige Seele. „Sucht nur in den Eckthürmen!" befahl Fedko. Er hatte richtig vermuthet. Aber auch in einem der Thürme waren die Geflüchteten bereits im Rauch erstickt. Es waren die Weiber, welche im Schlosse gewesen, dann drei Knechte, darunter der Michalko. Sie schafften die Leichen ins Freie, und siehe! der Michalko begann in der reinen Luft wieder zu athmen. Da banden sie ihn und schleppten ihn jubelnd auf die Haide.

Das war ihr erster lebendiger Gefangener. Im anderen Thurme fanden sie deren noch vier: drei Knechte und Herrn Wincenty. Er war vor Angst bewußtlos geworden. Die Bauern warfen sich auf ihn, als man ihn vorbeischleppte. Aber Fedko deckte ihn mit seinem eigenen Leibe. „Nicht von eines ehrlichen Menschen Hand, durch den Strick soll der Wolf verenden."

Sie verließen darauf das brennende Schloß und schaarten sich auf der Haide um ihre fünf Gefangenen. „Und darauf wurde leider viel Zeit vertrödelt", hat später der Hritzko Barila vor den Richtern gesagt. Da zimmerten sie zuerst fünf regelrechte Galgen. Dazu brauchten sie einige Stunden, und es wurde heller Tag darüber. Und dann henkten sie die Knechte nach einander auf, damit Herr Wincenty einen guten Vorgeschmack habe. Als Win-

centy sah, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe, stürzte er vor Fedko nieder und bat, ihm einen Beichtvater zu gestatten. Und dieser Bauer hatte, wie erwähnt, ein schwärmerisches Herz; er gewährte die Bitte und schickte um den katholischen Pfarrer im nahen Okulince. Inzwischen knüpften sie zum Zeitvertreibe den Michalko auf und schnitten ihn wieder ab, um das Spiel noch einmal wiederholen zu können. . . .

Der Pfarrer von Okulince ließ lange auf sich warten. Denn er hatte eine Nichte und diese Nichte war zärtlich und wollte ihn nicht zu den wüthenden Bauern ziehen lassen. Und als sie ihn endlich aus ihren Armen ließ, da zog er langsam, denn er war dick. Und als er endlich ankam, da waren bereits andere Leute früher gekommen.

Das war gegen die neunte Morgenstunde. Die Bauern hatten den Michalko zum zweiten Male vom Galgen geschnitten und machten Miene ihn zum dritten Male aufzuhängen. Da dröhnte der Boden — erst fern, dann näher und näher — dumpf hallend wie ein schweres Wetter — helle Fanfaren erklangen drein — die Husaren waren da.

Der Kampf war kurz und eigentlich kaum ein Kampf zu nennen. Ein panischer Schreck hatte die Bauern ergriffen, sie warfen die Sensen fort und liefen davon. Nur einer brauchte sein Gewehr, der Fedko, der erschoß einen Husaren.

Das war der letzte Todte im Aufstand von Wolowce. Rudelweise wurden die Bauern gefangen, die Untersuchung begann, ein hartes, sehr hartes Geschick ereilte die Unseligen, aber ein Todesurtheil ward nicht ausgesprochen.

Der Einzige, dem der Strick zugedacht war, war entkommen. Der Fedko hatte sich ins Hochgebirg geflüchtet. Er wurde ein «Hajdamak», wie die Räuber in den Karpathen heißen. Aber ein sonderbarer Räuber: was er den Reichen nahm, gab er den Armen.

Darum verehrten ihn die Bergbewohner abgöttisch und alle Versuche, ihn zu fangen, waren vergeblich. Alle Preisausschreibung nützte nichts — den Fedko verrieth keiner. Er war ja «unser Rächer!»

Aber er trieb es doch nicht lange. Der Michalko hatte einen Schwur gethan, ihn zu tödten und er hielt den Schwur. Freilich! — er hatte diesen Schwur an einer ernsten Stätte gelobt — am Galgen. So schlich sich denn der tollkühne Mensch ins Gebirge, lauerte dem Räuber auf und erschoß ihn.

Michalko und unser Herr Wincenty lebten in tausend Freuden fort. Der Erstere lebt noch heute. So viele gute Menschen mußten sterben und verderben — nur diese Beiden nicht. Denn die Tugend wird auf Erden gelohnt und das Laster gebührend bestraft. . . .

. . . Das war der Aufstand von Wolowce und diese traurigen Geschichten gingen mir durchs Herz, als ich an

jenem Sommertage, fünfzehn Jahre später, im Schatten der Birken lag neben dem „schwarzen Kreuz", wohin mich die Schalmeien gezogen, die in der Ferne so zauberisch getönt.

Die Burschen saßen noch immer da. Ich erhob mich und trat auf sie zu. „Wie gehts denn jetzt dem Herrn Wincenty?" fragte ich.

„Jetzt geht's ihm endlich schlecht", erwiderte der Aeltere und lachte.

„Wo ist er denn jetzt?"

„„In der Hölle.""

„Also ist er todt?"

„„Seit fünf Jahren.""

„An welcher Krankheit ist er gestorben?"

„„Es war so der Schnaps. . .""

„Und wer ist jetzt Euer Herr?"

„„Der Armenier —""

„Welcher Armenier?"

„„Der Bogdan.""

„Wie heißt er sonst noch?"

„„Sonst heißt er die Wanze.""

„Also seid ihr nicht zufrieden?"

„„O ja!" erwiderte der Junge, „der Vater sagt immer: Die Wanze beißt, der Wolf zerreißt. Und, sagt er, ein Engel wird doch nie Gutsherr in Podolien . . ."

Engel brauchten es nicht zu sein, dachte ich, wenn es nur Menschen wären!

Dann ging ich langsam wieder der Stadt zu. Die weite Haide schwamm im warmen Roth der Abendsonne, nur das «schwarze Kreuz» hob sich dunkel vom leuchtenden Hintergrunde.

Es ward aufgerichtet, da die Hörigkeit von den Leibern dieser armen Menschen fiel. Wann kommt der Tag, da sie von ihren Seelen fällt?

Armes, armes Volk, wann kommt dein Tag?!

Jüdische Polen.

Sie sprechen sonst im Städtlein wenig über Politik. Wie sollten sie auch? Das armselige düstere Nest liegt abseits der Schienenwege, abseits der Heerstraße, nahe der Grenze der beiden Kaiserreiche. Mitten in die große Ebene des Ostens ist es hingestreut, ringsumher ergießt sich die unendliche Haide, und darüber wölbt sich die ungeheure Glocke des Himmels. Und mitten darin leben und weben die Leute von Barnow in dem kleinen, armseligen Städtlein ihr kleines armseliges Leben. Der große Strom der Bildung und Gesittung, der stolz und herrlich alle Lande durchfluthet, hat hieher kaum versprengte Tropfen geworfen. Hier ist noch Alles, wie es vor Jahrzehnten war. Diese Menschen werden im Düster geboren und leben und sterben im Düster, aber sie merken es nicht, denn ihr Blick haftet am Allernächsten. Und Wien und der Reichsrath liegen sehr weit; darum auch die Politik und das Bewußtsein, Staatsbürger zu sein, noch dazu Bürger eines konstitutionellen Staates! . . .

Manchmal freilich kommen doch diese beiden Dinge, die Politik und das Bewußtsein, in die Leute von Barnow

gefahren, nur geschieht dies in etwas eigenthümlicher Art. Vor Jahren geschah es nur von amtswegen und aus Gehorsam gegen die Obrigkeit. Da kam nämlich an den hochedelgebornen Herrn Wladislaus von Witocki, welcher Bezirkshauptmann zu Barnow ist, eines schönen Tages ein Schreiben mit dem großen Amtssiegel der Lemberger Statthalterei, welches festsetzte, daß an dem und dem Tage die Landtagswahl im Städtchen stattfinde. Und dicht hinter diesem Schreiben her kam zu Herrn Wladislaus in höchsteigener Person der noch weit höher und edler geborene Herr Graf Alexander Rodzicki gefahren, der bisherige Abgeordnete dieses Bezirkes, und die beiden Herren hatten eine Conferenz. Am Schlusse dieser Conferenz drückten sich Beide gerührt die Hände, und der Beamte sagte: „Ich gratulire im voraus; denn das halbe Dutzend Ruthenen schadet uns nicht, und was die Juden anbelangt — dafür lassen sie nur unseren Janko sorgen.“ Unser Janko aber stand inzwischen unten am Wagenschlage des Herrn Grafen und strich sich stolz, wie immer, den Schnurrbart. Denn Janko ist immer stolz und hat auch allen Grund dazu. In seiner Jugend ist er ein ruhmvoller Krieger gewesen, und in der Lombardei hat er einmal als Feldwebel, auf ausdrücklichen Befehl des Marschalls Radetzky, die ganze Armee zu einem herrlichen Siege geführt. Da war nämlich einmal «da unten in Italien» ein so heißer Tag, „daß man Eier nur wenige Secunden lang

in die Sonne zu legen brauchte, um sie gesotten zurückzuziehen", und die ganze Armee lag in ihren Zelten; da kamen just «diese verdammten Piemontesen» angerückt. Der greise Marschall berief schnell alle seine Generale und sagte zu ihnen: „Ich alter Mann kann euch nicht selbst anführen, denn ich würde in dieser Hitze binnen einer Minute ohnmächtig vom Pferde fallen. Aber ruft mir den Janko Czupka, den Feldwebel von «Nassau» — das ist nach mir der tüchtigste Soldat des Kaisers, und wenn er sich zusammennimmt, so trifft er es vielleicht noch besser besser als ich. . ." Und Janko hat sich zusammengenommen und hat es richtig, „mindestens eben so gut" getroffen, und die Piemontesen sind gelaufen, „wie die Schafe, sag' ich euch", und — was die Wahrheit dieser Geschichte anbelangt, so wäre es Niemandem in Barnow und Umgegend zu rathen, daran zu zweifeln. Denn Herr Czupka nimmt jetzt auch im Civilstande eine achtunggebietende Stellung ein: er ist Amtsdiener im Städtchen, der einzige Mann dieses Standes, der dem Bezirksgerichte, dem Steueramte und der Bezirkshauptmannschaft zugleich seinen starken Arm leiht und seine würdige Repräsentation dazu. Wenn er «wir» sagt — und er sagt immer «wir» — so ist darunter die Macht und Wucht der drei vereinigten Obrigkeiten zu verstehen, und wenn er in der Schänke sitzt — und er sitzt sehr oft in der Schänke — so rückt Alles ehrfurchtsvoll beiseite und lauscht aus respect-

voller Entfernung seinen Erzählungen. Und ein solcher Mensch sollte nicht stolz sein? . .

Unser stolzer Janko steht also unten am Wagenschlage und reißt ihn demüthig auf, wenn der Herr Graf von der Conferenz herunterkommt. Dieser aber bleibt leutselig stehen und sagt: „Janko, du bist ein verläßlicher Mensch, und ich verlasse mich ganz auf dich." — „Zu Befehl, Herr Graf", erwidert Janko stramm militärisch, und der Edelmann drückt darauf dem Amtsdiener sogar einen Augenblick lang die Hand und fährt davon. Janko aber lächelt selig und hält die Rechte geballt, wahrscheinlich um die Wärme des gräflichen Händedruckes länger nachzufühlen, und geballt versenkt er sie in die Tasche, und wie er sie ausgebreitet wieder hervorzieht, lächelt er noch seliger. . . .

Unter diesen freundlichen Auspicien beginnt die Wahlbewegung in Barnow und nimmt einen überaus einfachen Verlauf. An mehreren Straßenecken prangen polnische Placate, welche von Amtswegen ankündigen, daß am zweitnächsten Montag im großen Gasthaussaale des Aaron Rosenstock die Landtagswahl stattfinde. Aber diese Placate liest im Grunde nur Einer: der ruthenische Pfarrer Herr Wladimir Borodaykiewicz, und der ärgert sich darüber und beschließt, nicht hinzugehen. Die Juden aber lesen sie nicht, denn es gibt vielleicht nicht drei unter ihnen, welche die «christliche Schrift» lesen können, und vielleicht

nicht einen, der mit dieser christlichen Wissenschaft auch zugleich die Kenntniß des Polnischen vereinigt. Aber dieser Hauptmasse der Wähler vermittelt Janko mündlich den Inhalt des Placats. Er trägt die Wahl-Legitimationen aus und das Erscheinen des gefürchteten Repräsentanten der drei Obrigkeiten wird mit sehr gemischten Gefühlen begrüßt. Aber Janko lächelt freundlich. „Dummer Moschko", klärt er den ängstlichen Staatsbürger über seine konstitutionellen Rechte auf, „warum erschrickst du? Ich komme heute weder vom Bezirksgericht, noch vom Steueramt, sondern wir haben festgesetzt, daß am nächsten Montag der gnädigste Herr Graf Alexander Rodzicki nach Lemberg gewählt werden soll, damit die Steuern kleiner werden. Du wirst also Montag mit diesem Papier zum Aaron in den Saal kommen, und wenn du von der hohen Commission vorgerufen wirst, so wirst du den Namen des Herrn Grafen sagen, und dann kannst du wieder laufen."

Nach dieser einfachen Anordnung vollzieht sich denn auch der Wahlact. Nur daß vorher noch zwei kurze Reden gehalten werden. Zuerst versichert der Candidat, daß er ein guter Patriot sei und darum für immer an der Resolution festhalte. Die Juden schweigen, denn sie wissen nicht genau, was das Ding bedeute; aber Janko schreit «Bravo!», und zwar theils aus innerer Ueberzeugung, theils in Folge eines Mißverständnisses. Er verwechselt

nämlich «Resolution» mit «Propination», und daß an der nicht gerüttelt werden darf — das versteht sich, denn wie soll sonst der Mensch seinen Durst löschen? ... Zum Schlusse aber sagt der Herr Graf: „Und was unsere jüdischen Mitbürger anbelangt, so kennen sie mich ja auch nach langjährigem Verkehre." Das ist auch die Wahrheit, der Herr Graf ist nicht stolz, und vielen Juden hat er sogar Stammbuchblätter geschrieben in Form von schön lithographirten länglichen Papierstreifen und versehen mit seiner eigenhändigen Unterschrift. Die zweite, noch kürzere Rede hält der Herr Bezirkshauptmann. Er verliest die einschlägigen Gesetzesbestimmungen und betont besonders den Paragraph, welcher den Regierungsorganen jede Wahlbeeinflussung verbietet, in nachdrücklichster Weise. Dann schließt er mit dem erhebenden Zuruf: „Und nun, ihr Juden, wollen wir den Herrn Grafen wählen!" Und die Juden thun es, und am nächsten Tage liest man in den Lemberger Blättern: „Im Städtewahlbezirke Barnow-Wyczkowa-Solince wurde einer der entschiedensten Vertreter der Resolution, Graf Alexander Rodzicki, einstimmig zum Landtags-Abgeordneten gewählt. Dieses Ergebniß war bei der bewährten nationalen Gesinnung und politischen Reife der dortigen Wählerschaft leicht vorauszusehen. Möge diese Thatsache dazu beitragen, den Wiener Centralisten, besonders Herrn v. Lasser über die wahre Gesinnung unserer Bevölkerung die Augen zu öffnen." ...

Aber, wie bereits oben erwähnt, diese Schilderung gilt von Tagen, die vergangen sind, für immer vergangen! Ein neues «Bewußtsein» und eine neue «Politik» sind in Barnow eingezogen. Im Jahre 1873 war's, bei Gelegenheit der directen Reichsrathswahlen. Da war Alles anders, und zwar zunächst durch den Umstand, daß nicht ein Brief in Wahlsachen nach Barnow kam, sondern vier Briefe.

Der erste trug wieder das Lemberger Amtssiegel und enthielt nichts als die Aufforderung an die politische Behörde, die Listen zusammenzustellen und die Wahl an einem bestimmten Tage zu veranlassen. Und gleich hinterher kam auch Herr Graf Rodzicki zu Herrn v. Witocki gefahren, und die beiden Herren hatten auch diesmal eine lange Conferenz. Aber sie sahen minder fröhlich drein, als sie schieden. „Täuschen wir uns nicht", sagte der kaiserlich königliche hochedelgeborene polnische Wladislaus, „so leicht wie sonst werden wir es diesmal nicht haben. In diese verdammten Juden ist ein sonderbarer Geist gefahren. Bei den Listen läßt sich freilich Einiges thun, auch bei den Zustellungen; aber dabei muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen — Sie wissen ja, was für ein Ministerium wir jetzt leider haben. Freilich geht zum Glück Alles über Lemberg, aber man muß doch immer auf der Hut sein. Also — was an mir liegt, wird geschehen. Dann können wir auf den Janko zählen und

vielleicht gewinnen Sie auch den Chaim Kratzer, den Winkelschreiber, der für Geld zu Allem zu haben ist. Aber, wie gesagt, Herr Graf, täuschen wir uns nicht; es wird heiß hergehen."

Und dies prophetische Wort erfüllte sich — noch dazu in weit höherem Grade, als der pflichteifrige k. k. Prophet selbst geahnt. Ehe eine Woche ins Land gegangen war, hatten sich in Barnow vier Wahlcomités gebildet. Zwei hievon wirkten für den Grafen, die beiden anderen für den Advocaten Dr. Max Rosenblatt aus der nächsten Kreisstadt. Comités, Programme, Agitationen, Wahlreden — es war etwas Unerhörtes, Unglaubliches, aber es war da. Und es verdient, gebührend geschildert zu werden.

Das erste Wahlcomité war das der Polen. Sein Candidat war natürlich Graf Rodzicki, und sein Programm hieß: «Resolution» oder, wie der Hauptagitator des Comités, Herr Janko Czupka, hartnäckig sagte: «Propination». Es bestand, da weder der Candidat noch Herr v. Witocki, der k. k. Beamte, nominell Mitglieder sein konnten, aus dem katholischen Pfarrer, den beiden Lehrern an der Volksschule, dem polnischen Schuster und dem polnischen Schneider von Barnow. Mehr Mitglieder konnte das Comité nicht haben, weil sein Programm leider auch nicht mehr Anhänger hatte. Ganz dasselbe traf bei dem zweiten Comité zu, welches für denselben Candidaten wirkte, den der «israelitischen Polen», dessen Feldgeschrei war: «Resolution

und Judenthum!» Es bestand aus Herrn Chaim Kratzer, Winkelschreiber zu Barnow — der einzige Mann war Partei, Comité und Hauptagitator zugleich. Ein seltener Mann, dieser Chaim Kratzer, überaus gesetzeskundig und überaus uneigennützig! Er that keinen Schritt, für den er nicht bezahlt wurde, und seine juristischen Kenntnisse erstreckten sich nicht blos auf das Bürgerliche Gesetzbuch, aus welchem er seine Clienten berieth, sondern auch auf das Strafrecht, in welchem er die Theorie mit der Praxis sehr wirksam verband, denn er war bereits dreimal wegen Betruges abgestraft. Bisher hatte er sich, die Zuchthäuser abgerechnet, wenig mit öffentlichen Dingen beschäftigt, höchstens daß er zuweilen bei den Assentirungen kleine Geschäftchen vermittelte; nun aber warf er sich mit glühendem Eifer auf die Politik — selbstverständlich aus innerster, lauterster Ueberzeugung. Er hatte nämlich (das zweite Schreiben, welches in Wahlsachen nach Barnow geflattert kam) vom Grafen Rodzicki hundert Gulden zugeschickt bekommen mit dem Versprechen eines gleichen Betrages im Falle des Wahlsieges. Und außerdem erhielt der ehrenwerthe Mann die Befugniß, jedem Wähler fünf Gulden zu versprechen. . . .

Das dritte und vierte Schreiben in Wahlsachen, beide lithographirt und unverschlossen, hatten die beiden gegnerischen Comités ins Leben gerufen, welche für Dr. Max Rosenblatt wirkten. Da war zuerst ein Aufruf der «Rada

ruska», welcher das «Comité der Ruthenen» geboren. Es bestand aus seiner Hochwürden Herrn Wladimir Borodaykiewicz, dem ruthenischen Pfarrer, einem sehr dicken Manne mit sehr großem Barte, gesegnet mit einer überaus stattlichen Gattin und zahlreicher Nachkommenschaft, und ferner noch aus drei Männern von den zwanzig wahlberechtigten Ruthenen von Barnow. Se. Hochwürden hatten in der ersten (und letzten) Sitzung des Comités nachfolgende Rede gehalten: „Also, Brüder, was man uns aus Lemberg schreibt, habt ihr gehört. Also, wir werden Alle zur Wahl kommen und für den Rosenblatt stimmen. Also, dafür helfen die Juden anderswo unseren Brüdern. Also, natürlich wird Keiner fehlen. Und was etwa noch nöthig ist, also, das wird euch der Basil sagen.“ Basil Chymko aber war der junge Lehrer aus dem nahen Dorfe, ein blasser, magerer Mensch mit langen Haaren und dunklen Augen, in denen es seltsam glühte und blitzte. Er war ein Schwärmer, ein Phantast, und zwei wahnsinnig starke Gefühle bewegten ihn: unsäglicher Haß gegen die Polen, unsägliche Liebe für sein armes Volk. Und aus ganz ähnlichem Holze war auch der Agitator des vierten «verfassungstreuen jüdischen Comités» geschnitten. Schlome Barrascher hieß er und war gleichfalls ein seltsamer Mensch. In seiner Jugend hatte er studiren wollen, es war umsonst; man hatte seine Pläne zertreten und damit sein Leben. Aber eine rührende Sehnsucht nach dem Wissen blieb in

ihm wach und ein selten feines Gefühl für die Schmach, welche seine Glaubensgenossen täglich, stündlich erdulden mußten. Darum griff er mit Begeisterung jeden Versuch auf, sie aus ihrer Niedrigkeit zu erheben, darum hatte er sich schleunigst mit den Lembergern in Verbindung gesetzt und in Barnow den Dr. Tulpenblüh, den Stadtarzt, sowie den reichen und halbwegs «aufgeklärten» Aaron Rosenstock bewogen, mit ihm zu einem «verfassungstreuen Comité» zusammenzutreten. Und aus den dreien bestand auch die ganze Partei. Die Hauptmasse der Wähler, die orthodoxen Juden, gehörte keiner Partei an. Was wußten sie von der Verfassung, was konnten sie davon wissen?

Man sieht, dem Eifer und dem Geschick der vier Agitatoren waren hier ein weiter und günstiger Spielraum geboten. Und sie nützten ihn auch — jeder nach Geschick und Eigenart. Der langhaarige Basil ging unermüdlich von einem Juden zum andern und schüttelte ihnen die Hand und versicherte sie, Ruthenen und Juden seien jetzt Brüder. Zur Bekräftigung erzählte er ihnen lange, wirre Geschichten von den Großthaten der Kosaken, wobei seine Augen unheimlich aufglühten, und brach plötzlich ab mit den Worten: „Also — Dr. Rosenblatt!" Aber die Juden sahen ihm verwundert nach und schüttelten den Kopf. . . . Und dann schlich der ehrenwerthe Kratzer von Haus zu Haus und ließ sein Locklied ertönen. Aber er war just

kein allzu geachteter Mann in seiner Gemeinde, und man ging ihm am liebsten ganz aus dem Wege. Fand er aber auch hie und da gleichgestimmte Seelen, so half das doch nicht viel, denn er konnte ihnen ja die fünf Gulden nur — versprechen.

Da hätte unser Janko durch seine kräftigen Reden schier noch mehr ausgerichtet. Denn diese bestanden aus lauter wirkungsvollen Antithesen und lauteten — mutatis mutandis — beiläufig also: „Dummer Moschko, wen willst du wählen? Natürlich unseren gnädigsten Herrn Grafen und nicht diesen Federfuchser, diesen Schwindler, diesen — Juden! Wählst du den Grafen, so werden die Steuern kleiner, wählst du den Rosenblatt, so verschwindelt er mit den anderen Juden dem Kaiser das Geld an der Börse und da der Kaiser doch leben muß, so mußt du dann nochmals Steuern zahlen. Wählst du den Grafen, so werden «wir» machen, daß du deinen Prozeß mit dem Boczkowski gewinnst; wählst du den Rosenblatt, so verlierst du den Prozeß und zahlst obendrein so viel Kosten, daß du schwarz wirst. Wählst du den Grafen, so bekommst du Schnaps; wählst du den Rosenblatt, so bekommst du von den gräflichen Knechten Prügel, und dann schau' auch zu, ob dein Haus versichert ist. Und darum — sei gescheit, Moschko — hoch die «Propination!»" ... Aber am unermüdlichsten ging Schlome Barrascher von Haus zu Haus und sprach zu den Leuten.

Er sprach sehr seltsam.

„Sieh' den Polen an", sprach er zu diesen armen Menschen, die so tief, so unsäglich tief begraben waren in Schmach und Dunkel, daß sie sich schon daran gewöhnt, „sieh' den Polen an und dann sieh' dich an. Seid ihr nicht Beide Menschen, hast du nicht Fleisch und Blut, so wie er? Warum darf er dich höhnen, wie ihm beliebt, und dir ins Antlitz speien, wenn's ihm gefällt, und seinen Witz an dir prüfen und seine Peitsche? Und wenn er dich drückt und du gehst zum Gericht und verklagst ihn, warum findest du so spärlich dein Recht? Ist denn das Recht nicht wie das Licht und die Luft und für Alle gemeinsam? Warum ist dir dein Glaube zum Fluch? Denke nach, du armer, beladener Mensch, ob das Gott wollen kann, ob das der Kaiser wollen kann, ob das das Gesetz wollen kann? Nein! — nur der Pole will's! Und nun denke daran, wie es vor vierzehn Jahren war — da hatten wir deutsche Beamte, die unsere Sprache verstanden und uns schützten, wenn uns der Pole trat! Es war deshalb doch keine gute Zeit, und jetzt ist eine lichtere, bessere Zeit für alle Völker und für alle Länder, nur nicht für Galizien, denn hier herrscht nur der Pole. — Willst du seine Herrschaft noch ferner, willst du seine Macht noch mehren — dann bist du für die Resolution und wählst den Grafen! Willst du dasselbe Recht, wie die anderen Menschen in Oesterreich — dann bist du für die Verfassung

und wählst den Doctor! Und nun gehe hin und thue nach deinem Willen!" . . .

Diese Worte wirkten. Vergeblich ließ Janko die gräflichen Knechte und den rothen Hahn in seinen Reden in immer einladenderem Lichte erscheinen; vergeblich wurde die k. k. Behörde plötzlich so vergeßlich, daß ein Drittheil der Wahlberechtigten nicht zu seiner Legitimation kam. Der Wahltag kam und entschied für den Advocaten. Was nützte es, daß die Knechte des Grafen den Eingang besetzt hielten und die hohe Commission drinnen tobte, schimpfte und schrie? Freilich wurden die Juden geprügelt vor der Wahl, während der Wahl, nach der Wahl; aber deshalb war der Graf doch durchgefallen und der Advocat gewählt.

Seitdem sind lange Monde vergangen und die Schlacht ist halb und halb vergessen. Sie leben wieder im kleinen, armseligen Städtchen ihr kleines, armseliges Leben. Nur einmal ist seitdem wieder ein bischen «Politik» nach Barnow gekommen und ein bischen «Bewußtsein». Das war, als die Abgeordneten aus Galizien im Reichsrathe sprachen. Besonders das geflügelte Wort, das Herr Mendelsburg gesprochen, das Wort von dem «jüdischen Polen» — das hallte auch im Städtlein nach. Alle Politiker von Barnow gaben ihr Urtheil darüber ab. Und wie es lautete, das soll hier auch nicht verschwiegen sein!

Da war also zuerst der Graf Alexander Rodzicki, der jetzt in unwillkommener Muße auf seinem Schlosse sitzt. Der las seiner Gemalin zuerst jene Rede vor und dann die Notiz von dem Bankette der polnischen Abgeordneten, bei dem Herr Mendelsburg als «erster Pole jüdischer Confession» so begeistert gefeiert wurde. Dann ließ er das Zeitungsblatt sinken und sagte: „Das begreife ich nicht!“ — „Was? daß der Jude eine solche Rede gehalten hat?“ — „Nein! das ist seine Sache.“ — „Oder daß unsere Herren ihm Beifall klatschten?“ — „Auch das nicht! er hat ja in ihrem Sinne gesprochen, sondern —“ — „Nun?“ — „Daß sie sich mit dem Juden an einen Tisch gesetzt haben! . . .“

Hingegen meinte der Herr Bezirkshauptmann beim Gabelfrühstück in Rosenstock's Weinstube: „Diese Krakauer Erfindung einer neuen Species von Polen verdient eifrigst gepflegt zu werden. Lassen wir uns von diesen guten Leuten in der Erstrebung unserer Forderungen unterstützen und gestatten wir ihnen immerhin, sich bis dahin «jüdische Polen» zu nennen. Haben wir aber unsere Wünsche erreicht, dann werden wir schon dafür sorgen, daß aus den «jüdischen Polen» hübsch wieder — polnische Juden werden.“

Minder ergötzlich kam die Sache dem Schlome Barrascher vor, und dieser seltsame Mensch sagte zum Stadtarzt: „Lachen Sie nicht — es thut doch weh! Kennen

Sie die schöne talmudische Sage vom Birkenholz? Vom Eisen läßt es sich lautlos zerfleischen, aber wenn ein Keil aus ebendemselben Birkenholz eingetrieben wird, dann ächzt es schmerzlich auf!" Auch Herr Chaim Kratzer wurde tiefsinnig und sagte: „Warum ich ein «jüdischer Pole» geworden bin, das weiß ich; aber warum er, ein reicher und ehrlicher Mann, es geworden ist?" . . .

Und zum Schluß mag noch Herr Janko Czupka sein Sprüchlein sagen: „Jüdische Polen — das ist ein Unsinn. Polenblut ist edles Blut, Judenblut ist Hundsblut. Mischen läßt sich Beides nicht. Also — ein Unsinn — eine Unmöglichkeit!"

Und damit seien die Weisheitssprüche der Politiker von Barnow geschlossen. Daß sie wirklich so gelautet, davon könnt ihr überzeugt sein, auch wenn ihr den Namen Barnow auf der Landkarte Galiziens nicht findet. Aber ihr trefft dort so viele Namen auf «ow» und «cze», wählt euch einen beliebigen heraus — was hier gesagt worden, paßt so ziemlich auf alle! . . .

Schiller in Barnow.

Es giebt, Alles in Allem, deutsch und polnisch, fünf Exemplare im Städtchen. In der einzigen Bibliothek freilich, jener der Dominicaner, findet sich keines. Aber das hat seine guten Gründe. Erstens war Schiller kein Katholik. Zweitens sind die «Räuber» bekanntlich sehr unmoralisch. Drittens gibt es keine gute polnische Uebersetzung. Und viertens können die meisten Klosterleute nicht lesen. Aber andere Leute besitzen diese Werke: der Herr Graf Alexander Rodzicki und der Stadtarzt Herr Dr. Arthur Tulpenblüh, die Frau Bezirksrichterin Casimira v. Lozinska und Schlome Barrascher. Letzterer kann hier nicht «Herr» genannt werden, weil das nur die Edelleute und die Officiere thun, und das auch nur, wenn sie ihn anpumpen wollen. Sonst nennen sie ihn «Jud», da er nämlich einen Kaftan trägt und sich gar keinen Luxus erlaubt: nicht einmal „Salomon" nennt er sich. . . . . Das wären also vier. Was aber das fünfte Exemplar betrifft, ein einziges Bändchen, die Gedichte, so ist dies eines der merkwürdigsten Bücher, welche man finden kann, und nicht blos in Barnow bei Tarnopol in Oesterreichisch-

Podolien. Schlecht gedruckt ist es und schlecht gebunden, viel Tintenflecke sind daraufgefallen, und manche heiße, schwere Thräne, hastig weggewischt, hat den schlechten Druck noch undeutlicher gemacht. Wenn ein Antiquar fünf Kreuzer dafür geben würde, so wäre er nicht gescheit, und dennoch ist dieses Büchlein der theuerste Schatz dreier Menschen. Gemeinsam besitzen sie es, und vielleicht gäbe Jeder lieber sein Herzblut dahin, als seinen Antheil an diesem Büchlein. Wie könnt' es auch anders sein! Die Drei waren im Dunkel und haben sich nach Licht gesehnt, sie waren in der Wüste und haben nach einem Quell gedürstet. Gesehnt und gedürstet — kein Wort sagt, wie sehr, wie bang! Und was von Licht und Labung in ihrem armen, dunklen Leben leuchtet und quillt, ist ihnen aus diesen löschpapierenen Blättern gekommen. Ach! was wißt ihr Gebildeten in den großen Städten, was unter Umständen in einem armseligen, abgelegenen Winkel der Erde ein Band von Schiller's Gedichten werth sein kann!

Von diesem erbärmlichen Büchlein will ich hier erzählen und nebenbei von den anderen vier Exemplaren. Und heute will ich davon erzählen*), wo sich der Tag von Schiller's Geburt wieder einmal jährt. Nur dieser Tag wird gefeiert, und es ist recht so, denn was geht uns Schillers Tod an? Er ist uns nur geboren, gestorben ist

*) Zum 10. November 1875 geschrieben.

er nicht und wird nicht sterben, so lange nicht das Sehnen und Dürsten unter den Menschen endet. Vielleicht kommt einmal die satte, die gräßlich satte Zeit, da Schiller todt ist; manches Zeichen spricht dafür, manches dagegen; jedenfalls ist diese Zeit noch sehr ferne. Heute lebt er noch für Millionen und wird jährlich neu geboren in tausend und abertausend Herzen und erhellt diese Herzen und wird ihnen ein rechter Heiland und Erlöser, der sie aus der Tiefe der Vorurtheile und dumpfer Noth herausführt zu den Höhen freien Menschenthums. Wie sich dies bei jenen drei Leuten von Barnow gefügt, mag ein bescheiden Gedenkblatt füllen zum Weihetage des Genius.

Aber vorher von jenen vier Exemplaren.

Was also zunächst den Herrn Grafen Alexander Rodzicki betrifft, so besitzt er die schöne, zwölfbändige Ausgabe von Cotta. Nicht aus literarischem Interesse hat er sie angeschafft, obwol er selbst einer der eifrigsten galizischen Schriftsteller ist; er schreibt sehr viel für die Juden, Kleinigkeiten, die eigentlich nur als Autogramme Werth haben; sondern nur deshalb hat er sich vor zehn Jahren die Bücher aus Tarnopol kommen lassen, weil die Comtesse Wanda von ihm genau so geliebt sein wollte, wie Schiller die Laura geliebt. Genau so und um kein Tüpfelchen anders. Nun lag ihm aber an dieser Dame sehr viel; er sagte oft: „Entweder heirathet sie mich, oder ich schieße mich todt!“ und nicht blos zu Anderen sagte er

dies, sondern auch zu dem einzigen Menschen, den er nicht belog, zu sich selbst. Denn er war ruinirt, daß ihm kein Hemdknopf mehr gehörte, und liebte darum die Mitgift der Comtesse mit einer so rasenden Leidenschaft, daß selbst die «Geschichte berühmter Liebespaare» kaum Aehnliches zu berichten weiß. Freilich befand sich Wanda in gesetzten Jahren, aber «trente ou quarante» — die Ziffern waren ja dem Grafen noch von Homburg und Monaco her geläufig. Und wol hatte Wanda in den letzten fünf Jahren mit fünf großen Husaren-Officieren fünf kleine Unglücksfälle erlebt, aber diese Unglücksfälle wurden in Lemberg erzogen, die Officiere befanden sich weiß Gott wo, und wenn ein edles Herz wahrhaft liebt, so setzt es sich über solche unmündige Kleinigkeiten hinweg. Also Alexander wollte und auch die schwärmerische Wanda wollte, aber vorher wollte sie Proben jener literar-historischen Leidenschaft. Das brachte den Grafen in nicht geringe Verlegenheit, denn er wußte von Schiller nur, daß er «so ein deutscher Dichter» sei; aber wie dieser Dichter seine Laura geliebt, wußte er nicht. Nun, eben darum kaufte er sich schweren Herzens die Gesammt-Ausgabe. Was er darin gefunden und wie er es verwerthet, ist sein Geheimniß. Genug! Wanda reichte ihm Hand und Mitgift; die letztere gab er weiter, die erstere ist ihm verblieben. Das ist die sonderbare, buchstäblich wahre Historie, wie einst des edelsten Dichters Werke in des un-

saubersten Menschen Besitz gekommen. Nun stehen die schön gebundenen Bände in einem Winkelchen des öden, leeren Zimmers, welches man im verfallenden Schloß zu Barnow die «Bibliothek» nennt, und vermodern langsam neben dem — «Casanova», den der Graf auch nicht mehr lesen mag. Diese Memoiren scheinen ihm heute viel zu honnet-langweilig. Aber es naht der Tag, da die ganze «Bibliothek» ihre Auferstehung feiert, indem sie unter den Hammer kommt. Denn der Graf ist ein viel zu fleißiger Schriftsteller, und seine Werke erleben gar zu viele Zahlungs-Auflagen.

Anders hat es sich mit der gleichen Ausgabe gefügt, welche im Besitze des Stadtarztes ist, des Dr. Arthur Tulpenblüh. Kein Stäubchen liegt auf den sauberen Büchern; sie werden nur selten gelesen, aber dann üben sie auf ein Gemüth, dem sonst nicht leicht beizukommen, eine Wirkung, an der wol ihr großer, gütiger Schöpfer seine Freude hätte. Er ist ein eigenthümlicher Mensch, dieser Stadtarzt, und doch im Grunde eine typische Figur. Aus bitterster Armuth hat er sich emporgerungen, der arme Schneiderssohn aus Brody, und vierzehn Jahre lang war eine traurige Gefährtin bei ihm; auf dem mühseligen Weg von «mensa, mensae» bis zum Doctordiplom hat sie ihn keinen Tag lang verlassen, ob er sich noch so sehr mühte. Diese Gefährtin war die Noth. Und Noth macht hart. Der Aaron Tulpenblüh war ein armer Junge, er hatte nicht

das nöthige Brot. Und darum kannte er nicht den Leichtsinn der Jugend und nicht ihre Schwärmerei; er hatte nie einen Dichter gelesen, außer in den deutschen Schulstunden am Gymnasium; der Rausch der ersten Flasche war ihm ebenso unbekannt geblieben, als der Rausch der ersten Liebe — ein entsetzlich armer Junge war der Aaron Tulpenblüh. Nun kam der dreißigjährige Doctor endlich wieder in die Heimat. Das Erste war: einen Posten suchen; der fand sich in Barnow. Das Zweite: ein Weib zu wählen; zu suchen brauchte er es nicht, dafür sorgten die Vermittler. Zehntausend, zwanzigtausend, fünfundzwanzigtausend Gulden — könnt ihr es dem Manne verargen, daß er das reichste Mädchen wählte? Nur Eines kümmerte ihn, ob sie brav sei; ihr Aeußeres lag ihm wenig am Herzen. Auch fragte er nicht, was in ihr vorging, als sie neben ihm unter dem Trauhimmel stand. Und was ging in ihr vor? Nun — Melanie Feiglstock war ein echtes, rechtes, gebildetes Judenmädchen des Ostens und darum sehr sentimental. Sie hatte viel gelesen und viel geträumt, sie hatte vielleicht sogar einmal einem Dichter, der sie besonders gerührt, einen überschwänglichen Brief geschrieben und sein lakonisch-höfliches Antwortschreiben jahrelang am Herzen getragen. Aber diese Mädchen sind nicht blos sehr sentimental, sondern auch sehr brav, und auch die Vernünftigkeit ist nur latent in ihnen, aber sie fehlt nicht. Dr. Tulpenblüh entsprach nicht ihrem



Ideal; aber sie beschloß, ihm ein braves Weib zu werden, und hat es ehrlich gehalten. Nur zwei Bitten stellte sie als Braut an ihn, die so einigermaßen romantisch waren. Er möge sich Arthur nennen und nicht mehr Aaron. Er willfahrte lächelnd. Und dann, er möge ihr gestatten, eine kleine Bibliothek zu kaufen und mitzunehmen, vor Allem Schiller, Börne, Heine. Er bestärkte sie in dieser Absicht; vielleicht dachte er: „Mögen ihr die Bücher bieten, was ich ihr nicht zu bieten vermag." Aber während der Ehe kam es anders, ganz sonderbar kam es. Frau Melanie las zuerst wenig in ihren Lieblingen und dann gar nicht mehr, die Wirthschaft nahm sie zu sehr in Anspruch, die Kinder, die Kaffeevisiten. Höchstens las sie noch die «Illustrirte Frauenzeitung» und manchmal das Feuilleton der «Neuen Freien Presse». Aber ihr Gatte kam einmal in einer seiner wenigen Mußestunden an die Etagère und griff nach einem Bande von Schiller und begann zu lesen. Er hatte dergleichen stets bei Anderen als eine Zeitverschwendung gerügt, aber nun las er selbst zwei Stunden und legte den Band nur aus der Hand, weil er mußte. Nicht etwa, daß der erste Eindruck ein bezaubernder gewesen; eigentlich hatte der arme Mann, der nie jung gewesen, nur ein Gefühl des Staunens. Er hatte da in eine Welt geblickt, deren Existenz er nicht geahnt, die ihm überaus fremd war. Als er wieder Muße hatte, griff er nach demselben Buche, dann nach einem zweiten und dritten. Die Frau konnte sich

nicht genug wundern, was ihr Mann plötzlich für ein eifriger Leser geworden, und neckte ihn damit. Er aber schüttelte dann nur still lächelnd den Kopf — vielleicht über sich selbst. Denn es ging mälig eine große Wandlung in ihm vor: er lernte jene Welt begreifen, die ihn anfangs so sehr befremdet; er erkannte, daß es im Grunde dieselbe Welt sei, die er kennen gelernt, nur mit so ganz anderen Augen angeschaut! Wenn er Schiller las, dann war ihm zu Muthe, als setze er, der sonst Kurzsichtige, eine Brille auf und könne nun an denselben Dingen, die ihm mit freiem Auge todt oder häßlich erschienen, eine Menge des Schönen und Lebendigen entdecken. Und in der That, wie Herrliches konnte er da gewahren, den Quell der Begeisterung sah er fließen und die Rosen der Liebe blühen und die schattige Laube einer stolzen, edlen Weltanschauung sich wölben. Und wenn er sich anfangs nur erstaunt gefragt: „Ist denn dieser Mensch auf Wolken geschritten? Hat denn ihn das Leben nie hart angerührt?" so begriff er allmälig, warum Schiller so unsäglich gut und ewig jung geblieben, obwohl so viel Kampf, Leid und Noth in seinem Leben gewesen. Es ist gar nicht zu sagen, was der Doctor von Barnow Alles aus seinem Schiller lernte, den er im vierzigsten Jahre zu lesen begonnen. Ein Gefühlsmensch wurde er darüber nicht, auch kein Idealist, aber ein besserer und glücklicherer Mensch. Wol faßte es ihn zuweilen wie leise Wehmuth um seine Jugend,

in der er so entsetzlich alt gewesen; aber dann sänftigte sich wieder sein Herz, und ihm war's, als blühten ihm aus den Versen seines Lieblingsdichters Rosen im September, nachdem ihm die Rosen des Mai versagt geblieben. . . .

Rosen dufteten der Frau Casimira v. Lozinska wohl nicht entgegen, wenn sie in ihrer schlechten Warschauer Uebersetzung den «Sziler» las. Das war auch nicht nöthig, denn sie war selbst eine Rose, eine Klatschrose nämlich. Als sie einst, nachdem sie aus dem Kloster getreten, dem Herrn Hippolyt v. Lozinski angetraut worden, da war sie vielleicht noch nicht schlecht, vielleicht hatte sie sogar damals ein Herz. Aber der Herr Bezirksrichter hatte leider selber keines und darum auch kein Ohr für die Stimme eines fremden Herzens. Und so wurde das allmälig eine wahrhaft erbärmliche Ehe. Der weiche Filzhut des Herrn Hippolyt deckte gewaltige Hörner, aber der Mann trug sie wie einen Schmuck. Es war für die schöne Casimira ein Glück, daß ihr Gatte so erbärmlich war; man beurtheilte sie darum viel milder, wohl auch aus Furcht vor ihrer giftigen Zunge. Aber vielleicht war es in der That nicht allein ein gemeiner Trieb, der dies Weib mit dem üppigen, schmiegsamen Schlangenkörper und den mattschimmernden Augen schier Jahr um Jahr einem Andern in die Arme trieb. Vielleicht sehnte sie sich wirklich nach einem Herzen. Denn sie war ja eine Polin, und bei diesem Volke ist alles Gefühlsleben in den Frauen, die Männer scheinen

leer ausgegangen. Auch die sonderbare Art, wie sie Schiller las, mag dies bestätigen. Bald las sie unter Thränen irgend ein recht herzbewegliches Gedicht, «Resignation» zum Beispiel, und declamirte sehr gefühlvoll, daß auch ihr des Lebens Mai abgeblüht. Aber gleich darauf blätterte sie in den «Räubern» die Erzählung von der Erstürmung des Klosters auf und genoß sie mit verständnißinnigem Lächeln. Dann dachte sie, wer ihr dies Buch geschenkt: ein junger, blonder Adjunkt deutscher Abkunft, der bald darauf an der Schwindsucht starb, und weinte. Weinte bitterlich und griff zum Paul de Kock und lachte wieder. Denn dieses Buch hatte ihr kürzlich ein brauner Husar geschenkt, und der lebte noch und war ungeheuer gesund.

Da hielt es Schlome Barrascher mit seinem Schiller anders, schier so, wie es der König von Thule mit seinem Becher gehalten. «Es ging ihm nichts darüber», und auch seine Augen haben sich oft genug über diesen Büchern gefeuchtet. Ein sonderbarer Mensch — so gütig, so wirr, so unglücklich! Er war ein Schwärmer und die Feder in ihm sehr dünn und elastisch, zu dünn; als die Faust des Schicksals täppisch niedergesaust, ist die Feder zerbrochen. Er ist sehr reich und klagt niemals, und dennoch mag sein Geschick tiefes Mitleid wecken. Sein Vater war ein «Rendar», ein Branntweinschänker, und hatte ein ungeheures Vermögen erworben. Und weil der Alte kaum im

Gebetbuch lesen konnte, darum sollte der Junge eine Leuchte werden in Israel. So wurde Schlome ein Talmudist, obwohl er viele andere Talente zeigte, besonders für eine Kunst, die sonst den Juden verschlossen ist: das Zeichnen. Das trieb man ihm aus; aber etwas Anderes konnten ihm weder die Schläge des Vaters, noch die Tractate des Talmud austreiben: sein tiefes Gemüth und in diesem Gemüth ein großes Dürsten. Mit achtzehn Jahren war er verheirathet, mit neunzehn Vater eines Bübchens, mit zwanzig ging er aus Barnow durch und wurde Schüler der ersten Lateinclasse in Czernowitz. Zwei Jahre ist er dort gesessen, aber in die dritte Classe ist er nicht mehr aufgestiegen: seine Mutter und sein liebes Bübchen waren in den Ferien gestorben — die Feder war zerbrochen.... Ein zweiundzwanzigjähriger Schüler der zweiten Gymnasialclasse, der deßhalb nicht in die dritte aufsteigt, weil inzwischen sein Sohn gestorben — du lieber Himmel! welche tragikomischen Erscheinungen treten doch in jenem Kampfe zu Tage, welcher eben im Osten begonnen, im Kampfe zwischen dem nationalen Judenthum und der Cultur! ... Schlome war unterlegen. Er lebte wie die Anderen, er machte sogar Wechselgeschäfte. Nur daß er daneben auch gern Schiller las, sehr gern, noch viel lieber, als es der Stadtarzt that. Denn dem Schlome ging es gerade umgekehrt; die Welt des Dichters war ihm bekannt und vertraut; in die Wirklichkeit aber starrte er

mit scheuen Schwärmeraugen hinein. Und diese Augen werden nicht schärfer, selbst wenn er seine große Hornbrille aufsetzt. Denn diese Brille sitzt immer auf seiner Nase, wenn ein Wechsel bei ihm unterschrieben wird, und dennoch haben ihn der Graf Rodzicki und der Lieutenant Domossy stark betrogen. Seht, so seltsam ist diese Welt, daß sich sogar ein polnischer Jude darauf findet, der in Wechselsachen von Schlachzizen und Officieren betrogen wird! Es bleibt aber dem Barrascher noch genug übrig; er kann seinen Schiller ohne Sorgen lesen. Und wie liest er ihn! Kein Wort sagt wol, was dieser Dichter diesem Menschen ist. Ihm duftet kein Lenz, ihn erquickt keine Liebe, ihn labt und stählt kein muthig Leben und Streben — armer Mann! Aber wenn er so in diesen Büchern liest, dann glänzt sein Aug', dann hebt sich sein Haupt. Und sein Antlitz röthet sich, wenn er wieder einmal die Apostrophe an die Begnadeten halblaut vor sich hinspricht:

Wie sich in sieben milden Strahlen,
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fließt in einem Bund der Wahrheit
In einen Strom des Lichts zurück!

Dann ist er kein müder, vereinsamter, gescheiterter Mensch mehr, sondern ihm selbst gilt jenes begeisternde

Wort, und er ist ein Glied in der Kette jener Guten und Edlen. Glücklicher Mann!

. . . Was endlich jenes Büchlein betrifft, so muß vor Allem wiederholt werden: kein Antiquar gibt fünf Kreuzer dafür, wenn er gescheit ist. Ein schlechter Wiener Nachdruck aus der Greiner'schen Officin und so zerlesen und befleckt! Dazu finden sich noch im Buche Bleistiftzeichen, und auf der Rückseite des Titelblattes stehen vier Inschriften. Zuerst in ganz feiner, kritzeliger Mädchenschrift: „Ihrem lieben Cousin Franz. Josephine." Darunter ist ein Kreuz gemalt und in fester Schrift die Worte: «Sustine et abstine», und die Unterschrift: „Franciscus". Dann in rohen Umrissen ein Beil und darunter die Unterschrift: „Basil Woyczuk." Und schließlich findet sich da etwas wie eine Fackel mit Tinte hingezeichnet, und darunter steht in sehr ungelenker Handschrift: „Dises Puch geher auch dem Israel Meisels, weil ihm das seine guten Freind erlaupt haben."

Und das ist zugleich die Geschichte des Büchleins; man muß sie nur noch erläutern.

Die Josephine war ein sehr schönes Mädchen. Sie hatte große, blaue Augen und dazu braunes, lockiges Haar, und wenn sie lachte mit ihrer tiefen, prächtigen Stimme, so konnte Niemand widerstehen und mußte mitlachen, so herzlich klang es. Auch ihr Cousin, Franz Lipecki, lachte mit, obwohl dies gar nicht in seiner Natur lag; er war

ein stiller, scheuer Junge. Aber als er älter wurde, so in den obersten Classen des Gymnasiums, da lachte er nicht mehr. Seine Cousine wurde immer hübscher und er immer häßlicher. Dann verlernte auch die Josephine das Lachen; ihr Vater, welcher k. k. Hilfsämter-Directions-Adjunctens-Substitut zu Lemberg war, starb, und sie kam mit ihrer Mutter in große Noth. Der Franz hatte sonst ein mitfühlendes Herz und half auch den beiden hilflosen Frauenzimmern, so weit dies ein armer Student der Rechte vermochte, und weit über seine Kräfte hinaus; aber eine seltsame Heiterkeit kam wieder über ihn; schier war's, als freute er sich, daß seine Cousine so arm geworden. In jener Zeit schenkte sie ihm zu seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage das armselige Büchlein, welches sie im Nachlasse des Vaters vorgefunden, aber sie gab ihm dazu so helle Worte und Blicke, daß es das schönste Geschenk war, womit ein Mensch den andern erfreuen kann. Und drei Monate darauf verlobte sich die Josephine mit einem reichen Gastwirth. Franz gratulirte ihr herzlich, wie es sich unter Verwandten gebührt, zuerst schriftlich, dann mündlich. Nur daß er dabei etwas gelb aussah und darum noch viel häßlicher als sonst. Der glücklichen Braut fiel es nicht auf, aber ihre Mutter fragte ihn besorgt, ob er krank sei. Ein wenig allerdings, erwiderte er, aber er stehe im Begriffe, eine Curmethode einzuschlagen, von der er sich vielen Erfolg verspreche. Und zwei Wochen

darauf trat er in das Kloster der Dominicaner zu Lemberg.

Aber es war eine schlechte Curmethode gewesen. Sein armes, zertretenes Herz that ihm in seiner Mönchszelle ebenso bitter weh, als früher in seinem Studentenstübchen. Wol hatte er das Kreuz und jenen düsteren Mahnspruch des Augustinus nicht blos auf das Buch der Geliebten geschrieben, sondern auch tief in sein Herz. Aber man entsagt nicht so leicht, wenn man zweiundzwanzigjährig ist; das arme, junge Herz fährt fort, zu klagen und anzuklagen. Dazu kam ein ander Leid. So lange er die Institutionen des Justinian studirt, war er auch gläubig gewesen, so nebenher, weil ihn der Glaube nicht viel beschäftigt. Aber nun war dieser Glaube der einzige Fels gewesen, dem er vertraute, nachdem Alles um ihn her gebrochen und gefallen. Und nun fühlte er, fühlte entsetzt, wie auch dieser Fels wanke.... Es ist selten mehr Leid über ein Menschenherz gekommen, als über jenes des Franciscus. Da lag er in seiner Zelle und rang und rang: Balsam für seine Wunden hatte er gesucht, und Gift hatte er gefunden. Franciscus ging nicht wieder aus dem Kloster, aber nur deßhalb, weil er dachte: „Es ist nicht mehr der Mühe werth, es dauert nicht mehr lange; ob ich bleibe, ob nicht, das entscheidet höchstens über die Formen meines Begräbnisses." Er war immer blässer und schwächer geworden und hustete viel. Das sahen die

Oberen und beschlossen, ihn in das Ordenskloster zu Barnow zu schicken, weil dort die Luft besser oder weil ein Todesfall im Kloster viel Ungelegenheiten macht.

So war der Mönch Franciscus nach Barnow gekommen, um da zu sterben. Aber vielleicht war da die Luft wirklich heilkräftig oder die währende Zeit linderte die Schmerzen seiner Seele, genug — er genas. Und nicht blos sein Körper. Er konnte nicht mehr gläubig werden, aber seinen Gott errettete er sich und verehrte ihn in der vorgeschriebenen Form und Satzung. Es muß wohl der rechte Gott gewesen sein, auf den er da traf, denn sein Herz ward milder, nicht glücklich, aber ruhig. Und nun verstand er auch erst recht jenes Wort des Augustinus, vielleicht quoll ihm sogar ein tieferer Sinn daraus, als dem Manne, der es ausgesprochen. Er erkannte, wie viel Elend auf Erden sei, und daß es nur Ein Licht gebe, all' das Dunkel zu erhellen, das Licht im eigenen guten, mitleidigen Herzen. Und in dieser Stimmung fand er den Muth, der Vergangenheit in's Antlitz zu schauen und wieder einmal jenes kleine Büchlein aufzusuchen und darin zu lesen.

Der Eindruck war ein ungeheurer, den er da empfing. Was sich so stammelnd aus seinem armen, kämpfenden Herzen emporgerungen: das Evangelium reiner Begeisterung, das Evangelium der Menschenliebe, hier scholl es ihm voll und prächtig in bezaubernd schönen Worten ent-

gegen. Schiller ist so recht ein Dichter der Armen und Beladenen. Von jener Stunde an war der junge Mönch Franciscus nicht mehr einsam, wie er es bisher, schier sein Lebenlang, gewesen. Nun hatte er einen Freund, der zu ihm sprach. Und mit welchen Stimmen!

Aber dieser Freund sollte ihm noch zwei Andere zuführen, rechte Herzensfreunde, die bisher, so wie eben er, im Dunkel getastet und in der Wüste gedürstet. Da war der Mönch einmal an einem Septembertage hinausgegangen auf die Haide. Einsam und ziellos schritt er dahin; es war kein Klang um ihn, als das Wehen des Windes. Auf der Haide starb der Sommer, aber es war ein mildes Sterben. Langsam erblich das Gras, still lösten sich die Blätter vom Gesträuch, und fern, fern verhallte in den Lüften das Abschiedslied wandernder Sommervögel....

Dem blassen jungen Mönch ward es gar still um's Herz. Er ließ sich im Haidekraut nieder und schloß die Augen. Ihm war's, als könnte er sich in's Herz sehen, wie sich dort sacht die letzte Spur der Bitterkeit sänftige und löse.

Da hörte er plötzlich Stimmen. Es mußten zwei Menschen sein, die da über die Haide gingen und seltsam, monoton vor sich hinsprachen. Bald sprach der Eine, bald der Andere, dann Beide zusammen. Es waren fremdartige Laute. Und als sie näher gekommen, konnte Fran-

ciscus diese Laute verstehen: die beiden Wanderer conjugirten lateinische Verba.

Erstaunt öffnete er die Augen: es waren recht sonderbare Studenten. Ein trotziger vierschrötiger Bursche in Bauerntracht und ein junger Jude in armseligem Kaftan.

Er richtete sich auf; die beiden gewahrten ihn und blieben stehen, ganz starr, wahrscheinlich aus Schreck, daß man sie belauscht. Aber der junge Mönch trat gütig auf sie zu und fragte nach ihren Namen und welche Bücher sie da gebrauchten.

Der Jude blickte ihn scheu an und schwieg, aber der junge Mensch in Bauerntracht erwiderte trotzig: „Das geht Sie nichts an." — „Warum?" — „Weil Sie ein Pole sind, ein katholischer Mönch." — „Aber daneben ein Mensch", sagte Franciscus. „Und ist denn so viel Theilnahme auf der Welt, daß man sie sich verbitten müßte?"

Es war wohl etwas in seiner Stimme, was die Milde dieses Wortes noch unterstützte. „Warum sollten wir es nicht sagen", begann der Jude. — „Dieser hier heißt Basil Chymko und ist der ruthenische Schulmeister von Koczince. Ich aber bin, wenn der gnädige Herr erlauben, ein Barnower Jud' und heiß Israel Meisels. Wir haben uns zusammengethan, weil wir Beide etwas lernen wollen. Aber wir haben keinen Lehrer und nur dieses einzige Buch hier." Er wies ihm die lateinische Schulgrammatik von Stefan Wolf.

„Und was treibt Euch zum Lernen?" fragte der Mönch.

„Wir haben nur so gedacht", war die Antwort „warum sollen wir nicht lernen?! Wir möchten gern viel lernen, Alles! Uebrigens will der Basil ein Abgeordneter werden, nämlich ein Führer gegen die Polen. Ich aber möchte gern Medizin studiren."

Von jener Stunde ab hatten die beiden Schüler einen Lehrer. Und einen Freund dazu. Nicht blos in den Gymnasial-Gegenständen unterrichtete er sie, sondern auch in vielen anderen Dingen, welche sich aus keinem Buche schöpfen lassen, sondern nur aus der Tiefe eines edlen Herzens.

Anfangs hatte er ihnen die Lectionen auf der Haide gegeben, im Winter aber in der Stube des Basil in Koczince. Es war ein weiter Weg, aber der Jude und der Mönch gingen ihn gerne.

Als sie so recht seine Freunde geworden, da theilte er mit ihnen auch seinen größten Schatz, die Gedichte des Friedrich Schiller. Er las sie mit ihnen, und es ist kaum zu sagen, was der Dichter diesen armen Menschen geworden.

Weil sie ihn geistig gemeinsam besaßen, sollte sich dies auch äußerlich ausprägen. Der Basil durfte seinen Namen in das Büchlein schreiben und dazu das Beil, das Merkzeichen des freien Ruthenen. Und dann schrieb Israel sein Theil dazu, demüthig und dankbar.

Das geschah ein Jahr nach ihrer ersten Begegnung, am Abend des zehnten November und in der Stube des Basil. Dann lasen sie das «Lied an die Freude» und dann drückten sie einander die Hand, und Thränen standen in ihren Augen.

Das war die einzige Schiller-Feier, welche jemals in Barnow abgehalten wurde. Wer kennt eine schönere?!

Von Wien nach Czernowitz.

„Bitte, mein Herr, ist die asiatische Grenze schon passirt?“

Sie sprach es mit einem eigenthümlichen Lächeln und jenem sonderbaren heiseren Timbre, welches dem Kenner beweist, daß sein Gegenüber nicht leicht etwas übelnimmt. Wer sie war, hatte ich auf den ersten Blick weg: eine Dame, die im Osten ihr Glück versuchen wollte, nachdem sie im Westen sehr viel Glück gegeben und empfangen. Uebrigens nicht ohne Witz und Bildung, wahrscheinlich ein gefallener Bildungsengel, eine ausgeglittene Gouvernante.

„Wo denken Sie hin — erst am Ural ...“

„Ja — wie diese Geographen sagen. Aber blicken Sie doch hinaus ...“

Das that ich. Es war hinter Lemberg. Der Zug wand sich durch ödes, ödes Haideland. Zuweilen war ein abscheuliches Hüttchen zu sehen; das modrige Strohdach stand dicht über der Erde auf: eine rechte Troglodyten-Höhle. Zuweilen ein Ochs vor einem Karren oder ein Haufe halbnackter Kinder. Und wieder die unendliche Oede der Haide, und der graue Himmel hing trostlos darüber.

„Wir sind bereits in Asien“, wiederholte sie mit größter Bestimmtheit. „Ich könnte drei körperliche Eide darauf schwören ...“ Und sie begann sich im Waggon einzurichten, als ob wir in Asien wären.

... Das war vor vier Jahren. Unmittelbare Folgen hatte es nicht, daß wir damals bereits in Asien waren. Ich benahm mich auch ferner gegen sie, als wären wir in Europa. Aber indirecte Folgen hatte es: diese Zeilen. So oft ich wieder nach Osten fuhr, fiel mir die galante Asiatin ein, und nun treibt es mich, auch einmal mit der Feder in der Hand zu untersuchen, inwiefern sie Recht gehabt.

Daß «diese Geographen» Unrecht haben, steht fest. Das weiß Jeder, der jemals die Steppe zwischen Don und Wolga durchmessen. Geographisch und ethnographisch gehört dieser unendliche Tummelplatz von Nomaden zu Asien. Von dem westlichen Anland Sibiriens gilt dasselbe.

Also westwärts zurück mit den Grenzpfählen des kleinsten Welttheils! Aber wie weit?! Darüber sind verschiedene Menschen sehr verschiedener Ansicht. Alexander Herzen meint, bei Eydtkuhnen stehe der Grenzpfahl Europas ... „es ist Zeit, der geschickten Lüge des Czars Peter ein Ende zu machen.“ Dem Fürsten Metternich erschien der Linienwall von St. Marx als Schranke — das dürfte etwas zu eng sein; es war überhaupt eine

Eigenthümlichkeit des Mannes, zu enge Schranken aufzurichten. . . . In einem südslavischen Feuilleton habe ich einmal gelesen, Wien sei ein asiatisches Babel; freilich können wir nicht Alle so gebildete Europäer sein, wie die Morlaken. . . . Die polnischen Geographen lassen im äußersten Falle den Don als Grenze gelten, und in der Klosterschule zu Barnow in Podolien habe einmal ich oder vielmehr eine ansehnliche Partie von mir einige Unannehmlichkeiten erduldet, weil ich der Ansicht war, daß Moskau in Europa liegt. „In Asien!" rief der Pater Marcellinus und applicirte mir einigen polnischen Patriotismus an jene Körperstelle, welche er wahrscheinlich für dies Gefühl besonders empfänglich hielt. . . . .

Wenn «diese Geographen» und die galante Asiatin, Pater Marcellinus und Fürst Metternich, ja sogar ein südslavischer Feuilletonist ihre eigenen Hypothesen haben dürfen, so ist wol auch noch Raum für den Flügelschlag meiner geographischen Ueberzeugung. Nach meiner Ansicht laufen die Grenzen beider Welttheile sehr verwickelt ineinander. Wer zum Beispiel den Eilzug von Wien nach Jassy benützt, kommt zweimal durch halbasiatisches, zweimal durch europäisches Gebiet. Von Wien bis Dzieditz Europa, von Dzieditz bis Sniatyn Halbasien, von Sniatyn bis Suczawa Europa, von Suczawa bis zum Pontus oder zum Ural Halbasien, tiefes Halbasien, wo Alles Morast ist, nicht blos die Heerstraßen im Herbste. In diesem Morast gedeiht keine

Kunst mehr und keine Wissenschaft, vor Allem aber kein weißes Tischtuch mehr und kein gewaschenes Gesicht.

Wie gesagt, zweimal trifft man da auf Europa, zweimal auf Halbasien. Und dabei braucht man nirgendwo Halt zu machen. Der Blick aus dem Coupéfenster genügt, höchstens auch noch das Betreten der Bahnhof-Restaurationen und der Genuß der landesüblichen Speisen und Getränke. Ein Genuß übrigens, der meist wahrhaftig kein Genuß ist. Ich habe diese «Culturstudie im Fluge» unzähligemale in Wirklichkeit gemacht. Warum nicht auch einmal auf dem Papier?

Nordbahnhof zu Wien. Halb 10 Uhr Vormittags. So lehrt die Uhr in der Halle. Freilich ist es derzeit nirgendwo so viel an der Zeit, weder in Wien, noch sonst wo. Es ist die «mittlere Ortszeit». Eine recht sinnige Anordnung des Dr. Banhans, da er noch Handelsminister war. Sie bewährt sich vorzüglich, insbesondere werden sehr viele Menschen von voreiligen Reisen abgehalten, indem sie den Zug versäumen.

Also: Halb 10 Uhr. Einsam leuchtet der marmorne Rothschild in das stille Treppenhaus hinab. Einsam wimmelt vor dem Eingang ein Lastträger hin und her. Die beiden Damen in der Nachbarschaft Rothschild's, die junge, welche Zeitungen verkauft, und die alte, welche Schlüssel vermiethet, unterhalten sich. Man hört es bis an den geschlossenen Schalter, bis in die verödete Gepäckhalle hinein. . . .

Ein Wagen kommt herangerollt, der elegante Miethwagen eines großen Hotels. Was darin liegt, ist minder elegant, wenigstens die Emballage ist es nicht. Zuerst sieht und riecht man nur sehr viel Schafpelzwerk. Dann wird eine unförmliche Gestalt sichtbar, ein blasses weitläufiges Gesicht, geschlitzte Aeuglein, welche mißtrauisch die fünfundzwanzig Packträger anblinzeln, die urplötzlich wie aus dem Boden herausgewachsen sind. «Podwoloczysk», sagt die Gestalt, dies einzige Wort aus dem gesammten Sprachschatz der Menschheit scheint ihr geläufig. Darum wiederholt sie es aber auch recht häufig. Ein Großgrundbesitzer aus Südrußland, der wie ein dickes Mammuth nach Marienbad gegangen und wie ein etwas dünneres Mammuth zurückkehrt.

Ein Fiaker. Sehr viele Koffer und Schachteln darin. Ueberdies zwei Damen. Blaue Kleider, grüne Mäntel, rothe Hüte, gelbe Handschuhe. Oder gelbe Kleider, rothe Mäntel, grüne Hüte und blaue Handschuhe. Ein Regenbogen ist gegen diese Anzüge ein monotones Ding. Die eine Dame ist überaus dick, gelbes Gesicht, schwarze Augen. Die andere überaus dünn, gleichfalls gelb und schwarz. «Itzkany» sagen sie und steigen die Treppe empor. Was dabei an Unterröcken sichtbar wird, mag vielleicht zuletzt im Jahre des Heiles 1873 gewaschen worden sein. Sie setzen sich in die Restauration, trinken Kaffee und rauchen Cigaretten. Dabei werfen sie sehr begehrliche Blicke. Es ist zwar Niemand im Saale, als ein Bierjunge, die Buffet-

dame und das Mammuth aus Südrußland. Aber sie thun es auch nur der lieben Gewohnheit wegen oder um nicht aus der Uebung zu kommen. Im Uebrigen zwei rumänische Bojarinnen, die aus Franzensbad heimkehren.

Ein Einspänner kommt mühsam herangekeucht. Drinnen sehr viel Gepäck und vier Personen, ein Herr und eine Dame, ein Knabe und ein Mädchen. Alle Vier lang, blond, mager. Der Herr feilscht auf Tod und Leben mit dem Kutscher. Aber es handelt sich auch um eine Differenz von zwanzig Kreuzern. Zehn Kreuzer zahlt er endlich, aber er schimpft dabei gewaltig auf das verlotterte Oesterreich. Dann gibt er dem Lastträger fünf Kreuzer für den Transport ebenso vieler Koffer. Das leuchtet dem Manne nicht ein. Der Herr feilscht mit ihm auf Tod und Leben. Endlich gibt er ihm weitere fünf Kreuzer, aber er schimpft dabei auf das verlotterte Oesterreich. Am Schalter will er Karten dritter Classe lösen. Aber der Eilzug führt nur zwei Classen. Der Herr löst Karten zweiter Classe, aber er schimpft dabei auf das verlotterte Oesterreich. So schimpft er noch einigemale, bis er sich auf den Perron durchschimpft. Die Familie unterstützt ihn kräftig. Vielleicht sind die armen Leute nur deshalb so mager, weil sie sich so viel über Oesterreich ärgern. Im Uebrigen sind es Berliner und reisen nur zu ihrem Vergnügen.

Die Omnibusse! . . . Da sind Handlungsreisende, die nach Rußland gehen, nach Preußen, nach Rumänien.

Dieser Zug ist stets sehr stark mit solchen Herren gesegnet. Da gibt es Mercure, die in Seide machen oder in Papier, oder in Tuch, oder in wollenen Strümpfen und Glanzleder. Oder besonders häufig solche, die in Wein machen. Die Herren sind sehr verschieden, arm oder wohlhabend, kurz oder lang, dünn oder dick, aber in Einem gleichen sie einander: sie Alle sind sehr geistreich und sehr jovial, und es giebt keinen, der nicht mindestens 23757 Anekdoten wüßte. Aber mindestens so viel!

Mit dem Omnibus kommen auch polnische Juden, bessarabische Ochsenhändler, russische Getreidemäkler, schlesische Kaufleute. Vielleicht kommt auch hie und da ein Mädchen mit diesem bescheidenen Gefährt zum Krakauer Eilzug — ein blondes, blasses, schüchternes Mädchen in ärmlicher, dunkler Kleidung. «Itzkany», sagt sie, indem sie ihr kleines Kofferchen aufgibt. — Armes Kind, welches die Noth zwingt, sein kümmerliches Brot als Erzieherin in wildfremdem Lande zu suchen, wie wird es dir ergehen?! Armes Kind!

Mehr als eine Stunde ist vergangen, und der Portier stimmt in höchst eigenthümlichem Rhythmus und mit überaus gewaltiger Stimme sein Lied an: «Oderberg-Krakau-Podwoloczysk-Itzkany.» Und noch einmal und zum drittenmale. Die Passagiere werden in die Waggons gepackt. Nirgendwo ist man mit Waggons sparsamer, als bei diesem Eilzug. Vielleicht geschieht es nur, um

die Geselligkeit unter den Reisenden zu befördern. Wir sind ja in Europa!

Und wir bleiben's, auch wenn sich der Zug in Bewegung setzt. Fabriken, stattliche Wohnhäuser fliegen an uns vorbei. Das Riesenwerk des neuen Donaubettes. Dann gesegnete Felder, so üppig, wie sie selten der Blick erschauen kann, jede Scholle unendlich fleißig ausgenützt. Das ist das Marchfeld. Stattliche Dörfer, blühende Gärten. Und in Gänserndorf Frankfurter Würste und Schwechater Lager. Ja, wir sind in Europa! . . .

Sanft hügelt sich das Gelände; wir brausen nach Mähren ein. Das ist aber nur eine neue Provinz, kein neuer Welttheil. Ueberall die lichten Spuren der Cultur. Da rauscht der wohlgepflegte Wald, da gedeiht auf den Fluren die reiche Saat. Der Berliner sieht sich's an und sagt wahrscheinlich zu seiner besseren Hälfte: „Ja, das Land ist gesegnet! Wenn nur die verlotterten Oesterreicher etwas arbeiten wollten. Es wächst hier nämlich Alles von selber!" — „Von selber!" sagt sie, „o diese Oesterreicher." . . . Aber das sind ja Vergnügungs-Reisende und daher müssen sie sich ärgern.

Die Fabriken mehren sich, Schlot an Schlot, in den Lüften schwimmt dichter Kohlendunst, was wol für die Nase kein lieblicher Duft ist, desto mehr jedoch für den Verstand. Wie Schlösser sehen die Fabriken und wie Städte die Dörfer aus. Jede zehnte Minute saust irgend ein Zug

vorbei: Passagiere, Kohlen, Ochsen, Kohlen, Waaren, Kohlen — die Kohle ist der häufigste und beliebteste Passagier der Nordbahn, und diesem rußigen Gesellen wird darum auch auf dieser Bahn große Achtung erwiesen.

Auf das Mammuth aus Südrußland ist hingegen weit weniger Rücksicht genommen worden. Es ist mit fünf anderen Herren in ein Coupé eingepackt. Das Mammuth ärgert sich, aber vielleicht hätten seine fünf Mitdulder weit mehr Grund dazu. Denn ihnen hat Gott den Leib nicht so wunderbarlich gestaltet, auch haben sie sich in ein anderes Gewand gehüllt, als in frischduftendes Schafpelzwerk. Darum ziehen auch vier von ihnen schiefe Gesichter. Aber der fünfte lächelt, seine Nase leidet fürchterlich, aber das geschniegelte Männchen schmunzelt. Denn das unförmliche Stück Menschheit ihm gegenüber sieht stark danach aus, als könnte man ihm straflos mindestens hundert Anekdoten versetzen. . . .

Das Mammuth ahnt nichts von der Gefahr. Harmlos blickt es auf das blühende Dorf, an dem der Zug vorübersaust, und dann auf sein Gegenüber. „Sehr — schöner — Stadt“, bemerkt es in sehr schlechtem Deutsch.

„Eine Stadt!“ Das geschniegelte Männchen lächelt überlegen. „Sie irren — ein Dorf. Aber Irren ist menschlich. Wissen Sie, welcher Irrthum einmal mir passirt ist? Da komme ich in ein ungarisches Schloß. Die wunderschöne Gräfin —“

„Dorf?" Das Mammuth wundert sich. „So — großer — Dorf! Hier Deutsche?"

„Czechen!" tönt es stolz aus einer Ecke und hinter einer Nase hervor, die stark gegen Himmel gerichtet ist.

„Aber — Sklaven — Czechen?!" stammelt das Mammuth. Es erinnert sich, sehr oft gehört zu haben, wie arm und unglücklich die Czechen in Oesterreich sind. Und nun wohnen diese Heloten in Häusern, wie sie in Südrußland kaum ein Adeliger hat. Es sind Fenster darin, wirkliche, leibhaftige, gläserne Fenster.

... Auch die beiden schwarzgelben Damen in den geschmackvollen Toiletten wundern sich. Wo der Zug hält, da gehen Weiber und Kinder die Wagen auf und ab und halten Wasser, Früchte, Würste feil u. s. w. Im Osten kommt Niemand auf solche Gedanken. Und dann: diese Weiber und Kinder sind vollständig bekleidet und tragen sogar Schuhe. Schuhe! Bauernkinder, welche Schuhe tragen! In der «süßen Heimat», in Rumänien, kommt solcher Unfug nicht vor. Dort tragen sogar die Kammerzofen keine Schuhe, und manchmal sogar die — Bojarinnen selbst ...

Prerau! Fünfzehn Minuten Aufenthalt!

Dich grüß' ich in Ehrfurcht, ragende Halle, dir beuge ich mein Haupt, dicker Zahlkellner von Prerau, der du der letzte Pfeiler europäischer Speisecultur bist für Jeden, welcher den Krakauer Eilzug benützt. Hier sind noch die

Tischtücher weiß, die Gläser rein, die Speisen genießbar. Und darum wird hier durch eine Viertelstunde gewüthet — «nicht eine Schlacht, ein Schlachten ist's zu nennen». Der dicke Südrusse leert fünf, die magere Rumänin sechs Schüsseln. Nur eine Reisende hat nicht den Waggon verlassen. Da sitzt die blonde, schmächtige Gouvernante und ißt betrübt ein Stücklein Wurst und ein groß Stück Brot. Wurstessen ist keine poetische Thätigkeit, und doch! — wenn ich das arme, todtbange Kind so recht hinzumalen verstünde, dem härtesten Menschen müßte das Auge sich feuchten. . . .

Weiter geht's durch's blühende «Kuhländchen» — nach Oderberg. Hier ist der Aufenthalt zu kurz, sonst wäre hier vielleicht in einem andern dicken Zahlkellner ein anderer Eckpfeiler deutscher Cultur zu entdecken. Aber diesmal sicherlich der allerletzte.

Hier verlassen die Berliner Vergnügungsreisenden das verlotterte Oesterreich. Alles Uebrige läßt sich durch die gesegnete schlesische Ebene gemächlich vorwärtsschleppen. Schon vor Dzieditz verschwinden auf den Stationen die Verkäufer. Daß ein Reisender Hunger und Durst haben könnte — auf diesen sonderbaren, unerhörten Gedanken kommen hier die Leute nicht mehr.

Dzieditz — ein kleines Nest, aber als Grenze Europas bemerkenswerth. Hier führt ein Schienenstrang nach Bielitz und Biala. In dieser letzteren Stadt, welche durch

eine boshafte Laune des Zufalls zu Galizien gehört, wohnen liebe, muthige, deutsche Menschen, welche um die Wahrung ihres Volksthums einen Kampf ausfechten müssen, wie man ihn sechs Jahre nach Sedan und fünf Jahre nach Besiegung Hohenwart's kaum für möglich halten sollte. Sie stehen einsam in diesem Kampfe und machen nicht viel Aufhebens von ihrem Heldenthum. Wir können uns vorläufig noch auf sie verlassen, auf die wackeren deutschen Bürger von Biala und auf ihren Bürgermeister Rudolf Seeliger. Gäbe es einen Kranz für deutsche Bürgertugend, dieser Mann verdiente ihn, wie Wenige innerhalb der schwarzgelben Schranken. Er hält treu aus auf seinem Posten und auch seine Krieger verlassen ihn nicht. Aber sollen wir fortfahren, thatlos zuzusehen, wie hier ein vorgeschobener Posten des Deutschthums langsam von polnischem Uebermuthe zu Grunde gerichtet wird?! . . .

In Dzieditz fängt «Halb-Asien» an. Nur zögernd habe ich mich zur Schaffung dieses eigenthümlichen geographischen Terminus entschlossen. Er ist aber nothwendig. Manches erinnert in Galizien allerdings an Europa: zum Beispiel das wahrhaft kunstvoll ausgebildete System der Wechselreiterei, das nicht minder kunstvolle Steuersystem und was solcher Cultursegnungen mehr sind. Aber ein Land, in welchem man auf so schmutzigen Tischtüchern ißt, von anderen Dingen ganz abgesehen, kann man unmöglich zu unserem Welttheile rechnen. . . .

Krakau!

Die Italiener geben jeder Stadt einen klingenden Beinamen, Genova la superba, Firenze la bella und so weiter. Wäre diese Sitte auch in Halb-Asien gebräuchlich, dann könnte das heilige Krakau nicht anders heißen als «Cracovia la stincatoria» . . . Pardon, verehrte Leserin, aber der Name würde passen. Ich habe nie in dieser Stadt geweilt, ohne mir einen ausgiebigen Schnupfen zu wünschen, um dieses Duftes nicht gewahr zu werden. Uebrigens war dies ein bescheidener Wunsch, welcher erfüllt wurde; der Duft war so stark, daß ich den Schnupfen bekam. Daß die Menschen, welche in dieser Stadt zu leben verdammt sind, nicht alljährlich von einer Epidemie decimirt werden, ist wahrhaftig ein besonderes Wunder Gottes. Warum es in Krakau so fürchterlich duftet, darüber sind die Bewohner verschiedener Ansicht, und zwar je nach ihrer Confession. Die Juden behaupten, das sei Schuld der Klöster, insbesondere der Bettelmönche. Die Christen behaupten, das jüdische Proletaritat mit Kaftan und Schmachtlöcklein sei daran schuldig. Der Streit könnte wahrlich ruhen, denn sie haben Beide Recht . . .

An heißen Sommertagen duftet es aus der Stadt bis in den Bahnhof hinein, in den übrigen Jahreszeiten bestreitet der Bahnhof seinen Odeur aus Eigenem. Jene würdige Dame, welche im Wiener Nordbahnhofe in der Nähe Rothschild's ihren Sitz hat, hat in Krakau keine Collegin . . .

In der Restauration sieht es wesentlich anders aus, als in Europa. Wol tragen die Kellner noch Fräcke, sogar recht ehrwürdige und durch ihr Alter Respect einflößende Fräcke; aber wahrlich, es wäre besser, sie trügen keine. Denn ein Frack läßt sehr viel von der sonstigen Beklei- dung und besonders von der Wäsche sehen . . . Es ist vielleicht ein frommer Wunsch, aber er ringt sich mir ungestüm aus der Brust empor: „O, möchten die Kra- kauer Kellner doch lieber in dichtgeschlossenen Oberröcken serviren!"

Für reisende Geographen werden die Tischtücher von Interesse sein; sie finden darauf alle erdenklichen Grenzen in verschiedenen Saucen ausgeführt. Wen etwa der Ab- gang des Zuges an eingehenden Studien hindert, der mag sich trösten: er wird nach drei Monaten, wenn er wieder hier sitzt, dasselbe Tischtuch mit denselben Saucen wiederfinden!

Die Verkehrssprache ist die polnisch-deutsche. Zum Beispiel: „Befehlen Sie poledwica?" — „Prosze Bier oder Wein?" — „Rynski und zwanzig Kreuzer!" Auch das Publicum, welches hier neu hinzukommt, den Eilzug bis Lemberg zu benützen, spricht zum großen Theil diesen Mischmasch. Seit die Polen die deutschen Bildungsan- stalten vergewaltigt, sprechen sie statt eines guten Deutsch ein erbärmliches Deutsch. Das ist der einzige Unterschied zwischen Einst und Jetzt. Denn Deutsch sprechen sie auch

jetzt noch, sie fühlen instinctiv, daß es ein Wahnsinn, ein geistiger Selbstmord wäre, sich dieser Cultursprache zu verschließen.

Wer in der Krakauer Bahnhof=Restauration dicht an der Thür sitzt, hört draußen ein verworrenes Lärmen, Toben und Jammern, wie es etwa Dante vernahm, als er sich der Hölle näherte. «Ausgang» steht über dieser Thür geschrieben, aber passender wäre jenes: „Lasciate ogni speranza . . .“ Weh' dir, der du, ein harmloser Reisender, in die Vorhalle dieses Bahnhofes trittst! Urplötzlich umgibt dich ein Knäuel streitender, schmeichelnder brüllender, flüsternder, stoßender, zerrender Gestalten. Juden in Kaftan und Schmachtlöcklein, so fürchterlich schmutzig, daß du kaum begreifst, warum sie nicht an einander kleben bleiben, sobald sie zusammenstoßen. „Sie Alle sind erschienen, dich herrlich zu bedienen“, wie's im Studentenlied heißt. Es sind «Factoren», zu Deutsch Vermittler. Der Eine erzählt dir von einem wundervollen Hotel, der Zweite von einem eleganten Wagen, der Dritte von Krakaus Königsgräbern, der Vierte von Wieliczka, der Fünfte will dir Thaler wechseln, der Sechste Geld auf deine Uhr leihen. Und wenn du dies Alles nicht brauchst, dann beginnen sie flüsternd das Sirenenlied von einer jungen Krakauer Dame, welche vor Sehnsucht brennt, dich in ihren Salons zu empfangen.

Halb-Asien! In Europa hätte doch wol die Polizei der schamlosen Kuppelei im Bahnhofe zu steuern gewußt.

Die Glocke läutet zum drittenmale. Der Zug geht nach Lemberg ab. Es ist 9 Uhr Abends, im Morgengrauen sind wir in der galizischen Hauptstadt. Wahrlich, es ist überaus menschenfreundlich von der Karl-Ludwigbahn, daß sie den Eilzug Nachts gehen läßt. Denn einen trostloseren Anblick hat man kaum aus dem Coupé irgend einer Bahn des Continents. Oede Haide, spärliches Gefild, zerlumpte Juden, schmutzige Bauern. Oder irgend ein verwahrlostes Nest und auf dem Bahnhofe ein paar gähnende Local-Honoratioren, einige Juden und einige andere Geschöpfe, denen man kaum noch den Titel Mensch zuwenden kann. Wer auf dieser Bahn, welche übrigens derzeit sehr gut administrirt ist, bei Tage reist, wird vor Langeweile sterben, wenn er nicht vor Hunger stirbt. Wol gibt es einige Restaurationen auf dieser Strecke ... aber der Mensch begehre sie nimmer und nimmer zu schauen. ... Ich selbst habe in Przemysl einmal das allersonderbarste Kalbsschnitzel meines Lebens gegessen. Es war ein gefülltes Kalbsschnitzel, und zwar fand ich da: einen Nagel, stark verrostet, eine Stahlfeder und einen Büschel Haare. Als ich dem Restaurateur die Corpora delicti unter die Nase hielt, meinte er höchst gleichmüthig: „Ich weiß nicht, warum Sie sich so ereifern. Habe ich Ihnen gesagt, daß Sie sollen essen das alte Eisen? Sie sollen essen das Fleisch!"

Aber wir machen ja die Reise Nachts. Wir verschlafen alle Schrecken dieser Landschaft und dieser Kalbsschnitzel. Erst im Morgengrauen weckt uns der Ruf: „Lemberg!“ Ein fahler, grauer Herbstmorgen lugt in die hohen, von Schmutz erblindeten Bahnhof-Fenster. Vielleicht ist dies das einzig passende Licht für diese trostlosen Räume. Ich habe selten irgendwo einen so verwahrlosten Raum gefunden, als die Restauration zu Lemberg. Und diese verschlafenen Kellner, die in ganz unsäglichen Toiletten verdrießlich einherschlurfen! Und diese Tassen, aus denen man den Kaffee trinken muß! Man kämpft wahrhaftig, bis endlich das Bedürfniß siegt, etwas Warmes in den Leib zu bekommen.

Die Leute um uns scheinen freilich nichts von solchen Scrupeln zu empfinden. Es ist ein lebhafter Verkehr in dieser Station, und das Bild verdient wol mindestens in flüchtigen Strichen fixirt zu werden.

Freilich ist das Gewühl noch größer, wenn hier zu Mittag gespeist wird. Da drängen die Menschen durcheinander, wie bei einer Recrutirung oder einem Jahrmarkt oder vielleicht am richtigsten wie bei einem Fastnachtsballe. Himmel, was für Menschen kann man da sehen, und wie speisen sie zu Mittag! In der Restauration drinnen, da sitzen an den wackligen Tischen, welche gleichfalls, wie in Krakau, mit Landkartentüchern bedeckt sind, die vornehmen Reisenden und werden von schmutzigen Schlingeln

mit ölgetränkten Haaren bedient. Da sitzen Bojaren aus der Moldau mit schwarzen verschmitzten Gesichtern, schweren Goldringen und Uhrbehängen und mit ungewaschenen Händen. Da sitzen feine, glatte, elegant gekleidete Herren, welche drei Brote nehmen und eines ansagen und dann vielleicht einen Gulden Trinkgeld geben. Da sind herrliche, dunkeläugige Frauen in schweren Seidenkleidern und schmutzigen Unterröcken. Dazwischen civilisirte Reisende aus Deutschland und England, emancipirte polnische Juden, welche gern jüdische Polen sein möchten und in der Speisekarte vor Allem nach dem Schweinebraten suchen; langbärtige ruthenische Popen in fettglänzenden Kaftanen, elegante Husaren-Officiere, abgeblühte Cocotten, die nach Bukarest und Jassy gehen, um dort «ihr Glück zu machen». Und sie Alle essen à la carte aus der französischen Hexenküche des jüdischen Restaurants und zahlen ein Heidengeld dafür.

Draußen ist das Gewimmel noch größer. Jüdische Obstweiber preisen schreiend die saftigen Früchte der Ebene, kleine Judenmädchen betreiben einen schwunghaften Handel mit Wasser und kleine Judenknaben desgleichen mit Süßigkeiten. Sie sind sehr regsam. Aber glotzend und theilnahmlos stehen die russinischen Bauern und Kleinbürger hinter ihren Verkaufsständen, wo sie Früchte feilbieten oder Brot und Wurst. Dazwischen drängen lange, magere, zerlumpte Jungen, die aus großen grünen Flaschen in

kleinen grünen Gläschen Schnaps feilbieten. Derartiges genießen die Reisenden der dritten Classe: schmutzstarrende polnische Juden mit langen Bärten und Hängelöckchen, unter denen euch oft in typischer Schärfe ein edler Christuskopf in die Augen sticht oder ein grinsender Judaskopf; streitende, schreiende italienische Bahnarbeiter; stumpfe, gleichmüthig vor sich hinstarrende podolische Landleute. An den Thüren aber stehen die Elegants von Lemberg und näseln Bemerkungen über die Damen. Polnische Gepäckträger schleppen kleine Kofferchen unter Aechzen und Stöhnen ab und zu; jüdische Lohndiener preisen die prachtvollen Hotels des Ortes, und jüdische Lohnkutscher ihre überaus vortrefflichen Wagen. Dazwischen brüllt eine volhynische Ochsenheerde, die man eben nach Wien verladet. Kurz — ein Hexensabbath und ein Höllenconcert.

. . . Heute, im Morgengrauen ist es weit stiller. Das Ungeziefer, welches den Reisenden in der Krakauer Vorhalle anfällt, die «Factoren», fehlen gänzlich. Auch bei Tage sind sie in Lemberg minder sichtbar. Lemberg ist auch in dieser, wie in jeder anderen Beziehung reinlicher als Krakau. In der galizischen Hauptstadt liegt wenig Unrath in den Straßen. Desto dichter ist er leider in den Spalten mancher Blätter aufgehäuft, die in Lemberg erscheinen.

. . . Der Eilzug geht nach Czernowitz ab. Die Fahrt ist trostlos langweilig, und was zwischen Krakau und

Lemberg die Nacht milde verhüllt, das zeigt hier in Ost-galizien der Tag erbarmungslos klar: die kahle Haide, die ärmlichen Hütten, den Mangel jeglicher Industrie und Cultur. Es ist gut, wenn man sich in Lemberg mit Lectüre versorgt. Freilich ist die Auswahl, welche man dort im Bahnhofe treffen kann, eine sehr beschränkte. Es werden zwei Sorten Literatur feilgeboten: Obscönitäten und Hetzschriften gegen die Juden. Man hält eben auf Lager, was Absatz findet! Aber wie charakteristisch ist der kleine Broschürenschatz für die Verhältnisse in Halb-Asien!

Auch auf dieser Strecke kann man sich im Hunger üben. Ein österreichischer General und ich, wir waren bereits in gelinder Verzweiflung, als wir endlich in Stanislau einfuhren. Aber auch da bekamen wir nichts, als ein Glas Branntwein und ein Stück Brot. Noth lehrt Schnaps trinken.

Das ist aber auch die letzte Prüfung. Die Haide bleibt hinter uns, den Vorbergen der Karpathen braust der Zug entgegen und über den schäumenden Pruth in das gesegnete Gelände der Bukowina. Der Boden ist besser angebaut und die Hütten sind freundlicher und reiner. Nach einer Stunde hält der Zug im Bahnhofe zu Czernowitz. Prächtig liegt die freundliche Stadt auf ragender Höhe. Wer da einfährt, dem ist seltsam zu Muthe: er ist plötzlich wieder im Westen, wo Bildung, Gesittung und weißes Tischzeug zu finden. Und will er wissen, wer

dies Wunder vollbracht, so lausche er der Sprache der Bewohner: sie ist die deutsche. Und er sehe zu, zu welchem Feste sie rüsten: zu einem Feste des deutschen Geistes*).

Der deutsche Geist, dieser gütigste und mächtigste Zauberer unter der Sonne, er — und er allein! — hat dies blühende Stücklein Europa hingestellt, mitten in die halbasiatische Culturwüste! Ihm sei Preis und Dank!

---

*) Geschrieben im September 1875, vor der Czernowitzer Jubiläumsfeier. Vgl. die Skizze „Ein Culturfest".

Zwischen Dniester und Bistrizza.

„Zwischen Dniester und Bistrizza . . .“ wer weiß, wer das alte Jubellied ersonnen und zu welches Woden Ruhm? Sein Angedenken ist verklungen, sein Name steht nicht eingeschrieben in der Welt Geschichten, verrauscht ist längst der Jubel, aber noch singen sie, droben auf den felsigen Höhen, zwischen denen der wilde Czeremosz schäumt, und in der grünen Wüstenei des Lungul und drunten im lachenden Sereth-Thal:

Zwischen Dniester und Bistrizza
Freu'n sich alle braven Leute,
Und in Waffen geh'n die Männer
Und in Seide geh'n die Frauen,
Geh'n in Seide und in Blumen,
Und sie rufen: Heil uns, Heil!
Preis und Dank dem großen Woden,
Der uns aus der Noth gerettet. . .

War's Polennoth? War's Türkennoth? Und wer war der große Wode? . . . Unverstanden, inhaltlos klingt das Lied durch den Karpathenwald, durch die Buchenhaine der Niederung. Aber heute*) ist wieder einmal ein Tag,

*) Die Skizze ward zum 7. Mai 1875 geschrieben, zum hundertsten Jahrestage der Vereinigung der Bukowina mit Oesterreich.

da das alte Lied wieder zu schöner Wahrheit wird, da neuer Geist und Sinn in die alten Reime kommt! Denn heute ist ein Tag des Gedächtnisses, an dem in der That Alle, Alle, die drüben im schönen entlegenen «Hochland im Ost» in Licht und Frieden wohnen dürfen, aus ganzem Herzen rufen: „Heil uns, Heil!" Alle, nicht etwa blos ergebenste Loyalitätsmenschen, sondern jeder Vernünftige, der seine Augen zum Sehen gebraucht, der Umschau hält in der eigenen blühenden Heimat und dann über die Grenze hin, nach Ost und Süd: in's verödete, verdumpfte Bessarabien, in's entnervte, unglückliche Rumänien! . . . Ja, Preis und Dank dem «großen Woden», der seine Hand über dieses Land gestreckt und es aus der Noth der Barbarei gerettet, dem Herrscher, der in der That ein großer, edler Mensch gewesen, dessen eiserne Hand „den Völkern eine Rose bot" — Preis und Dank dem «Woden» Josephus! Seines Namens war er der Zweite, seines Herzens und Geistes für alle Zeit der Erste! Lebendig gilt er der Sage, und sein Gedächtniß wird nie ersterben; aber inniger denkt Niemand seiner, als die «braven Leute zwischen Dniester und Bistrizza»! Und nun gar heute! Denn heute sind es hundert Jahre, da des Herrschers Mühen und Ringen um diese Landschaft endlich Abschluß und Erfolg gefunden: am 7. Mai 1775 ist die Bukowina an Oesterreich gekommen.

In Allem ist das uralte Lied wieder neu und giltig

geworden, nur in Einem nicht: heute gehen drüben am Pruth und der Suczawa die Männer nicht im Waffenschmucke, die Frauen nicht in «Seide und Blumen» — es ist eine stille Feier, und laut und prächtig soll sie sich erst in jenen Tagen entfalten, da das Reich der Provinz nachträglich zu ihrem Festtage das Ehrengeschenk darbringt, das schönste und nützlichste, das man auszusinnen vermocht: die neue deutsche Hochschule im Osten, die «Universitas Czernoviciensis!» . . . «Prächtig», sagte ich, würde das Fest jener Herbsttage sein, und ich weiß doch gut, daß das ferne Hochland wohl schön ist, aber nicht eben reich und gar so abgeschieden von der großen Welt, daß die armen Leute beim besten Willen nicht solchen Prunk und Glanz aufbringen können, wie sie sicherlich gerne möchten! Aber das Wort nehme ich nicht zurück. Denn eine Feier, bei der sich jede Brust stolz hebt und jedes Auge freudig leuchtet, bei der kein Hochruf erzwungen ist und kein begeistertes Wort erlogen, eine solche Feier darf man wohl prächtig nennen, ohne Rücksicht auf die Zahl der Teppiche und Fahnen! Und solcher Geist wird durch jene Herbsttage wehen; dieses Land ist dankbar und treu und verdient seine Bezeichnung als «Tirol Oftösterreichs» nicht blos seiner landschaftlichen Schönheiten wegen. . . . Wol gibt es Menschen im Lande, welche anders denken und der Säcularfeier die Todtenfeier für irgend einen dakischen dunklen Ehrenmann demonstrativ entgegenstellen; zwei

ganze Dutzend dürften es sein — «nationale Politiker» nennen sie sich selbst; «Hochverräther» werden sie von den Anderen genannt. Aber beide Namen scheinen mir überaus unpassend. Ein nationaler Politiker ist ein achtungswerther Mann, der beharrlich und besonnen ein Edelstes und Höchstes erstrebt: Sicherung und Blüthe seines Volksthums — und selbst zu einem ganzen Hochverräther gehören ganze fünf Sinne! Aber wer heute, im Jahre des Heils 1875, ernstlich anstrebt, daß die deutsche Cultur in der Bukowina ausgerottet werde, daß das Land an Rumänien falle, der ist kein Hochverräther, welcher Strafe verdient, der ist von Gott gestraft genug und verdient im Gegentheile eine tägliche ausgiebige Douche und den kostenfreien Aufenthalt in der einsamen Zelle eines nützlichen sanitären Instituts, zu dem es das Buchenland freilich leider noch nicht gebracht hat. . . .

Eine Landes-Irrenanstalt also haben sie drüben noch nicht, aber ein schönes Culturleben haben sie und Rechtssicherheit und geordnete Sitte und bürgerliche Freiheit! Wie eine Oase liegt dies Ländchen mitten in der Wüste östlicher Uncultur. Wahrlich, wenn der Bukowinaer so dankbar und so treu ist, so hat er auch allen Grund dazu — mehr Grund, sag' ich offen, als der Bürger eines anderen Kronlandes! Nicht etwa, daß hier die k. k. Verwaltung durchwegs von besserem Geist erfüllt gewesen als anderwärts — auch hier blieb sie sich gleich in ihren ge-

ringen Vorzügen und großen Schwächen. Aber zwei Dinge gibt's, für welche der Bukowinaer dem österreichischen Staate allzeit verpflichtet bleiben muß: Erstens für — den 7. Mai 1775! Ja, schon die Thatsache, daß dies Land nicht bei der Moldau blieb, sondern an Oesterreich kam, wiegt schwer genug! Zweitens für die treffliche Art, in der Kaiser Joseph das Land colonisirt, für den genialen Blick, mit dem der große Monarch das Verhältniß der Nationalitäten festgestellt. Die Bukowina ist ein kleines Ländchen, und was Joseph dafür gethan, steht in keinem Geschichtsbuch zu lesen, aber wer sich in die vergilbten Acten aus jener Zeit vertieft, in die Berichte der k. k. Militär-Verwaltung und des Herrschers Entscheide hierüber, dem tritt es fast überwältigend entgegen, wie weit, wie scharf, wie weise diese Kaiseraugen geblickt . . .

Das kann man von den Augen der k. k. Verwalter, der Herren Kreishauptleute und Landes-Chefs freilich nicht immer sagen. Einiges haben sie gefördert, Manches wol auch gehindert — die Hauptarbeit haben sie wahrhaftig nicht gethan! Es war dies auch zum Glück nicht nöthig, denn wenn es nöthig gewesen wäre, dann — siehe Ostgalizien, siehe Oberungarn . . . Aber hier war ein richtiger Grundstein gelegt, und die Erbgesessenen und die Colonisten schafften selber fröhlich weiter, und es war Segen über ihrem Werke, weil sie dabei Frieden hielten und sich nicht um Glauben oder Sprache die Köpfe blutig

schlugen. So war das Jahrhundert, welches heute voll wird, für die Bukowina eine Zeit emsigsten, gesegnetsten Fleißes, eine Zeit währenden, wachsenden Gedeihens. Und so mag der Bürger dieses Landes heute dankbar jenes Tages gedenken, da für die Bewohner ein menschenwürdiges Dasein begann, aber noch dankbarer der Arbeit seiner Ahnen und Väter, und stolz der eigenen Arbeit. Wol wird sich auch die ferne, düstere Vergangenheit vor sein Auge stellen, und dann, wie sich jener 7. Mai 1775 gefügt, aber lieber wird er bei der schöneren Gegenwart verweilen. Und genau so will ich's halten in diesem Gedenkblatt zum Festtag des schönen, merkwürdigen Berglandes . . .

Düster und traurig ist die ferne Vergangenheit des Gaues zwischen Dniester und Bistrizza, der «oberen Moldau» — der Name «Bukowina» wird auch just heute erst hundert Jahre alt. Düster und traurig! Unsäglich viel ward auf diesem Boden gedrängt und geschlagen; hier ging die große Völkerstraße von Ost gegen West. Hier wanderte — wer mißt, seit welchen Tagen? — das sarmatische Nomadenvolk der Skythen von Trift zu Trift, bis die Geten, germanisches Kriegervolk, sie schützend und knechtend zugleich unter ihnen Wohnsitze nahmen — die «Königsskythen» Herodot's. In diesem Hügellande staute sich die wüste grimme Völkerwelle der Bastarner, immer wieder in römisches Gebiet herabfluthend, dann eingedämmt, endlich spurlos verfluthend im Völkermeere des Weltreiches.

Das hatten zuerst oberflächlich die Waffen der Legionen bewirkt, dann gründlich jene der Cultur. Wo dem Cäsarenstaate die Marken gestanden, ob dies oder jenes Stücklein noch dazu gehört, darüber wird noch heute mit großer Galle und Gelehrsamkeit gestritten; gewiß ist, daß mindestens die Landschaft südlich des Hierasos — Pruth heißt heute der rasche, blaue, wilde Bergfluß — dem Einfluß römischer Cultur nicht entrückt gewesen. Freilich war es nur dünner Firniß, den die Weltgebieter schlau, rasch und energisch den Unterjochten aufgedrückt, und er barst und fiel ab, als nun von Osten her, dröhnend, verderbend, reinigend wie ein Gewitter, die neuen Herren der Welt gezogen kamen — die Germanen, die Gothen. Zu «Suozawe» (Schönau) hielten ihre Könige Hof, das Christenthum erblühte und mit ihm auf dem Boden eines starken unverderbten Volksthums mälig eine neue Cultur. Aber sie endete jäh und gräßlich unter den Hufen der Hunnenrosse, und was nun vom vierten bis ins vierzehnte Jahrhundert folgt, ist eine Kette unsäglicher Gräuel: ein Volk drängte und mordete das andere, bis es selbst ertränkt ward von einer neuen Völkerwelle von Osten her. So sind Gepiden und Avaren, Bulgaren und Chazaren, Magyaren und Petschenegen, Kumanen und Uzen, Mongolen und Tataren gekommen und gegangen; wie eine einzige, ewig lange, grauenvolle Nacht liegt dies Jahrtausend dem Blicke des Spätgeborenen von *einem* kümmerlichen Lichtblitz erhellt: dem helden-

müthigen, selbstlosen Kampfe des deutschen Ritter-Ordens für Bildung und Christenthum. Aber über die Trümmer seiner Burgen zu Niamtz und am Zezin, über die Leichen der Ritter flutheten die Horden der Mongolen. Als sie sich verlaufen, da war das Land eine Wüste, überaus spärlich bewohnt von Ueberbleibseln all der Völker, welche diesen Boden mit ihrem Blute gedüngt. Doch den Herrenlosen kamen bald, diesmal von Westen her, neue Gebieter: rumänische Hirten und Jäger stiegen aus der Marmaros in das Thal der Moldava hinab und gründeten hier unter Dragosch, dem Häuptling ein neues, von Felsen umfriedetes Gemeinwesen. Aber die Ebene lockte sie, aus den Hirten wurden Krieger, das Völker-Bruchgestein am Sereth und Pruth konnte ihnen nicht widerstehen, und so entstand, anfangs genau in den heutigen Grenzen der Bukowina, ein streitbarer Staat: die Moldau, der bald mächtig gegen Ost und Süd wuchs. Unter Stephan dem Alten erreichte der Rumänenstaat die größte Blüthe, welche ihm bisher gegönnt gewesen, und so mag sein Volk diesen Fürsten immerhin den Großen nennen: er schlug den Feind in Nord und Süd, in Ost und West — dem Polen und dem Türken, dem Ungar und dem Kosaken war der «Kara Bogdan» (der «schwarze Stephan») gleich fürchterlich. Aber auch in Dingen des Friedens war er stark und weise, er vollendete muthig alles Gute, was die Ahnen schüchtern begonnen, er mehrte die Bevölkerung seines Landes durch

Aufnahme von Armeniern, Pokutiern und Zigeunern, er gab Gesetze und handhabte sie gerecht. Seine Regierung ist der Glanzpunkt rumänischer Geschichte, und einsam ragt aus diesem unglücklichen Volksthume diese groß, kühn und stolz geartete Heldengestalt, furchtbar einsam! — so sehr es dieses Volk bedurft hätte, ein „Stefan cel mare“ ist ihm nicht wieder geboren worden! . . . Was der gewaltige Mann geschaffen, hat kurz gewährt; unter seinen nächsten Nachfolgern schon brach Alles zusammen: die Moldau ward zur türkischen Provinz, die Landschaft zwischen Dniester und Bistrizza zum Schlachtfeld, auf dem sich der Türke mit dem Polen maß oder der abgefallene tatarische Hospodar mit seinem osmanischen Zwingherrn. Oder es erhoben sich einige Bojaren, zogen vereint gegen Suczawa, die Fürstenstadt, schlachteten vereint den Hospodar ab sammt Weib und Kind, schlugen sich dann aber grimmig und getrennt herum, wer nun Hospodar sein, zu deutsch: wer nun das Land aussaugen und zertreten dürfe. Denn ärger als die Kriegsnoth war jene des Friedens, das scheußliche, entnervende, durch und durch verderbte und verderbende Walten der eingebornen, im Namen des Sultans gebietenden Machthaber. Jede Zeile in den Geschichten jener Tage kündet unsägliche Gräuel, es war ein beispielloses Morden, beispiellose Verderbniß. Alle Bande des Volksthums, alle Bande der Familie lösten sich, es war ein Wüthen Aller gegen Alle. Grauenvolle Nacht lag über dem Lande. Da

brach jäh und unverhofft ein Lichtstrahl herein: die Besetzung durch die Oesterreicher.

Das war am 1. October 1774. Zunächst schafften sie mit eiserner Hand Ordnung, steuerten dem Rauben und Morden, schützten die Sicherheit des Besitzes. Sieben Monate darauf folgte die formelle Erwerbung: vor hundert Jahren, durch den Vertrag zu Konstantinopel, abgeschlossen zwischen dem Großvezier Izzed Mechmet Pascha und dem Gesandten Freiherrn v. Thugut. Dieser listige Diplomat hat damals, wie überhaupt während seines Wirkens am Goldnen Horn seinem Namen Ehre gemacht; später freilich und zu Wien hat er's verdient, daß ihn der Volksmund den Thunichtgut taufte.

Diese Besetzung und diese Erwerbung — es ist eine etwas eigenthümliche Historie. In solcher Art, wie die Bukowina, ist kein anderes Land an Oesterreich gekommen. Und es gibt überhaupt in aller Geschichte nicht viele solche Fälle! Denn daß befreundete Souveräne einander im Frieden Pferde oder Edelsteine bescheeren, kommt vor; aber daß einer dem anderen ohne jegliche äußere Veranlassung einhundertundachtzig Quadratmeilen schenkt, ist doch etwas curios. Die Bukowina ist ein Geschenk des Sultans an Joseph, selbst nach strengster juristischer Definition ein Geschenk, weil ganz freiwillig gegeben, aber — es ist doch eine eigenthümliche Historie, so recht eine Staatsaction im Geiste jenes Säculums. . .

Man weiß, damals rangen mit einander zwei Richtungen der Politik in Oesterreich, beide durch groß angelegte Herrschernaturen repräsentirt; rücksichtsvoll rangen sie, aber es war doch ein ewiges Ringen zwischen der großen Kaiserin und ihrem größeren Sohne. Maria Theresia hing an den alten Traditionen und dem alten Haß; Joseph erkannte, daß im Bündniß mit Preußen, in der Verständigung mit Rußland die Gewähr für das Erstarken Oesterreichs liege, und vor Allem für dessen Vergrößerung. Vor Allem hiefür: nach Mehrbesitz stand sein Sinn aus Stolz wie aus Staatsraison. Heute denken wir anders; nicht in der Zahl, in der Harmonie der Massen und ihrer Homogenität liegt uns der Quell der Macht, und gewaltig schreitet die Idee der Nationalitäten durch unser Jahrhundert. Dem großen Kaiser lag sie ferne — sehr begreiflich, weil er ein Oesterreicher war; hatte sie doch auch der Preuße nicht, der große König ganz und gar nicht, wenn auch heute sehr viele Historiker sehr Vieles über Friedrich's nationale Politik zusammenfabuliren. Aus Stolz wie aus Staatsraison, sagt' ich, strebte Joseph nach Mehrbesitz, und überdies lockte die leichte Gelegenheit. Da lag im Südosten der ohnmächtige Osmanenstaat, da lag im Osten das doppelt ohnmächtige Polen, nur noch durch die Eifersucht der drei Nordmächte im elenden Dasein geschützt. Heftig rangen Mutter und Sohn, bis Joseph die Theilnahme an Polens Theilung erstritt. So kam Halicz und

Wlodimir an Oesterreich, das bergige Pokutien dazu und ein Stück Podoliens.

Aber anders dachte der Kaiser bezüglich der Mittel, türkisches Gebiet zu erlangen. Nur bezüglich der Mittel! — er hat später mit dem Schwerte um Bosnien gekämpft und schon in den Siebziger-Jahren erstrebte er zuerst das Tiefland an der Aluta, später jene Landschaft, deren Erwerbung allerdings sehr wünschenswerth geworden, da sie sich wie ein Keil zwischen Siebenbürgen und das neugewonnene Dniesterland einschob, eben die Bukowina. Hatte er Galizien durch den Bund mit Rußland und Preußen erworben, so erlangte er die Bukowina durch den Bund mit der Türkei, auch diesmal wieder mühsam der Mutter Einwilligung erringend. Als Katharina II. 1768 den Krieg gegen die Osmanli begann und ihre Heere Sieg auf Sieg erfochten, da gönnte Maria Theresia im frommen Herzen den Ungläubigen ehrlich alle die Hiebe, indeß Joseph in schwerer Besorgniß den mächtigen Rivalen siegen sah. Darum suchte er Friedrich zu bestimmen, mit ihm vereint bei Katharina für die Vielgeschlagenen zu interveniren. Aber nach langwierigen Verhandlungen versagte Preußen endgiltig seine Hilfe. Indeß war die Gefahr immer drängender geworden, die russischen Hiebe immer wuchtiger. Denn wol waren die Feldherren der Czarin erbärmliche Strategen, aber die ihrer Gegner noch viel erbärmlicher — den «Krieg des Einäugigen mit dem

Blinden» hat es Friedrich II. spöttisch genannt. Es hat da Facta gegeben, die wie Märchen klingen; so ergab sich z. B. die stärkste Feste des Ostens, Chotin, mit 184 Geschützen armirt, an — acht Kosaken. Aber Joseph nahm mit Recht diese lustigen Facta sehr ernst und schloß am 6. Juli 1771 mit der Türkei ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß, welches ihr den Besitz der Moldau und Walachei garantirte. Die fromme Mutter entsetzte sich über den Bund mit den Ungläubigen, aber Joseph hatte recht gehandelt; der Tractat war ein Meisterstück, er verpflichtete die Türkei zur Dankbarkeit, ohne daß Oesterreich Opfer brachte. Denn am 21. Juli 1774 kam zu Kutschuk-Kainardschi der Friede zwischen Rußland und der Türkei zu Stande; die Türkei behielt die Donaufürstenthümer, die Russen räumten die Moldau. Aber kaum daß sie abgezogen, rückten die Oesterreicher ein. Stillschweigend rückten sie ein, ohne Proclamation, vielleicht weil sie ohnehin nur Wenige im Lande hätte lesen können, vielleicht weil es — sonst seine Schwierigkeiten gehabt hätte . . . Und nun arbeitete Thugut rastlos, dem Fait accompli gesetzliche Form zu geben. Was mehr auf den armen Izzed Mechmet gewirkt, ob die Vorstellung, daß die Dankbarkeit eine schöne Tugend, ob jene, daß die österreichischen Soldaten recht zahlreich — gleichviel! die Türkei trat die Bukowina freiwillig an Oesterreich ab, und aus dem Besitz ward Eigenthum. Ganz freiwillig, im ersten Artikel des Vertrages

steht es klar und deutlich: Pour donner une preuve non équivoque d'amitié, d'affection et de bon voisinage la Sublime Porte donne et abandonne et cède à la cour impériale les terres contenues d'une part entre le Dniester, le confin de Pocutie, de Hongrie et de Transylvanie." Man sieht: ganz klar und deutlich steht es da. Und wann hätten je diplomatische Schriftstücke gelogen! . . .

Sehen wir uns nun die „preuve non équivoque" näher an. Einhundertundeinundachtzig Quadratmeilen waren's, und so mag das Höflichkeitswort des guten Izzed Mechmet immerhin als Wahrwort gelten. Aber das Land war eine Wüste, die spärliche Bewohnerschaft roh und verwildert, die Hauptstadt Suczawa eine Trümmerstätte, das uralte Sereth verödet, das junge Czernowitz ein Haufe Lehmhütten. Es fehlte an Gesetzen und Aemtern, an Straßen und Schulen, nur an Noth und Räubern war Ueberfluß. Besonders aber fehlte es an — Bewohnern. . . .

An Allem fehlte es, und für Alles sorgte Joseph, und trefflich kam die Militär-Verwaltung seinen Aufträgen nach. Ganz genau kann man dabei verfolgen, was dem großen Monarchen vorschwebte; nicht blos aus der Barbarei überhaupt wollte er das Land reißen, sondern es auch als würdiges Glied für das Zukunftsreich gestalten, welches er plante. Kein deutscher Nationalstaat sollte Oesterreich werden, aber ein deutscher Culturstaat und alle

Nationalitäten sollte ein versöhnendes Band umschlingen: eine gleichartige Bildung. Darum schaffte er zunächst deutsche Schulen und deutsche Colonisten ins Land. Daneben kamen aus allen Windrichtungen auch andere Leute daher, Leute jeder Sprache und jedes Glaubens. Allen ward die Wohlthat der Steuer- und Militärfreiheit bis ins neue Jahrhundert hinein; willkommen war Jeder, der arbeiten wollte und dem Gesetze gehorchen und seine Kinder in die Schule schicken. Czernowitz ward Hauptstadt und als solche Sitz der höchsten Bildungsanstalt des Landes, einer — vierclassigen Normalschule (1778 gegründet). Kurz — Alles, was das Land heben konnte, geschah rasch und weise. Sogar für einen geordneten — Adel ward gesorgt, denn das gab's vorher nicht im Lande; «Bojar» nannte sich jeder Reiche, jeder Ochsenhändler und Gutsbesitzer, wie dies ja auch heute noch in Rumänien üblich. Nun erhielten einige dieser Bojaren den österreichischen Adelsbrief und ein Wappen dazu. Auch später sind noch einige reiche Ochsenhändler vom Kaiser Franz geadelt worden. Daher wird es auch erklärlich, warum die Söhne und Enkel dieser guten Leute mit solcher Beharrlichkeit hochfeudale Politik treiben. Sie können nichts dafür: das Blut spricht in ihnen! Noblesse oblige. . . .

Unsäglich viel dankt die Bukowina der Militär-Verwaltung, weniger, wie erwähnt, der Civil-Administration. Hauptsächlich war es Ein Umstand, welcher die volle Ent-

faltung des Ländchens verhinderte: seine Anschweißung an Galizien. Wol war es damals noch das deutsch und vernünftig administrirte Galizien, in welchem noch polnischer Uebermuth nicht seine Allotria treiben durfte. Aber beide Länder sind doch so grundverschieden, daß bei einer gemeinsamen Verwaltung unbedingt das kleinere leiden mußte. Darum war es immer ein stiller Herzenswunsch der Bukowinaer, von Galizien loszukommen. Erst im Jahre 1848, wo ja alle stillen Wünsche laut wurden, kam auch dieser zum Ausdruck. Im «tollen Jahr» waren ja die Revolutionen in Mode, und so machten auch die «guten Leute zwischen Dniester und Bistrizza» ihre Extra-Revolution. Etwas eigenthümlich war diese Erhebung und ganz unblutig, nämlich so: Einige setzten eine Petition auf und Alle unterschrieben sie, und das Schriftstück ging nach Wien. Und was forderten sie darin, etwa Preßfreiheit und Volksbewaffnung? Ach nein! Nichts forderten sie, sondern sie baten ergebenst: erstens, der Kaiser möge sie gefälligst künftig nicht auf dem Umwege über Lemberg regieren, sondern direct von Wien aus und durch einen Landes-Chef in Czernowitz; zweitens, er möge dem Lande einen Titel und ein Wappen geben, und drittens — hier erheben sie sich zu drohendem Drängen — er möge doch in seiner Huld geruhen, diesen Titel dem seinen beizufügen und das Landeswappen in das Reichswappen aufzunehmen. Das gaben sie recommandirt auf die Post, steckten das

Recepisse in die Tasche, und die Czernowitzer Revolution von 1848 war zu Ende. Die Leute bekamen auch, um was sie gebeten: einen Landes-Chef nach Czernowitz und für die Bukowina den Titel «Herzogthum» und als Wappen jenes der Moldau: den goldenen Stierkopf im blaurothen Felde. Seitdem heißen auch Oesterreichs Monarchen «Herzoge der Bukowina», und im Reichswappen findet sich auch der goldene Stierkopf. Alles haben sie bekommen. Ja, wenn man sich so gründlich aufs Revolutioniren und Rebellischsein versteht. . . .

Und dann kamen und gingen einige Landes-Chefs, und dann ging Einer, welchem keiner mehr folgen sollte; so plante es Herr Graf Agenor Goluchowski. Aber die ganz unsinnige und ungerechte Maßregelung, die Ankettung an Galizien, dauerte nur so lange, als die Minister-Herrlichkeit des Herrn Grafen; er ging, und im Februar 1861 kam wieder ein Landes-Chef. Mehrere sind seitdem wieder gekommen und gegangen, aber nur Einer verdient hier dankbar hervorgehoben zu werden, der aber voll und ganz: der Freiherr v. Myrbach. Denn er waltete ebenso weise als gerecht und energisch, er war mehr als ein pflichteifriger Chef der Verwaltung, er war ein wahrer Vater für das Land und hat der Regierung mehr Sympathien erworben, als alle seine Vorgänger und Nachfolger zusammengenommen. Auch von dem gegenwärtigen Leiter hört man Gutes, und ich bin gerne bereit, es zu glauben;

ich weiß aus eigener Anschauung, daß Herr v. Alesani im Trentino ebenso taktvoll als energisch gewaltet

Das wäre in nuce des Ländchens Geschichte. Und wer dies Hochland, ob auch nur eiligen Fußes, durchstreift, dem tönt diese Geschichte auf Schritt und Tritt entgegen, die ferne wie die nahe, die dunkle wie die lichte, nicht aus todten Denkmalen — die Wucht ewigen Kriegssturms hat die alten hinweggefegt und neue sind nicht errichtet worden — sondern aus Sprache und Typus der Bewohner. Seltsam, in unerhörter Mannigfaltigkeit, für welche die Völkerkunde kaum ein ähnliches Beispiel bietet, setzt sich diese Bewohnerschaft mosaikartig aus dem Bruchgesteine all der Nationen zusammen, welche einst über diesen Boden gezogen. Hier sitzt, als der jüngste und fleißigste Bürger, als Handwerksmann, Kaufherr und Gelehrter in den Städten, als Bauer, Winzer und Bergmann in den Dörfern der Deutsche aller Stämme: aus der Zips und vom Königsboden, vom Neckar und vom Niederrhein, aus der Pfalz und vom baierisch-böhmischen Grenzwald. Hier haust, an Kopfzahl am stärksten, der Russine (Ruthene), immer mehr nach Süden hinabrückend und schrittweise der einst zahlreichsten Nationalität des Landes, den Rumänen, das Wohngebiet beschränkend. An diese beiden Haupt-Nationalitäten schließen sich, mit ihnen eins in der Sprache aber so verschieden in Typus und Sitte, daß nur beschränkte Eitelkeit diese Besonderheit zu leugnen vermag: an die

Russinen das rauhe Bergvolk der Huzulen, der alten Uzen räthselhafte Söhne, an die Rumänen Volkssplitter der Tataren und Mongolen. Ferner in compacten Massen Moskowiter und Magyaren, zahlreich. aber zerstreut Armenier und Zigeuner, auch Polen; ebensowenig fehlen Griechen und Türken, Bulgaren und Slovaken. Und schließlich ist noch, von kleinen Häuflein anderer Nationen abgesehen, ein Theil der Juden, die Orthodoxen, nicht blos als Religions-Genossenschaft zu erwähnen, sondern auch als Nationalität. Wer sich die ethnographische Karte des Ländchens ansieht, dem flimmert's bunt genug vor den Augen, aber noch bunter sind die Wege, auf denen diese halbe Million Menschen dem ewigen Heil zusteuert — — römisch-, griechisch-, armenisch-katholisch; armenisch- und griechisch-orientalisch; augsburgisch, helvetisch und calvinisch; türkisch und jüdisch, kurz nach jeglicher Façon wird man hier selig, oft nach sonderbarer, wie Popowzen, Unitarier und Bezpopowzen beweisen, oft nach gar keiner — es giebt unter den Zigeunern im Süden erklecklich viele Heiden!

Wunderbar mannichfaltig wie die Leute ist auch das Land. Das baumlose, weiherreiche Tiefland zwischen Dniester und Pruth und die Urwaldnacht der Luczyna, die fruchtbare Ebene am Sereth und das wildschöne Waldthal der Putna, das sanft gehügelte Gelände um Suczawa und die unheimliche Felsenöde des Rareu und Dzumaleu —

selten mag größerer Gegensatz in gleich enge Grenzen gebannt sein! Aber nicht blos die äußere, auch die innere Gestaltung der Erdrinde ist unerhört wechselnd; von dem ausgebrannten Krater des Duschor im äußersten Süden bis zu den Kalkbergen, welche an der Nordgrenze den Lauf des Dniester geleiten, fehlt kaum irgend eine hervorragende Gesteinsart oder Formation. Selbst Gold findet sich da und jegliche Gattung edlen Metalls. So ist die Bukowina auch geognostisch eine Musterkarte.

Wer all dies zusammenfaßt, wird wol selbst zu dem Schlusse gelangen, daß sich im Laufe dieser Geschichte auf solchem Boden und bei solchem Völkergewirr Leben und Verkehr, Sitte und Gesinnung höchst eigenartig gestaltet. Aber das warmlebendige Leben übertrifft auch hier, wie allimmer und allerorts, jegliche Vorstellung, und die Bukowina ist — ich spreche dieses Wort wohlerwogen aus — vielleicht in culturhistorischer Beziehung das interessanteste Land in Europa. Man kann nicht sagen, daß sich die einzelnen Volkswellen hier in einen einzigen, seltsam schillernden Strom vereinigt — im Gegentheil! jede hat ihre Besonderheit festgehalten. Aber wenn sie sich auch nicht in einandergemischt, so haben sie sich doch ineinandergefügt, und eigenartige Form, eigenartige Färbung des socialen Lebens ist hiedurch entstanden. Und zwar sind im Ganzen und Großen Form und Färbung erfreulich und gedeihlich, so unbehaglich, ja faul auch Einzelnes daran

sein mag. Freilich hätten sich die widerstrebenden Elemente nicht so friedlich ineinandergefunden, freilich würde das Ländchen nicht, wie jetzt der Fall, seine Nachbarn rings umher in jeglicher Richtung menschlichen Strebens überragen, wäre nicht Ein Factor hiebei rastlos spornend, klärend und veredelnd thätig gewesen: das Deutschthum. Es ist in gewissem Sinne das herrschende Element des Landes; es unterdrückt die anderen Nationalitäten nicht, aber es bietet ihnen den versöhnenden, bildenden Einigungspunkt. Es mag auf den ersten Blick erstaunlich sein: Deutsch sind in dem entlegenen, zwischen slavischen und rumänischen Nachbarn eingekeilten Ostländchen Amt und Schule, Deutsch ist ausnahmlos unter allen Gebildeten die Sprache des Verkehrs, und wer an den Ufern des Pruth und der Suczawa den Drang verspürt, zu dichten — und es verspüren hier auffallend Viele diesen Drang, Berufene und Unberufene — der thut's in deutscher Sprache. «Hier muß kräftig germanisirt worden sein», wird Mancher denken. Aber mit Unrecht, sofern man unter «Germanisirung» das Erdrücken eines Volkes versteht oder gar jene traurige k. k. Polizei-Arbeit, welche anderwärts, z. B. in Ungarn, den Namen des Deutschthums geschändet. Wäre das Deutschthum hier auf denselben faulen Grundlagen errichtet gewesen, es wäre auch hier zusammengebrochen wie in Ungarn. Aber hier ruht es auf ethischer und darum unverrückbarer Grundlage,

auf ernster, steter, selbstloser Culturarbeit. Manches mag fördernd eingewirkt haben, so insbesondere daß es keine allzu mächtige Nationalität, keine allzumächtige Kirche im Lande gab. Aber die Hauptsache war doch, daß hier die Deutschen selbst gearbeitet, für sich und für die Anderen, und nicht sie allein, sondern mit ihnen alle Guten und Verständigen der anderen Stämme.

. . . Es war mir liebe Aufgabe, eine rechte Herzensfreude, von dem Lande meiner Jugend, von meiner geliebten zweiten Heimat so viel Schönes und Lichtes berichten zu können. Wol wäre noch Manches hinzuzufügen. Wol wäre es lustig und erbaulich, zu schildern, wie sich in den Köpfen dieser so überaus verschiedenen Menschen ihr Verhältniß zu Land und Reich spiegelt, und auch die neue Hochschule verdiente ausführliche Würdigung. Aber man soll nicht Alles auf Einmal sagen wollen. Nur ein Wort, nur einen Wunsch will ich hier noch beifügen. Wenn wir auf die Vergangenheit dieses Landes zurückblicken, so quillt uns daraus sicherlich eine wohlberechtigte freudige Zuversicht für die Zukunft. Möge diese Zuversicht nicht trügen! Mögen all die Gaben und Gnaden, welche in dieser Landschaft und in diesen Menschen schlummern, zu voller Entfaltung kommen! Mögen all die guten Geister, die es bisher behütet, auch ferner darüber sein: der Friede, die Arbeit, der deutsche Geist! . . .

Ein Culturfest.

Das schöne, von äußerem Glanz, wie von innerer Begeisterung erfüllte Fest, welches die entlegene Ostmark Oesterreichs, die Bukowina, in der Oktoberwoche 1875 gefeiert, hat weit über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus Beachtung und warme Würdigung gefunden. Man darf wohl ohne Ueberschwenglichkeit sagen, daß jene ganze schöne, stille Gemeinde, deren Glieder durch Raum und Sprache geschieden, aber im Geiste geeint sind, daß alle Gebildeten dieser Feier ihre herzlichen Sympathien geschenkt. Und mit Recht! Denn das Czernowitzer Oktoberfest galt jener lichten, sieghaften Macht, der alle Guten gern dienen, der Cultur, und jenem Geiste, der zauberkräftig und selbstlos ist, wie kaum ein Anderes auf Erden, dem Geiste der deutschen Wissenschaft.

Eine Doppelfeier war's, die da in der jungen, kräftig aufblühenden Stadt am Pruth begangen wurde. Am 7. Mai 1875 waren es hundert Jahre geworden, seit die Bukowina an Oesterreich gefallen. Es ist wohl begreiflich, daß die Enkel begeistert rüsteten, die Erinnerung an den Tag festlich zu begehen, an dem ihre Ahnen aus

Heloten zu Bürgern, ihre Heimath aus einer Wüste zur geschützten und sorglich umhegten Provinz eines zivilisirten Staates geworden. Weil aber das Reich dem Lande zu seinem Freudentage das herrliche Ehrengeschenk einer Hochschule darbieten wollte, so verschob man die Jubiläumsfeier und ihren hervorragendsten Act, die Enthüllung des Austria-Denkmals auf den Oktober, weil man da zugleich das Gründungsfest der neuen Hochschule begehen konnte. Man that recht daran, denn beide Feste gehörten zusammen, und gleicher Geist hat sie durchweht, wie sie ja auch aus gleichem Geist geboren wurden. Dieselbe Culturarbeit im Osten ist's, die in doppelter Gestalt gefeiert wurde und während das Jubiläum uns vor Augen stellt, was diese Bestrebungen bisher gefruchtet, veranlaßt uns die Gründung der Hochschule zu einem Ausblick auf deren Zukunft.

In beiden Fällen sind es Lichtbilder, die sich uns vor Augen stellen und mit gerechtem Stolze mag sie besonders jeder Deutsche betrachten.

Als Kaiser Josef II. im September 1774 seinem Reiter-Obristen v. Metzler den Befehl gab, den oberen District der Moldau zu besetzen und vorläufig militärisch zu administriren, als er vernahm, wie dieser Befehl am 1. Oktober jenes Jahres ausgeführt worden und daß «die Verpflegung des Kriegsvolkes so schwer sei in dieser Einöde», da träumte er wohl nicht, daß einzig in diesem ver-

wüsteten Ländchen sich erfüllen werde, was er für seine gesammten Staaten so heiß erstrebte: die Blüte der gleichartigen, deutschen Bildung. Wie bereits erwähnt, ist der geniale Gedanke des Monarchen, aus Oesterreich einen deutschen Culturstaat zu machen, nur in der Bukowina zur That geworden.

Auch die Gründe dafür finden sich auf den vorstehen- Blättern bereits angedeutet und so mag hier eine knappe Zusammenfassung genügen. Vor allem war es jungfräulicher Boden, den man hier gewonnen. Er hatte keine andere Signatur als jene des Elends und der Oede, und so konnte man ihm jede beliebige aufdrücken. Nun ward diese Signatur durch die mächtige Colonisation aus Deutschland gleich von vornherein eine deutsche, oder doch intensiver deutsche, als sie dem gesammten übrigen Osten der Monarchie aufgedrückt wurde. So ward hier die deutsche Sprache nicht blos jene des Beamtenthums und der Verwaltung, sondern zum nicht geringen Theil auch Volkssprache. Darum fand die Regierung hier auch keinen Widerstand bei Ausführung ihrer Pläne, ferner gab es ja auch keine nationale Bildung und darum war deutsche Bildung hochwillkommen. Was anderwärts ähnliche Bestrebungen geschädigt und lahmgelegt: historisch-politische Eigenthümlichkeiten, religiöser Fanatismus, Eifersucht der anderen Nationalitäten, dies Alles fehlt hier gänzlich. Als ein Hauptmotor des Erfolgs ist endlich die rührige

Culturarbeit der eingewanderten Deutschen zu betrachten, welche selbst für ihr Volksthum sorgten und nicht dem lieben Gott, noch der lieben Regierung Alles überließen...

Es ist interessant und hocherfreulich, zu sehen, wie sich unter diesem milden starken Einfluß germanischer Cultur während eines Säculums österreichischer Herrschaft alle Verhältnisse des Ländchens zum Guten oder doch zum Besseren gewandelt. Wer die Culturverhältnisse von 1775 mit jenen von Heute vergleicht, kann eine Wandlung konstatiren, wie sie für europäische Verhältnisse nicht häufig. Freilich läßt sich der Beweis hiefür nur durch Zahlen-Colonnen antreten. Aber «Zahlen beweisen», sagt Benzenberg und in diesem Falle ist der Beweis der Mühe werth.

Ich beginne mit dem Schulwesen. Wie es da 1775 aussah, läßt sich sehr kurz zusammenfassen: es gab auch nicht eine einzige Schule. Zwar behauptet Andreas Mikulicz in einer sonst ganz vorzüglichen Uebersicht der damaligen Culturzustände, welche im Herbst 1875 als Festgabe erschienen ist, daß in den neununddreißig Klöstern des Landes das Lesen und Schreiben der cyrillischen Schrift gelehrt wurde, aber das wird wol eine sehr vereinzelte Erscheinung gewesen sein. Denn diesen hochwürdigen Herren war ja meist die geheimnißvolle schwierige Kunst des Buchstabirens verschlossen und jedes Buch ein Buch mit sieben Siegeln. Als Oberst Metzler die Grenz-

regulirung in der Bukowina durchführte und sich hiebei einiger dieser Klostergelehrten als Schriftführer bedienen wollte, machte er die unliebsame Bemerkung, daß sie eigentlich nur ein Kreuzlein als Namensfertigung hinzuzumalen wußten. Wer Priester werden wollte, brauchte nur einen sechsmonatlichen Unterricht in den Ritualien zu genießen und etwas Gesang zu erlernen und er konnte geweiht werden. Einige Bojaren im Lande sollen sich griechische Hauslehrer gehalten haben, die mindestens fertig lesen konnten. Mehr aber auch nicht!

Und heute! Von der neuen Hochschule abgesehen, blühen im Lande drei Gymnasien (zu Czernowitz, Radautz, Suczawa). In Wahrheit sind es aber fünf Anstalten denn zwei dieser Gymnasien haben Parallelklassen bis zur Oktava. Das Gymnasium in Czernowitz hat eine Schülerzahl, welche jene mittlerer Universitäten übersteigt; diese Zahl schwankt zwischen 600—700 und darüber. Ganz dasselbe gilt von der Oberrealschule in Czernowitz, welche derzeit in ihrem ersten Jahrgang 150 Schüler hat! Außerdem gibt es noch eine Realschule zu Sereth. Ferner finden sich in Czernowitz noch folgende Anstalten mit durchweg überstarker Frequenz: Eine höhere Gewerbeschule, eine landwirthschaftliche Lehranstalt, eine Lehrerbildungsanstalt, ferner eine Anstalt für Heranziehung weiblicher Lehrkräfte, eine höhere Töchterschule, eine große Anzahl Volksschulen, deren es im ganzen Lande an zweihundert gibt. Das

kleine Czernowitz mit einer Bevölkerungszahl von nur etwa 18,000 Einwohnern, wenn man nur eben die Städter in's Auge faßt, hat mehr Schulen, als manche größere Provinzialstadt des Westens und bringt relativ größere Opfer hiefür, als irgend eine andere Kommune des Reichs, Wien vielleicht ausgenommen. Auf diesem Gebiete herrscht ungemeine Rührigkeit und die neue Hochschule wird vollends das geistige Leben fördern und den ohnehin lebhaften Bildungstrieb zu heller Lohe anfachen.

Greifen wir einen andern Punkt zur Vergleichung heraus zwischen Einst und Jetzt: die Bevölkerungsziffer. Zur Zeit der Erwerbung durch Oesterreich gab es da, wie erwähnt, im Ganzen 75,000 Einwohner, vielleicht nicht einmal so viel, da die erste Volkszählung erst einige Jahre nach Uebernahme des Landes erfolgte. Hievon waren 35,000 Rumänen, 12,000 Ruthenen, 8000 Menschen verschiedener Nationalitäten, Juden, Armenier, Zigeuner, letztere in besonders großer Zahl. Auch wohnten in den drei Städten Czernowitz, Sereth und Suczawa einige deutsche Kaufleute, namentlich Sachsen aus Siebenbürgen. Unter den damaligen „Städten" hat man sich übrigens nichts weiter zu denken als Orte, wo Lehmhütten zahlreicher zusammenstanden als anderwärts. In Czernowitz gab es keinen einzigen Steinbau und als da 1776 die Huldigungsfeier erfolgte, mußte hiefür ein Zelt aufgeschlagen werden; es gab keine einzige Stube in dieser

«Landeshauptstadt», welche auch nur zehn Menschen hätte fassen können. Solcher Orte, wo zwar auch Lehmhütten zusammenstanden, aber nicht so zahlreich, also Dörfer, gab es 239. Die Zahl der Lehmhütten im ganzen Lande betrug vier Jahre nach der Erwerbung 12,000, die Zahl der Familien 12,500.

Heute stellt sich die Bevölkerungssumme der Bukowina auf 543,420 Einwohner, welche in 120,380 Familien vereinigt sind. Ein Wachsthum also, wie es für amerikanische Begriffe freilich geringfügig, in Europa jedoch selten ist. Der Nationalität nach leben da im tiefsten Frieden, den einige wenige Hetzer vergeblich zu stören suchen: 221,726 Rumänen, 202,700 Ruthenen, 95,091 Deutsche christlicher und jüdischer Konfession, ferner 9238 Ungarn, 3260 Lipowaner, 1087 Slovaken, ferner 10,307 Einwohner der verschiedensten Nationalitäten, von denen die Zigeuner und die Polen mit beiläufig je 2000 Seelen am zahlreichsten vertreten sind, während die Türken mit nur 17 Seelen den geringsten Bevölkerungsbruchtheil repräsentiren.

Mächtig haben sich die Städte gehoben. Der Lehmhüttenhaufe, der vor hundert Jahren «Tschernauz» hieß, ist heute die freundliche, zivilisirte deutsche Stadt Czernowitz. Auch Sereth hat sich gehoben, nur Suczawa nicht, die alte Fürstenstadt der Moldau bietet auch heute noch einen trostlosen Anblick. Zwei Marktflecken, Radautz und

Kimpolung, wurden zu Städten erhoben. Die Gesammtzahl der Städte stellt sich also jetzt auf 5, ferner jene der Märkte auf 19, Dörfer gibt es 295, Weiler 193. Die Anzahl der Häuser stellt sich auf 99,245.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die Verkehrsmittel, auf Handel und Gewerbe. Im Jahre 1775 gab es, wie erwähnt, weder Straßen noch Brücken. Selbst die Einrichtung der Ueberfuhren ließ Alles zu wünschen übrig. Die Landwege hatten nur den Zweck, den Verkehr von Dorf zu Dorf zu vermitteln; die Flüsse waren unregulirt und daher als Transportwege gar nicht im Gebrauch. Posten gab es nicht; wer den Andern etwas zu sagen hatte, kam selbst oder schickte einen Boten. Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder. Die Bauern waren ausschließlich auf das angewiesen, was sie selbst erzeugten; sie aßen, was sie hatten, und wenn sie nichts hatten, so verhungerten sie.

Heute durchzieht die Eisenbahn in einer Ausdehnung von 17.4 Meilen das Land und wenn sie u. A. auch über die viel berufenen Mihuczeni-Dämme führt, so wird sie doch von Vielen benutzt. Auch wird der Süden des Landes wohl nicht allzulange auf eine neue Bahn, die Verbindung mit Siebenbürgen, zu harren haben. Die Reichsstraßen, die trefflich erhalten werden, betragen 54 Meilen, die Konkurrenzstraßen 69 Meilen, die chaussirten Gemeindestraßen 101 Meilen. Vier große und zahlreiche kleine

Brücken, ferner Ueberfuhren erleichtern den Verkehr. Die Flüsse des Landes sind in einer Ausdehnung von nicht weniger als 86 Meilen mit Flößen beschiffbar und auf diesen Wasserstraßen wandern insbesondere die herrlichen Buchen und Tannen dieses Berglandes an die untere Donau hinab und in die Schiffswerften am schwarzen Meer. — Ferner besteht im Lande eine Postdirektion mit 78 Postämtern und eine Telegraphendirektion mit 18 Telegraphenstationen. Handel und Gewerbe blühen und haben insbesondere in den letzten Jahren fröhlichen Aufschwung genommen. Die bereits erwähnte fleißige Arbeit von Mikulicz gibt die Zahl der Handeltreibenden mit 3718, die Zahl der Gewerbetreibenden mit 5227 an, von denen 141 sich mit dem Transport beschäftigen. Es sind 22 Dampfmaschinen im Betriebe und 56 Dampfkessel in Branntweinbrennereien. Der lebhafte Handel hat eine internationale Bedeutung und über Czernowitz geht größtentheils der Verkehr Rumäniens mit Deutschland.

Erwähnen wir ferner, was bei einem Agrikulturlande unerläßlich, wie sich der Stand des Ackerbaues von 1775 zu dem von 1875 verhält. Von der Gesammt-Area von 1,816,163 Joch entfielen auf verbaute Flächen, auf Gärten und Aecker 375,729 Joch, von denen aber mehr als die Hälfte regelmäßig brach lag — es fehlte gleichermaßen an Arbeitslust wie an Arbeitskraft. Auf

Wiesen entfielen 140,000, auf Hutweiden 240,000, auf Waldungen 920,000 Joch, während 69,000 Joch von Sümpfen bedeckt waren, und der unproduktive Boden einen Flächenraum von 71,454 Joch einnahm. Produzirt wurden 700,000 Metzen Mais, 100,000 Metzen Hirse, 80,000 Metzen sonstiges Getreide (besonders Weizen). Der Ertrag der Obst- und Gemüsegärten war ein geringer, edlere Obstsorten kannte man gar nicht. Die prächtigen Wälder lagen ohne jeden Ertrag, ganz sich selbst überlassen, keine Spur von einer Forstkultur, nicht einmal von einer rohen Ausnutzung; achtlos ließ man die herrlichsten Baumstämme vermodern. Der Viehstand betrug 12,000 Pferde, 91,000 Rinder, 130,000 Schafe und Ziegen, 10,000 Schweine, 6000 Bienenstöcke. Der Bergbau wurde nicht rationell betrieben, man hieb nur auf, was zu Tage lag, und das gab etwa 150 Zentner Eisen. Sehr primitiv war die Benutzung der zahlreichen Salzquellen des Landes; das Salzwasser wurde geschöpft und gleich in dieser Form als Würze benutzt; an ein Versieden dachte Niemand. Uebrigens war dieses Salzwasser von den moldauischen Hospodaren mit einer hohen Steuer belegt. Diese Leute besteuerten Alles; es ist ein wahres Wunder, daß sich diese Blutegel nicht jeden Athemzug Luft bezahlen ließen.

Heute umfassen die Bauparzellen, dann Gärten und Aecker 481,185 Joch. Also anscheinend nur eine Vermehrung um ein Drittheil, in Wahrheit aber um circa 75

Perzent, denn nun liegen nur 4 Perzent der Aecker brach. Auf Wiesen entfallen derzeit 281,896 Joch, auf Hutweiden 198,540 Joch. Die Waldungen haben sich etwas vermindert, auf 810,820 Joch. An Sümpfen sind blos 381 Joch verblieben; durch diese Kulturarbeit haben sich insbesondere die Lipowaner große Verdienste um das Land erworben. Der unproduktive Boden bedeckt jetzt nur noch 43,341 Joch, und zwar mit Einschluß der Gewässer, Straßen, Wege, Schotterbänke, Felsen u. s. w. Der Ackerbau produzirt derzeit an Weizen 173,240, an Roggen 577,255, an Mais 1,648,992, an Gerste 476,442, an Hafer 652,894, an Heidekorn 104,693, an Hülsenfrüchten 38,143, an Kartoffeln 2,301,120, an Oelsamen und Anis 59,285, an Kleesamen 12,397 Metzen. Ferner an Taback 1349 Zentner, an Heu und Grummet 3,968,790 Zentner, an Kleeheu 769,987 Zentner. An edlem Obst wurden 25,778 Metzen gewonnen. Auch der Weinbau wird eifrig betrieben. Die Bukowinaer Traube ist sehr süß, was sich vom Weine gerade nicht sagen läßt. Wahrscheinlich liegt dies an der unrationellen Art der Pressung und Klärung.

Die Waldungen geben jährlich 511,767 Kubikklafter Brennholz und 16,036 Kubikklafter Bau- und Werkholz. An Vieh werden gezüchtet: 42,813 Pferde, 242,424 Rinder, 216,699 Schafe und Ziegen, 135,885 Schweine, 17,091 Bienenstöcke. Der Bergbau wird rationell be-

trieben, freilich werden die Schätze, die in diesem Boden schlummern, noch lange nicht so ausgenützt, wie sie es verdienen und reichlich lohnen würden. Der Bergbau liefert 21,095 Zentner Kupfererze, 200,621 Zentner Eisenerze, 6627 Zentner Braunstein, 28,982 Zentner Steinsalz. Der Jahreswerth der durch die Urproduction gewonnenen Produkte erreicht 36,209,434 fl. ö. W.

Stellen wir ferner die Cultus-Verhältnisse von Einst und Jetzt in Parallele. Die griechisch-orientalische Kirche war im Jahre 1775 die unbedingt herrschende, zu ihr bekannten sich etwa 67,000 Einwohner. Der Rest, also etwa 8000 Seelen, gehörte verschiedenen Confessionen an, die Mehrzahl waren Juden, einige Hundert (Zigeuner) waren Heiden. Die Katholiken hatten (noch aus der Polenzeit her) eine einzige Kapelle in Suczawa, die Juden hingegen durften keine Synagoge errichten. Um so üppiger florirte der Cult der herrschenden Religion, sie hatte einen Bischof zu Radautz, ferner 186 Pfarrer und 140 Hilfspriester. Aber das ist noch lange nicht Alles! In dem armen Ländchen bestanden 39, sage neununddreißig Klöster, so daß beiläufig auf je 1500 Gläubige ein Kloster kam, ein Verhältniß, welches nicht auf dem ganzen Erdball und zu keiner Zeit seines Gleichen findet! Von diesen Klöstern waren 31 zur Aufnahme von Mönchen (sämmtlich nach der Regel des heil. Basilius) bestimmt, in den übrigen 8 Klöstern hausten nach derselben Regel Nonnen. Im

Ganzen gab es im Lande zur Zeit der ersten Erbhuldigung, also zwei Jahre nach der Occupation und nachdem die frommen, aber rohen und stark verkneipten Väter massenhaft nach der Moldau geflüchtet und den größten Theil der Kirchenschätze mitgenommen, 466 Mönche und 88 Nonnen, für das Jahr 1775 aber kann man ihre Anzahl mindestens auf 2000 anschlagen, sodaß beiläufig jedes dreißigste Männlein oder Weiblein Mönch oder Nonne war. Dieses Heer von Nichtsthuern wurde aus den Klostergütern erhalten — zwei Drittheile des Landes gehörten den Klöstern oder waren an sie verpfändet oder verliehen!

Natürlich hat der Josefinismus in diesem Augiasstall gehörig aufgeräumt. Die Nonnenklöster wurden sämmtlich, die Männerklöster bis auf drei gesperrt. Die letzteren bestehen noch heute, doch stellt sich die Zahl der Mönche in allen zusammen nur auf 30—40; das hervorragendste ist Putna, geringer an Zahl und Gut sind Suczawiza und Dragomirna. Das Vermögen der Klöster wurde eingezogen und daraus der griechisch-orientalische Religionsfond gebildet, einer der reichsten Fonds der Monarchie mit ungeheurem Guts-, Haus- und Bergwerkbesitz. Aus den Erträgnissen werden nicht nur sämmtliche Cultusbedürfnisse der griechisch-rechtgläubigen Bewohnerschaft bestritten, sondern auch viele Schul- und Wohlthätigkeits-Institute, welche allen Confessionen zu Gute kommen, erhalten. Auch heute ist die griechisch-orientalische Kirche an Bekennern (407,311

Köpfe, deren Seelsorge von einem Erzbischof und etwa 300 Pfarrern besorgt wird) die stärkste, aber sie ist nicht die herrschende; es gibt keine herrschende Confession in der Bukowina und eben darum herrscht ungetrübtester religiöser Friede im Lande — trotz oder — wegen der Vielfältigkeit der Glaubensbekenntnisse. Außer den Griechisch-Orientalen leben noch im Lande 84,481 Seelen anderer christlicher Confessionen: Römisch-Katholische (in 31 Pfarreien), Griechisch-Katholische (in 16 Pfarreien), Armenisch-Katholische (2 Pfarreien), Armenisch-Orientalische (1 Pfarre), Protestanten A. C. (4 Pastorate), Protestanten H. C. (1 Pastorat). Ferner Unitarier, Bezpopowzen und Popowzen, letztere gar sonderbare Christen, welche in diesem Buche unter dem stolzen Namen, den sie sich selber beilegen, als «Leute vom wahren Glauben», nähere Würdigung finden. Von einem confessionellen Hader oder Vorurtheil findet sich wie erwähnt im Lande keine Spur, auch die 50,000 Juden erfreuen sich der vollständigsten sozialen Gleichberechtigung und vergelten dies durch redliche und erfolgreiche Arbeit an allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Der Jude in der Bukowina steht sozial, politisch und moralisch ungleich, ja unglaublich höher, als der polnische oder rumänische Jude, und ich habe Gelegenheit, da wieder einmal von ganzem Herzen mein Sprüchlein anzubringen: «Jedes Land hat die Juden, die es verdient» . . .

Den schärfsten Contrast jedoch bieten Verfassung und

Verwaltung von 1775 und von heute. 1775 war die Bukowina ein Theil des Fürstenthums Moldau, einer türkischen Provinz also, die an habgierige Hospodare vermiethet wurde. 1875 ist die Bukowina das gleichberechtigte Glied eines konstitutionellen Culturstaates! Wer die Verhältnisse der Bukowina mit jenen ihres Stamm- und Nachbarlandes Rumänien vergleicht, der wird den Enthusiasmus begreiflich finden, mit dem die Bewohner des gesegneten Ländchens die Erinnerung an den Tag begingen, der sie aus jenem unseligen Staatswesen löste und dem Kaiserstaate einfügte.

Aber in gleichem Grade galt dieser Enthusiasmus auch der Gründung der neuen Hochschule. Die Stiftung der Francisco-Josephina bildete den würdigen Höhepunkt und Markstein der abgelaufenen hundertjährigen Cultur-Epoche und giebt die Gewähr eines dauernden geistigen Ringens und Strebens.

Nicht als politisches Experiment ist diese Stiftung zu betrachten, nicht als der Versuch, im entlegenen Osten neuerdings eine Politik zu inauguriren, welche in Galizien und Ungarn gescheitert. Es ist ein wirkliches, thatsächliches, dringendes Bedürfniß, dem die neue Hochschule entsprechen soll. Die Bukowina ist ein ansehnliches Land mit deutscher Verkehrssprache und — die nächste deutsche Hochschule war bisher fast 150 Meilen fern! Wenn der deutsche oder deutsch-sprechende Sohn dieses Landes nicht an der polni-

schen Universität Lemberg oder an der magyarischen Universität Klausenburg studiren wollte, so blieb ihm nichts übrig, als sich nach dem fernen, kostspieligen Wien zu wenden. Das konnten aber Viele nicht und das Land litt thatsächlich Mangel an eingeborenen Aerzten, Lehrern und Richtern. Schon als Landesuniversität also ist die Universität Czernowitz vollkommen berechtigt und nothwendig und die Mittelschulen in der Bukowina allein sind im Stande, ihr eine Frequenz zu sichern, welche die kleiner, deutscher Hochschulen weit übersteigt.

Aber auch als friedliche Schutzwehr für das bedrohte deutsche Volksthum im Osten ist die neue deutsche Hochschule aufgerichtet. Der Sohn des galizischen Deutschen, der Sprosse des wackeren siebenbürgischen Sachsenstammes, der Deutsche in den ober-ungarischen Comitaten war gezwungen, entweder an eine Hochschule West-Oesterreichs zu gehen oder, sofern er dies nicht konnte, sich wohl oder übel entnationalisiren zu lassen. Man sage nicht, daß es ihm ja wohl möglich war, seine Studien in anderer Sprache zu betreiben und deshalb doch ein Deutscher zu bleiben. Es war dies bei dem nationalen Fanatismus, der sich insbesondere an den polnischen Hochschulen breit macht, in der That nicht so leicht möglich und übrigens ist auch unter uns Deutschen nicht Jeder ein Herman oder Cato. Unser Volksthum hat auf diese Weise manchen herben Verlust erfahren. Nun ist diesem Unheil ein starker Riegel vorgeschoben.



Aber nicht blos als eine Erhalterin und Mehrerin der deutschen Kraft im Osten kommt die neue Hochschule in Betracht, auch als eine Erhellerin den andern Völkern. Und hierin liegt wohl ihre Hauptbedeutung. Das politische Moment, welches ihr innewohnt, ist kein allzu bedeutendes, aber das culturhistorische Moment ein unermeßliches. Dem Ruthenen aus Galizien, dem Rumänen aus Siebenbürgen oder den Donaufürstenthümern, dem Südrussen aus Bessarabien und Volhynien wird die neue Hochschule die Ergebnisse deutscher Wissenschaft vermitteln und ihn somit nicht seinem Volke entreißen, sondern zu einem doppelt nützlichen Sohne desselben herausbilden. Auch hierin wird sich die selbstlose deutsche Art bewähren.

Und nun von jenen Festtagen. Hei! wie schimmert es uns in der Erinnerung entgegen, das prächtige Bilderbuch, in dem wir damals festtrunken geblättert, Blätter, so gewaltig, so sinnverwirrend bunt und dabei so schlicht und herzerfreulich! Wir hatten es uns nicht so schön gedacht, wir Alle nicht, die wir gekommen, das Fest im fernen Ostlande mitzufeiern. Und mag immerhin in währendem Zeitenlaufe hier eine Farbe verblassen, dort ein Umriß verschwimmen, ganz wird Keinem sein Bilderbuch entschwinden. Dafür ist gesorgt.

All jenen, die nicht dabei gewesen, oder Jenen, die gerne eigene Eindrücke mit fremden vergleichen, sei hier ein oder das andere Blatt aus dem Buche aufgeschlagen,

das ich mir selbst in den unvergeßlichen Tagen angelegt. Das Fest galt der Erinnerung an die Verlobung, die einst hier der Geist des Westens mit dem Osten gefeiert, und nun, da hundert Jahre gesegneten Brautstandes ins Land gegangen, ward er zum jubelnden Hochzeitsfeste der Beiden. Wie der Strom des Westens den Osten befruchtet, trat in tausend lichten Spuren zu Tage. Aber auch in unvermitteltem Nebeneinander waren sie zu sehen: hier höchste Cultur, dort unverfälschteste Natur. Die drei Octobertage zu Czernowitz waren das heiterste, angenehmste und interessanteste Compendium der Culturgeschichte, welches je erschienen ist.

Halb ein Bilderbuch zur Unterhaltung, halb ein Stücklein Culturgeschichte zur Orientirung — so laßt euch denn die flüchtigen Skizzen gefallen . . .

Vor Allem der ständige Hintergrund: Czernowitz.

Du liebe, junge, unfertige Stadt am Pruth, vielleicht bin ich nicht der rechte Mann, dich zu schildern. Die Stätte, wo man als Jüngling geweilt, hat man lieb wie seine Jugend. Da liegt Alles in Duft und Sonnenschein, wenn man zurückblickt. Wer recht seiner Jugend gedenkt, dem liegt über der kältesten Nacht im Dachstübchen warmer Goldschimmer und über dem härtesten Stück Brotes Bratenduft. Vielleicht geht es mir nicht anders mit dir, du liebe Stadt! Vielleicht habe ich dich zu lieb, deine Schwächen zu sehen.

Aber ich denke, Jeder, der unbefangen diese Stadt besieht und kennen lernt, wird ihrer freundlich gedenken. Auch die Erfahrung bestätigt dies. Nur muß man freilich die Verhältnisse des Ostens kennen. Für den ersten Eindruck, welchen Czernowitz macht, ist es entscheidend, ob man früher eine andere Stadt des Ostens gesehen und ge—rochen oder nicht. Ist Letzteres der Fall, so wird ein Wiener leicht die feine Beobachtung machen, daß nicht aller Comfort des Westens hier zu finden ist. Auch sind in der That am Graben zu Wien die Häuser viel höher und stattlicher als am Ringplatz zu Czernowitz. Aber wer langsam die umliegenden Landschaften durchzieht, hierher zu gelangen; wer Stanislau oder Jassy, Mohilew oder Bistritz gesehen, wird freudig erstaunt diese Cultur-Oase betreten. Er sieht wieder einmal eine Stadt, nicht mehr einen wirren Knäuel von Häusern und Hütten; er sieht Straßen, nicht mehr im Zickzack laufende Zwischenräume, auf denen der Unrath der umliegenden Häuser abgelagert wird; er sieht schöne, wohnliche Häuser, ihn grüßt mancher neue, stylvolle Prachtbau; er sieht wieder gepflasterte Straßen und Plätze, und die Straßen werden beleuchtet und gekehrt. Und vor Allem: wieder einmal kann man in den Straßen wandeln, ohne sich das Sacktuch vor die Nase halten zu müssen.

Freilich, diese Stadt wird, und selten hat sich in Europa eine so jähe Entwicklung vollzogen wie hier. Im

Laufe eines Jahrhunderts hat sich die Bevölkerung um das Siebenunddreißigfache vermehrt! Im Jahre 1775 ein Haufe Lehmhütten, 1860 ein stilles galizisches Kreisstädtchen, ist Czernowitz heute die hübscheste, freundlichste Stadt des österreichischen Ostens, zugleich die Stätte und noch mehr die Vermittlerin eines gewaltigen Verkehrs. Alljährlich wachsen neue Straßenzüge aus dem Boden, schwinden Ruinen und Gärten, neuen Bauten Platz zu machen. Hier brauchte Chidher, der ewig junge, nicht so lange Pausen zu machen, um Alles gründlichst verändert zu finden!

Aber wüchse die Stadt auch noch so gewaltig, die gegenwärtigen Grenzen ihres Gebietes wird sie deshalb nicht hinauszurücken brauchen. Czernowitz bedeckt mit seinen Vorstädten den Flächenraum einer Quadratmeile. Jene Stadt, welche so regsam und sieghaft einer blühenden Zukunft entgegenringt, nimmt hievon kaum ein Zwölftheil in Anspruch. Das Uebrige ist Garten, Dorf, Acker. Wer diese Stadt durchwandert, dem treten so merkwürdig verschiedene, so überaus bunte Bilder vor die Augen, daß er sich immer wieder verwundert fragt, ob es dieselbe Stadt ist, in der er wandelt. Ost und West, Nord und Süd und alle erdenklichen Culturgrade finden sich da vereinigt. Alle erdenklichen! — wiederhole ich. Der Fond eines Czernowitzer Fiakers kann uns zu Faust's Zaubermantel werden, der uns binnen wenigen Stunden Bilder

vor die Augen zaubert, die sonst durch Raum und Zeit unendlich weit geschieden liegen.

Da hebt sich gegen Süd ob der Stadt ein schöner Berggipfel, den grüner Wald umkränzt und die Sage zauberhaft umfließt, der Caecina. Eine tiefe Schlucht trennt ihn von dem Hochplateau, auf dem das liebe Stück Europa liegt mit seinen ragenden Thürmen. Die Schlucht birgt freundliche Häuser, und auch den Bergabhang klimmen sie empor und grüßen aus tiefem Grün freundlich herüber. Wer dies sieht und je im Schwarzwald gewesen, dem wird schier traumhaft zu Muthe. Das ist ja ein Schwarzwaldthal, wie es leibt und lebt! Und fährt er durch die Gäßchen und sieht sich die Menschen an, oder klopft er an eines dieser Häuser, so umwebt ihn der Traum immer dichter. Die Leute tragen die Tracht und reden die Mundart, die zwischen Kinzig und Neckar so behaglich-naiv und freundlich-komisch im Schwung ist. Ein Schwarzwalddorf — aber dabei ein Theil der Landeshauptstadt Czernowitz.

Weiter führt uns Faustens Zaubermantel, weiter, so rasch es seine mageren Gäule gestatten. Schließet ein Viertelstündchen nur die Augen, haltet das Bild des freundlichen Bergdorfes fest. Und nun, da der Wagen hält, öffnet sie wieder! Wieder umklingen euch deutsche Laute, aber widrig verzerrt. Und statt des frischen Walddudftes sehr eigenthümliche Gerüche. Vor euch ein düsterer grauer, Steinbau und rings kleine, dumpfige, erbärmliche Häuser,

die Straße ein Schlammpfuhl. Und um euch schmutzige, blasse Menschen in Kaftan und Schmachtlöcklein und früh verwelkte Frauen mit sonderbarer Kopftracht. Ihr steht in der Judenstadt, vor der Synagoge der Orthodoxen. Ein podolisches Ghetto, wie es leibt und lebt, aber dabei ein Theil — der älteste Theil — von Czernowitz.

Aber nicht alle Söhne des «auserwählten Volkes» sind hier geblieben in Schmutz und Dunkelheit, die meisten sind emporgezogen, den Berg empor, wo bessere, reinere Luft weht, und wohnen da vereint mit ihren Mitbürgern, durch nichts von ihnen unterschieden, als durch die Confession. Den Juden gehört ein guter Theil der Häuser im Centrum der Stadt. Dieser Theil bietet gleichfalls ein eigenartiges Bild, dessen Charakter sich am besten feststellen läßt, wenn ich an die jungen Stadttheile deutsch-österreichischer Provinzstädte erinnere. So etwa sieht es in den Vierteln Geidorf oder Leonhard zu Graz aus. Freundliche, regulirte Straßenzüge, aber noch nicht völlig ausgebaut. Hier eine Zinskaserne, daneben ein Garten, ein kleines Häuschen und wieder ein mächtiger Bau. Gebaut wird überall, die Häuser wachsen nur so aus der Erde.

Rolle ostwärts, Zaubermantel, und rüttle uns nicht zu stark! . . . Wollt ihr nächst der jungen deutschen Provinzstadt ein kleines russisches Landstädtchen sehen? Hier habt ihr die kleinen weißen Häuser, die breiten Gassen,

die Gärten, das russische Bad, die byzantinische Kirche. Dort wo der Weg nach Horecza biegt, liegt das Städtchen, als hätte es ein Zauberer aus irgend einem westlichen Gouvernement herausgehoben und hierher gepflanzt. Oder wollt ihr ein ruthenisches Dorf, ein echtes? Die Hütten im Knäuel liegend, strohgedeckt, die Arme der Schöpfbrunnen hochauf zum Himmel ragend. Rings Maisfelder, braune Haide, im Hintergrunde ein Wald. Man könnte sich tief in Podolien wähnen oder tief in der Ukraine. Aber wir sind im Stadtgebiete von Czernowitz und noch lange nicht an seiner Grenze.

Und nun wieder westwärts. Vom alten Byzanz klingt die Sage, wie seine Paläste herrlich ragten und mächtig seine Kuppeln strahlten; aber dazwischen stand ein griechisches Holzkirchlein, ehrwürdig durch sein Alter, und elende Häuschen, ebenso dumpf und niedrig, als jene Bauten stolz und herrlich, und vielleicht just darum so niedrig. Wollt ihr ein Stück Byzanz sehen? Hier hebt es sich: die bischöfliche Residenz, ein Prachtbau, so gewaltig und merkwürdig, daß er allein Kunstverständigen eine Reise ins entlegene Ostländchen reichlich lohnt, in seiner Nähe der stolze Kuppelbau der Synagoge. Selbst die altehrwürdige Holzkirche fehlt nicht und noch minder die elenden Häuschen. Ein Bild, glänzend und ärmlich zugleich, und auch in dieser Richtung ein echtes Stück Orient.

Aber nicht weit davon liegt ein Stück Amerika. Ich bin leider noch nicht drüben gewesen jenseits des «großen Wassers», und kann mir nur aus Berichten und Zeichnungen ein Bild einer werdenden Stadt zusammensetzen. Aber so mag es am Rande der Prairie aussehen, wie zu Czernowitz auf dem «Austriaplatz». Dicht hinter den Häusern des Platzes beginnt die unbewohnte Haide und dehnt sich meilenweit fort. Und auf dem Platze da steht ein schönes, stylvolles Gebäude, wackelige Nothbauten, Hütten, umfriedete Bauplätze, Alles buntdurcheinandergewürfelt. In der Mitte das Denkmal. Aehnliches findet man wahrhaftig in Europa nicht. Auch ein kleines Stück England findet sich in Czernowitz: die Fabriksstadt in der Pruth-Ebene. Da stehen die massiven Steinbauten und schwarz rauchen die Schlote. Die Luft ist von Kohlendunst geschwängert, aber mehr, noch weit mehr dieses Dunstes wünsche ich meiner Jugendstadt von ganzem Herzen. Hebung der Industrie muß ihr erstes und wichtigstes Bestreben sein, nun, da für geistige Interessen vorläufig genügend gesorgt ist.

Noch manches seltsame Bild könnte ich aus dieser Stadt der Gegensätze herausgreifen. Aber das Bisherige mag genügen. Die wachsende Cultur, der Segen zukünftiger Tage, dem die junge Stadt entgegenblüht, werden wol manche Besonderheit verwischen. Insbesondere hört das Stück Amerika wol bald auf, amerikanisch zu sein.

Aber eine interessante Stadt wird Czernowitz immer bleiben — durch das Gewirre der Culte und Nationalitäten. Letztere geben sich in dieser Stadt freilich, was die Gebildeten betrifft, nur durch den Typus kund, nicht durch die Sprache. Dieser aller Sprache ist die deutsche.

Eine interessante Stadt und eine liebliche dazu. Viel dichtes Grün erfreut hier das Auge, und wer aus der Ebene kommt und die ragende Höhe sieht, muß unwillkürlich denken: Stünde hier keine Stadt, man müßte sie hier erbauen. Dieser günstigen Lage verdankt die Stadt nicht blos ihre Existenz, sondern auch ihre Dauer durch die Nacht sturmvoller Jahrhunderte. Czernowitz, als Stadt so jung, ist als Wohnstätte überhaupt uralt. Mögen sie nun die Römer oder die Gothen gegründet haben, gewiß ist, daß hier unzählige Geschlechter geblüht und gewelkt. Schwere Schicksale trafen die Stadt am Karpathenfluß; wol an die dreißig Mal ward sie geplündert, verbrannt, von der Erde vertilgt. Und schier ein Jahrhundert lang lebte nichts von ihr als die Sage, daß hier einst Menschen gehaust. Aber der Zauber ihrer Lage erwies sich wunderkräftig, er belebte noch einmal die verödete Stätte, und außer dem Fleiß der Bewohner hat Czernowitz dieser überaus günstigen Lage sein fabelhaft rasches Wachsthum zu danken.

Dies der Hintergrund für die Bilder jener Octobertage. Und wie ich ihrer gedenke, treten sie vor mich hin,

so unsäglich bunt und wechselvoll, so von sonderbarstem, eigenartigstem Leben durchfluthet, daß mir wahrlich die Zuversicht schwindet, sie in schwachem Wort festhalten zu können, und die Wahl schwer wird, welches genauerer Ausführung am meisten werth. Denn über diese Tage ließe sich ein Buch schreiben, und es wäre wahrlich nicht das uninteressanteste, welches je geschrieben wurde . . .

Ich beginne mit dem buntesten, eigenartigsten Bilde, dem Volksfest.

Dort, wo die letzten Häuser stehen, an der Heerstraße, die von Czernowitz gegen Süd führt, grünt ein Garten voll kühler Bosquets und sonniger Wiesen und lauschiger Irrgärten, wie er in keiner andern Stadt des Ostens so groß und wohlgepflegt zu finden: der städtische Volksgarten. Hier promeniren am Sabbath die jüdischen, am Sonntag die christlichen Honoratioren, an Wochentagen aber klingt nur zuweilen durch die stillen Alleen räthselhaft und dumpf Getön: das sind die Gymnasiasten von Czernowitz, die hier für den nächsten Tag das eingezeichnete Stück Wissenschaft auswendig lernen. Sonst quakt hier nur noch zuweilen ein Frosch, oder einer der dreihundert zwanzig Lyriker, mit denen die Stadt gesegnet, gebiert unter halblautem, angstvollem Stammeln ein Lied . . .

Auch manches Fest ist hier schon gefeiert worden, manches hübsche Volksfest. Aber ein solches wie am ersten Sonntag des October noch nicht. Und schwerlich mehr

wird ein solches hier gefeiert werden, außer etwa wieder am 3. October 1975. Aber das liegt ja just nicht dicht vor uns. Freuen wir uns, daß wir diesmal recht die Gelegenheit genützt. Es war wahrlich der Mühe werth. Denn es gibt keinen anderen Ort der Welt, wo man Aehnliches sehen könnte, in Europa mindestens gewiß nicht. Weder die Pracht des Festes, noch die Zahl der Theilnehmer dictirt mir diesen anscheinend sehr überschwenglichen Ausdruck. Aber schwerlich anderswo wird man so vielen Sprachen, Trachten, Nationen begegnen. Das war sinnverwirrend im allerbuchstäblichsten Sinne des Wortes. Es blendete das Auge, es betäubte das Ohr.

Gegen die Mittagsstunde waren die Abgeordneten der Bauernschaft des Landes, an die zwölfhundert Mann, mit ihren Weibern und Töchtern, Müttern und Bräuten in den Garten eingezogen. Vom kalkigen Felsufer des Dniester und den blauen Waldhöhen am Czeremosz bis hinab zum goldumsäumten Rande der Bistrizza und den Wiesen, durch welche lässig die Suczawa rinnt; von der unermeßlichen Urwaldnacht, welche zwischen diesem Lande und seinem magyarischen Nachbar aufgerichtet ist, bis tief ins fahle Haideland im Osten, durch welches die rumänische Grenze schneidet — aus allen Dörfern, Weilern und Höfen waren sie gekommen, ihrem Staate zu huldigen und seiner Verkörperung: dem Fürsten.

Aber das sollte morgen geschehen. Hieher, in diesen

Garten waren sie nur gekommen, sich zu freuen. Und Freude geben dem Naturmenschen drei Dinge: Essen, Trinken, Tanzen. Vielleicht noch andere Dinge, aber diese stehen nirgendwo auf dem officiellen Programm, auch haben sich die Festordner nicht dafür zu bemühen. Also: gegessen, getrunken, getanzt wurde auch im Volksgarten zu Czernowitz. Und über die beiden ersten Dinge ist nicht viel zu sagen. Man trank Schnaps und Bier und aß Ochsen- und Hammelbraten, die eben an freien Feuern gar geworden.

Aber dieser Tanz, aber diese Musik!

Wer je dieses Land, ob auch nur flüchtigen Fußes, durchschritten, der weiß, daß hier Bruchgestein all der Völker haust, die jemals über diesen Boden gegangen; daß hier kaum ein Dorf ganz dem andern gleicht, an Bauart der Häuser, an Sprache, Tracht, Sitte, Typus der Bewohner. Aber auf seinen Fahrten waren ihm noch all die Bilder durch Raum und Zeit geschieden. Hier jedoch hallte Alles in derselben Secunde in sein Ohr, und ein Blick des Auges konnte Alles umfassen. Was mir auch bisher in aller Herren Ländern zu schauen gegönnt war, Interessanteres als dieses Volksfest im Stadtgarten zu Czernowitz habe ich nicht gesehen, und mit gespannteren Sinnen habe ich nichts betrachtet. Denn eine tausendjährige Geschichte tanzte da vorbei, und die Culturgeschichte des Ostens johlte aus tausend und aber tausend Kehlen.

Wohin sich zuerst wenden? . . . Dort, vom Rande der Wiese, klingt jäh, heulend, langgezogen ein Ton in unser Ohr und schwebt vernehmlich über dem andern Getön: eine Bergpfeife aus dem Czeremosz-Thal. Ein junger Bursch bläst sie, und um ihn her strampfen im Kreise eng aneinandergeschlossen langhaarige, sonderbar gekleidete Männer. Eintönig kreischt die Pfeife, eintönig geht das Gestrampfe, und aus rauhen Kehlen heulen sie ein Lied dazu, es klingt wie ein ewiges dumpfes „Urraj!" Sie blicken nicht auf, sie halten sich eng aneinander. Denn vielleicht zum erstenmale sind sie in einer Stadt und sicherlich zum erstenmale in der Hauptstadt. In vereinzelten Hütten, begraben in der grünen Wüstenei des Bergwaldes an der Grenze gegen Pocutien, hausen sie sonst, ihre Heerden ihr einziger Schatz und das einzige Tauschmittel des Verkehrs. Und mitten im Karpathenwald hausend, sind sie gleichwol eine Reiternation, die mehr auf dem Rücken ihrer kleinen, zähen, flinken Rosse wohnt, als in den erbärmlichen Hütten. Vielleicht ist dies auch ein Erbtheil ihrer Väter, des verschollenen, räthselhaften Stammes der Uzen, der einst von Ost kam und gen West ging, so daß nur im Bergthal eine Woge haften blieb. Huzulen heißt man sie, und weil sie Ruthenisch sprechen, nennt sie die Statistik Ruthenen. Aber ihr Typus deutet nicht darauf; diese kleinen, schwarzhaarigen Menschen mit dem kühn und scharf geschnittenen, gelblichen Antlitz schauen

nicht aus wie Slaven. Auch ihre Tracht ist merkwürdig: grellrothes enges Beinkleid, brauner kurzer Reitrock, kleines keckes Federhütchen, um den Leib ein mächtiger Gurt, in dem mindestens eine Pistole blinkt und mindestens ein breites Messer. Sie machen oft davon Gebrauch, nicht blos dem Bären gegenüber. Wie die Kinder sind diese Menschen, just so gutmüthig, aber just so jäh und launisch und wild. Sie verachten die Ruthenen der Ebene und nennen sich selbst stolz «Söhne der Uzen».

In der That ist zwischen ihnen und ihren Sprachgenossen im Flachlande in allen Dingen gewaltiger Unterschied. Wenige Schritte davon könnt ihr sie tanzen sehen, die Ruthenen aus der Ebene zwischen Dniester und Pruth. Sie sind nicht so genügsam wie die einsamen Leute aus den Bergen, denen ihre Schalmei genügendes Orchester ist. Ihnen spielen Geiger auf und Cymbalschläger. Und da drehen sie sich nun in den buntesten Gangarten und Gruppirungen: «Po rusku» ist ein Gemisch von Rundtanz und Cotillon. Sie sind ein schöner, starker Menschenschlag, hoch, breitschulterig, mit lichter Haut- und Haarfarbe. Unter den Mädchen finden sich neben entsetzlich soliden Schönheiten, die einige Fuß im Umfang haben, auch auffällig graziöse Gestalten mit lieblichem, feingeschnittenem Antlitz. Für Männer und Frauen ist der Schafpelz das Festkleid, was eigenartig aussieht und eigenartig riecht. Die Aermeren tragen den braunen «Serdak»,

einen breit und weit geschnittenen Rock. In der Kopftracht unterscheiden sich scharf die Vermälten von den Ledigen und auch beim Tanze sondern sie sich danach. Das Weib trägt ein weißes Tuch um den Kopf, das Mädchen die Haare frei herabwallend und einen Kranz oder eine ganz sonderbare, mit Flittern besteckte Tuchkrone ums Haupt. Sie sind ein phlegmatisches, melancholisches, zähes Volk, diese Ruthenen. Auch hier könnt ihr's sehen. Unermüdlich drehen sie sich, wie sie denn überhaupt Alles gern langsam und gründlich thun. Aber ihre Gesichter bleiben stumpf und traurig. Keuchend, aber todesernst drehen sich die Bursche und Mädchen. Der Contrast zwischen den heiteren Weisen und diesem Gesichtsausdruck wirkt unwiderstehlich komisch.

Aber im Uebrigen darf man wahrlich nicht über sie lachen. Zäh und beharrlich haben sie sich das Land erobert und drängen die ursprüngliche Hauptbewohnerschaft, die Rumänen, immer weiter nach Süd. Wo Rumänen und Ruthenen zusammengrenzen, herrscht binnen zehn, zwanzig Jahren der Letztere. Und der Besiegte nimmt des Siegers Sprache an. Da drüben, der Wiese nah, wo die Heerdfeuer flammen, vergnügt sich eine solche Gruppe. Dunkeläugige, schlaublickende Juden spielen ihnen auf, und was sie tanzen, ist ein echt rumänischer Tanz, der Harcanu. Ihre Hautfarbe ist broncеartig, und die magere, bewegliche Gestalt verräth das romanische Blut Aber horcht den

Rufen, mit denen sie sich in immer tollere Freude hineintanzen — sie klingen ruthenisch. Und werden sie rumänisch angesprochen, so erwidern sie kopfschüttelnd: «Ne ponęmaju.» Sie haben die Sprache der Väter verlernt.

Also Ruthenen, die eigentlich Huzulen, Ruthenen, die eigentlich Rumänen sind, und daneben sehr, sehr zahlreich echte Ruthenen. Auch sie selbst unterscheiden sich von einander durch Tracht und Dialekt, je nachdem sie aus Pocutien oder Podolien eingewandert, je nachdem sie ihren Wohnsitz im Flachlande oder im Hochlande genommen. Unter den Hunderten finden sich kaum je zehn, die in Sprache und Tracht vollständig übereinstimmen. So gibt es in einer und derselben Hauptgruppe erst recht ein kleines Babel.

Dasselbe gilt von den Rumänen. «Söhne Romas» nennen sie sich stolz, und aus ihrer Sprache lassen sich bei einiger Mühe ganze Sätze zusammenstellen, die wortwörtlich mit dem Lateinischen zusammenklingen. Aber das Blut ist stark gemischt mit slavischem, mongolischem, tatarischem Blut. Tagelang kann man im Lande reisen, ohne reinblütige Rumänen zu treffen. Hier freilich, wo Alles zu sehen, kann man auch sie treffen. Aus dem Hügellande, wo Oesterreich an die Fürstenthümer grenzt, sind sie hierhergekommen. Abseits, ganz abseits halten sie sich; ein sonderbarer Stolz ist diesen Menschen angeboren, und sie haben viel natürliche Würde, so lange sie — nüchtern sind.

Hier sind sie's noch. Zigeuner spielen auf, überaus zerlumpte Zigeuner, aber ihre Fiedeln singen zaubertönig — ein echter Rumäne tanzt nach keiner anderen Musik. «Romana» tanzen sie, den Nationaltanz, phantastisch und figurenreich, oder «Olcandru», einen Cotillontanz, wie ihn selbst die hochverehrliche «deutsche Tanz-Akademie» — bei aller Achtung vor dieser gelehrten Gesellschaft sei es ausgesprochen — nicht graziöser und kunstvoller austüfteln könnte. Aber das entspricht ja der Art dieser schlanken, beweglichen Söhne des Südens mit dem scharfgeschnittenen braunen Antlitz und den dunklen, blitzenden Augen. Und was vollends diese Mädchen betrifft, so wäre es bei ihrem Anblick gar nicht schwer, sich an die Ufer des Tiber zu träumen. Auch auf dem Tusculum des Cicero haben sich die latinischen Mägde nicht anders getragen: in Linnen und bunter Stickerei, und zur Festtracht um die Schultern eine blaue Tunica. Und nicht anders haben sie dem Horaz das Aug' erfreut: schlanke, üppig-stolze und doch schmiegsame Gestalten, im süßen, dunklen, halbverschleierten Auge wildesten Sinnenbrand.

Aber auch viel Mischlingsblut spricht die dakisch-latinische Mundart. Hier eine Gruppe, auf welcher der Blick nicht gerne ruht: die Leute sind gar zu häßlich. Kleine Menschen mit gelben Gesichtern, schiefgeschlitzten Aeuglein, schier verkümmerten Nasen. Und die Beine bilden das schönste, regelmäßigste lateinische O. Rumänisirte Mongolen,

die in den Bergen sitzen geblieben, durch welche einst die Raub- und Heerstraße ihres Volkes ging. Sie brauchen keine Musik, sie heulen sich selber ein Lied vor, nach dessen Tact die Säbelbeinchen regelmäßig zusammenknicken und wieder aufschnellen. Unermüdlich hüpfen sie, wie die Frösche — es wäre komisch, wenn es nicht so unheimlich wäre.

«Hup! Hup!» tönt uns noch lange das Geheule nach. Aber nun klingen uns freundlichere Töne ins Ohr; es ist ein Ländler, ein wahrhaftiger Ländler von Lanner. Wie das sonderbar anmuthet, ist kaum zu sagen. Rasch biegen wir um die grüne Hecke — da, vor der Schänke, ein Bild aus dem Renchthal oder von der Schwäbischen Alp. Da sitzen an den Tischen die alten Schwabenbauern, in den langen stattlichen Kaputröcken aus blauem Tuch mit silbernen Knöpfen, und neben ihnen die Weiber im geblümten mächtigen Reifrock. Da tanzen die jungen Burschen im knöpfeschimmernden Spenser, die Mädchen im bunten Mieder und kurzen Röcklein, daß darunter die Waden im schwarzen Strumpf wie mächtige Pilaster zu sehen. Hier haben sich die Deutschen gelagert, die Schwaben aus Rosch, die Deutschböhmen aus Fürstenthal, die Zipser aus Jakubeny, die Pfälzer und Niederdeutschen aus dem Anland der Suczawa. Zehn verschiedene Dialekte, zehn verschiedene Trachten aus allen Gauen Deutschlands. Aber sie verstehen sich gut und halten treu zusammen, die versprengten

deutschen Landsleute. Freilich tanzt der Zipser nur mit seiner schlanken Zipserin und der Mann aus Rosch mit seinem runden, rothbackigen «Moidele». Aber vielleicht ist auch dies deutsche Art. Uebrigens geht es hier nicht allzu laut zu. Alles mäßig, ehrbar, aber gründlich. Nur zuweilen schlägt die Lust in hohen Wogen auf. Denn während der Ruthene beim Tanz aussieht, als begrübe er just sein Liebstes, lacht und frohlockt der Deutsche und schmettert zuweilen ein Trotz- und Tanzlied in die Lüfte.

Huzulen und Mongolen, Rumänen, Ruthenen, Deutsche — auch dies Gewühle wäre verwirrend genug. Aber was Alles kann man hier nicht noch außerdem tanzen und johlen hören!

Hier Slovaken im ärmlichen Linnengewand, den runden weichen Filzhut auf dem langhaarigen Haupte. Heute ungemessen in der Freude, wie sonst ungemessen in der Klage, Söhne eines Volkes, dem auch auf diesem gesegneten Boden dasselbe Loos gefallen wie anderwärts: die Aermsten unter den Armen zu sein. Hier sitzt der Slovake nicht etwa als Drahtflechter, sondern als Ackerbauer, aber er gedeiht nicht recht. Heute freilich johlen sie entsetzlich, und ihre Weiber in buntem Drillich kreischen. Diesem Volke, besonders seiner zarteren Hälfte, wäre es nicht gut, zu predigen, daß Gott sie nach seinem Ebenbilde geschaffen; sie würden sich sonst den lieben Gott mit einer Stumpfnase ausstatten und mit einem Munde, der die Aufgabe

hat, zwischen beiden Ohren eine wulstig klaffende Oeffnung zu ziehen.

Schön und kräftig, schlanke braune Bursche, dralle, feueräugige Dirnen — so präsentiren sich ihre Nachbarn, hier im Garten und in der Wirklichkeit: die Magyaren. Aus dem armen, bergigen Szeklerlande sind sie einst hinabgestiegen in das Tiefland und haben hier ein reiches, blühendes Heim gefunden. Darum jauchzen auch ihre «Eljen» zum Himmel auf wie Raketen — die Leute wissen, was der heutige Tag bedeutet. Hui! wie die Fiedel klingt; hui! wie der «Csardas» dröhnt! Die Sporen klirren, und die weiten weißen Pumphosen fliegen nur so im Kreise. Nur die Reicheren tragen das eng verschnürte Beinkleid. Aber eine bunte Feder hat sich Jeder auf den Hut gesteckt und eine rechte Festfreude ins Herz hinein. Und wie sie so am Rande der Haide tanzen, ist es ein Bild, wie aus der Puszta zauberhaft hiehergestellt.

Aber es gibt auch Viele, die nicht tanzen. Da wandelt, bald scheu abseits, bald näher herandrängend als just nothwendig, der orthodoxe Jude in seiner altpolnischen Tracht. Da geht sein semitischer Stammesgenosse, der Armenier, langsam und gemessen einher — aus Suczawa oder Kimpolung; dort allein hat sich die armenische Tracht erhalten, ein langes, seidenes Untergewand, bis auf die Knöchel herabwallend, darüber ein sammt- oder pelzgeschmückter Kaftan. Da wandelt düster und mürrisch der Lipowaner

daher in altmoskowitischer Tracht, neben ihm sein dickes Eheweib in grellem, rothgeblümten Kleide. Er ist Einer der «Leute vom wahren Glauben». Zur Huldigung ist er gekommen; aber was soll ihm die Freude mit dem unreinen Gewürm, das an Götzen glaubt?!

Dann elegante Herren und Damen, Bürger aus den Czernowitzer Vorstädten mit ihren Weibern — Pardon! Gemalinnen — in rothen Umhängtüchern und grünen Handschuhen, Soldaten, Bergknappen, rumänische Popen mit langem Bart und Gewand, böhmische Spielleute, Akrobaten — ich glaube, ich schriebe es nicht aus, und schrieb' ich noch so lange fort.

Und dies Alles zusammengedrängt auf dem Raume einiger Gartenplätze und Alleen — es war ein Lärmen und Treiben, daß man sich hätte die Ohren stopfen und die Augen schließen mögen, und wieder, daß man sich tausend Augen und Ohren wünschte, Alles recht in sich zu fassen!

Und erst als es Abend wurde und Alles durcheinanderdrängte! Und wieder, als das Feuerwerk begann und bengalisches Licht die unsäglich bunte Gruppe der Harrenden zauberhaft umfloß! Es war ein märchenhaft schönes Bild!

. . . Schöneres haben diese Festtage nicht geboten. Aber anderen interessanten Anblick noch, von dem man gern berichten und vielleicht auch — hören mag.

. . . Wer in dieser Landschaft zusieht, wie ein Fluß in den andern mündet, kann ein eigen Farbenspiel gewahren. Verschiedenfärbig sind sie, weil der Boden verschieden, durch den sie fließen. Und wenn sie sich mischen, so hält doch jeder seine Farbe fest, so lange er vermag. Da ziehen in demselben Bette Streifen grünlichweißen und tiefblauen Wassers dahin, lange, lange, bis sie endlich verfließen.

Schier dasselbe Farbenspiel kann gewahren, wer in das sociale Leben dieser Landschaft blickt. All die Bäche verschiedener nationaler Cultur und Uncultur fließen friedlich in Einem Bette. Aber noch nicht lange genug, um sich ganz gemischt zu haben. Wenn diese Wasser dereinst zu einem mächtigen Culturstrome geworden, wird Niemand ahnen, welchen eigen gefärbten Streifen sie einst geziert oder verunziert. Heute sieht man's noch. Und vielleicht nirgendwo deutlicher konnte man's sehen, als bei dem Huldigungszug.

Er war riesig lang gedehnt und so zusammengestellt, daß er keinen malerischen Anblick gewähren konnte. Was das Volksfest so reichlich geboten, blendendste, sinnverwirrendste Farbenpracht, hier fehlt es ganz und gar. Wie absichtlich war es auseinandergezerrt, jeder Effect zerrissen. Wahrscheinlich durch Ungeschicklichkeit. Aber wir wollen sie nicht beklagen. Just an diese Gruppirung knüpfen sich am besten die Fäden, ein Culturbild des Landes im Fluge zu zeichnen.

Huzulen eröffneten den Zug, ein Fähnlein Ruthenen

aus dem nördlichen Karpathenwald und ein Fähnlein rumänischer Bergbewohner aus den Thälern der Dorna und Bistrizza. Nicht eben elegant hockten die kühnen, verwegenen Bergmenschen auf ihren mageren Kleppern. Vielleicht könnten diese Rößlein und diese Art des Reitens einem Fremden ein Lächeln abgewinnen. Aber wer je auf einem Huzulenklepper durch unsere Berge getrabt, wird ihn nicht verachten. Er ist von einer so fabelhaften Ausdauer, von einer so ungemeinen Treue, Klugheit und Vorsicht, daß man ihm mehr vertrauen kann, als vielen Menschen. Er ist, um ein keckes Dichterwort zu gebrauchen von vernünftiger Viehigkeit, indeß viele Menschen blos von viehischer Vernunft sind. Nur Eine Eigenthümlichkeit muß man dabei schonen: den Sporn verträgt kein Huzulenroß, und mit dem Zügel muß man so wenig als möglich hantieren. Wer ihm vertraut, ist am Abgrund sicher, und wer es einzuengen sucht, kann mitten in der Thalsohle straucheln.

Kein Huzulenroß verträgt Sporn und Zügel und — kein Huzule. Frei lebt er in seiner Bergöde, ein einsamer Nomade, der mit seiner Heerde von Trift zu Trift zieht. Ihn bindet nichts als der eigene Wille. Denn wen nicht die Natur bindet, wen nicht sein eigen Herz bindet, den bindet keine Menschenmacht in dieser ungeheuren grünen Wüstenei der Berge und Wälder. Will er ein Räuber werden, er kann es; hier findet ihn kein Richter, kein Soldat. Aber er wird es selten. Wen sollte er auch

berauben? Und was er braucht, bietet ihm sein Wald und seine Heerde.

Der wandernde Hirt! der Nomade! der Mensch im Urzustande! Schwerlich hat die löbliche Festordnerschaft daran gedacht, aber für unsere Zwecke hätte sich kaum eine bessere Eröffnung des Zuges finden lassen.

... Folgt eine Militärcapelle und schmettert den Radetzkymarsch. Das wäre nicht erwähnenswerth, böte es uns nicht ein Steinchen für unsere Mosaik, diesmal ein dunkles. Wer die riesigen Menschenmassen sah, welche sich stauten, als die Capelle zum erstenmale spielte, hätte leicht über den naiven Enthusiasmus der P. T. Provinzmenschen spötteln mögen. Aber es war den guten Leuten zu vergeben; es war seit langen Jahren die erste Militärmusik, welche sie hören durften. Czernowitz hat keine Capelle, weil es sich weigert, eine Kaserne zu bauen. Die Stadt baut mehr Schulen, als ihr obliegt, vielleicht mehr, als in ihrer Kraft liegt; aber eine Kaserne will sie nicht bauen. Sie glaubt, daß man dies nicht mit Recht von ihr fordert, und daher thut sie's nicht. Man straft dies durch Entziehung der Genüsse türkischer Musik.

Ein dunkles Steinchen in der Mosaik dieses Culturbildes habe ich dies genannt, aber es ist wol nicht erwogen. Die zwerghaft kleine Affaire ist im Grunde ein helles Zeichen. Seht, diese Stadt ist loyal, so ungemein, so ganz überaus loyal. Selbst der schwarzgelbste Schwarz-

gelbe müßte sich hier wohl fühlen. Und dennoch finden die Bürger dieser Stadt den Muth, auf ihrem Rechte zu bestehen . . .

Folgen Turner, höchst seltsamlicherweise im Frack, und die Feuerwehren mit ihren Fahnen. Auch ein Veteranen-Verein mit sehr schönen goldenen Litzen und Troddeln erfreut das Auge. Holdes Soldatenspiel ältlicher Knaben so hast du denn auch hier deine Heimstätte gefunden!

Vereine in Frack und Rock, mit oder ohne Fahnen, mit oder ohne Abzeichen, sehr, sehr viele Vereine. Czernowitz allein hat ihrer sehr viele, und das ist kein schlimmes Zeichen. Wenn irgendwo, so bedarf es auf diesem jungfräulichen oder kaum erst umrodeten Boden der geeinten Kraft. Sie findet sich auch zusammen. Nur Einer der Vereine ging in sehr geringer Mitgliederzahl daher, die «Deutsche Lesehalle». Sie ist der einzige nationale Vereinigungspunkt der hiesigen Deutschen. Unter Hohenwart blühend, siecht sie nun dahin*).

Das ist so überaus bezeichnend für deutsche Art im Osten, daß man wol länger dabei verweilen muß. Der Deutsche ist der Allerweltsbeglücker und Allerweltsschoner. Treu und stet für sich und Andere die Culturarbeit verrichten — das versteht sich von selbst. Aber dabei sagen:

*) Seitdem ist die «Deutsche Lesehalle» eines sanften Todes verblichen. Mögen die Deutschen in der Bukowina nie in die bittere Lage kommen, dies schmerzlich zu beklagen.

„Ich bin ein Deutscher!" — bewahre! ... Nur wenn der Deutsche in diesem Lande getreten wird, findet er den Muth dazu. Unter Hohenwart fand er ihn. Aber nun, da er wieder rastlos schaffen darf, in seinem Interesse allerdings, aber auch noch weit mehr im Interesse der Anderen, scheint ihm jede, auch die leiseste Betonung seines nationalen Bewußtseins sündhaft. Er fürchtet, schon dadurch die Anderen zu verletzen, wenn er sich überhaupt nur zu seinem Volke bekennt. Der Rumäne und der Ruthene, auch diejenigen, welche gern die deutsche Culturarbeit würdigen und fern von allem nationalen Fanatismus sind, sind nicht so zartfühlend. Und mit vollem Rechte!

Ich bin weit davon entfernt, den Deutschen zuzumuthen, durch übermüthige Betonung ihrer dominirenden Stellung, durch überflüssige nationale Demonstrationen Andere zu verletzen oder zu ähnlichen Demonstrationen zu verleiten. Das Herrlichste an und in diesem Lande ist und bleibt der nationale und confessionelle Friede, und kein Hauch darf ihn trüben, am wenigsten ein Hauch aus deutschem Munde. Das wäre nicht blos unklug, sondern verächtlich und des deutschen Geistes am mindesten würdig. Aber sich zu seinem Volksthum bekennen, das kann kein anderes Volksthum beleidigen. Wehe dem Deutschthum im Osten, wenn es sich in sublimen Kosmopolitismus auflösen würde — es wäre nicht blos sein eigenes Verderben, sondern auch das Verderben für alle Culturbestrebungen

in diesem Lande! Nur wem aus dem Born seines eigenen Volksthums die Kraft quillt, kann für sein eigen Volk und Andere nützlich schaffen! Der Tag, an dem die Deutschen im Osten dies vergessen würden, wäre der Beginn ihres Unterganges.

Viele Herren in kurzen und langen, modischen und unmodischen Fräcken. Und nun die Vertreter aller Confessionen. Da schreitet der Prediger der Reformjuden neben dem Chassid, der griechisch-orientalische Priester neben dem römisch-katholischen Pfarrer, der unirte neben dem nichtunirten Armenier, der katholische Russinen-Pope neben dem Abt der Altgläubigen, der helvetische Pfarrer neben dem evangelischen Prediger. Hier gehen sie friedlich, und friedlich gehen sie im Leben. In diesem Lande hat noch kein Mensch, mindestens seit hundert Jahren nicht, für seinen Glauben gelitten. Jeder schreitet seine Bahn dahin, weil er sie für die rechte hält; aber es ist noch Keinem zu Sinne gekommen, dem Nachbar seine Bahn mit Steinen oder Unrath zu verrammeln!

Warum? Warum blüht hier tiefster Friede, indeß ringsumher der Glaube den Menschen zum Fluche wird, der sie in tiefes, grimmiges Hassen und Wüthen hineinpeitscht?! War es ein Act edelster, freier Entschließung von Priesterschaft und Volk? dictirte die Nothwendigkeit solche Toleranz?

Es wäre schön und erhebend, könnte man das Erstere

bejahen, schön und erhebend wär's, aber nicht richtig. Das Letztere ist die Wahrheit. Kein Glaube war stark genug, den andern zu unterdrücken. Wer sich über und gegen seine Brüder und Nichtbrüder in Christo erhoben hätte, hätte sich besagte Brüder und Nichtbrüder curios auf den Hals gehetzt. Stillzuhalten und zuzusehen, daß die eigene Heerde beisammenblieb, war die einzig mögliche Handlungsweise. So kamen Gleichberechtigung und Friede ins Land. Und daraus keimte allmälig ein milder Geist. Hatte man sich anfangs vertragen müssen, so vertrug man sich später von Herzen gern. Vielleicht wäre es trotzdem nicht gelungen, wäre die römisch-katholische Confession im Lande nicht so spärlich vertreten gewesen. Und sicherlich wäre es nicht gelungen, wäre sie so zahlreich gewesen, als es die griechisch-orientalische Kirche ist. Seht euch diese würdigen, vorüberwandelnden Popen mit lang herabwallendem Haupt- und Barthaar wohl an, zieht den Hut vor ihnen — es sind brave und gute Menschen! Sie sind in der Bukowina gebildeter als die Priester anderer Confessionen. Und sie sind wahre Priester, vielleicht weil sie Weib und Kind haben, weil es ihnen geboten und nicht verboten ist, rein menschlich zu empfinden.

Es ist ein lehrreich Capitel, das Capitel von der Toleranz in der Bukowina. Tröstlich für andere Landschaften ist es freilich nicht. Priester verschiedener Confessionen vertragen sich nur, wenn sie sich vertragen müssen.

Und die Völker?!

Seht her! Dichter und geschlossener wird der Zug: da wimmeln sie heran in tausend bunten Trachten, die zwölfhundert Abgeordneten der Bauernschaft dieses Landes. Aber nicht nochmals will ich sie schildern in ihrer tausendfältigen Verschiedenheit, sondern aussprechen, was sie geeint. Ringsumher, und namentlich in den Nachbarlanden im Norden und Westen, bitterster, wüstester Groll eines Volkes gegen das andere, hier allein Friede und Eintracht!

Was hat diese Menschen geeint?

Wieder die Nothwendigkeit. Die heilige Ananke ist die mächtigste Göttin; sie wirkt ihre Wunder, wo alle anderen Genien verbleichen. Auch die Nationen einten sich hier anfangs nur deßhalb, weil sie mußten. Die beiden an Kopfzahl stärksten Völker hielten Frieden aus gegenseitigem Respect, die anderen aus Respect vor den mächtigen. Aber allmälig ward freier Wille, was anfangs nur Zwang der Nothwendigkeit gewesen. Nur die Noth kann die angeborenen Instincte brechen oder biegen; aber hat sie es vollbracht, dann wirken auch mildere Genien: die Menschlichkeit, die Liebe.

Es gibt zwei Länder in Europa, wo sich Solches gefügt: die Schweiz und die Bukowina. Freilich durch die Nothwendigkeit allein wäre es in beiden Ländern nicht erreicht worden. Sie ist die materielle Kraft, welche den

Trotz bricht, zu ihr muß eine geistige Kraft treten, die Menschen zu verbrüdern.

In der Schweiz war es der Geist der Freiheit, und in der Bukowina ein verwandter und gleich herrlicher Geist: die Cultur, oder was dasselbe sagen will, das Deutschthum. Versöhnend, vermittelnd trat es zwischen die anderen Nationalitäten, und hier war es ihm gegönnt, so viel Segen zu spenden, als es spenden kann, weil es nicht roh zurückgewiesen wurde.

Anderwärts geschah dies. Und darum und aus anderen, gleich traurigen Gründen kann man, wenn man nach den Ländern fragt, wo die Einigung verschiedener Nationalitäten schön gelungen, nicht antworten: Die Schweiz und Oesterreich. Nur in der Bukowina hat sich erfüllt, was einst der große Joseph so heiß ersehnt und so kräftig angestrebt: einen Staat, zusammengehalten durch die gemeinsame Bildung, keinen deutschen Nationalstaat, aber einen deutschen Culturstaat.

Auf dem Basrelief des Austria-Denkmals ist der große Kaiser zu sehen, wie er milde auf das jüngste Glied des Reiches hinabblickt. Und wahrlich! milde und weisheitsvoll haben diese Kaiseraugen auf dies Land geschaut, und Vieles von dem, was sich heute segnungsvoll entfaltet, das Meiste hat diese starke Hand gepflanzt.

Darum haben auch die Leute dieser Landschaft anfangs daran gedacht, ihn in der Hauptstadt im Bilde zu

erheben. Dann haben sie ein gleich passendes Symbol erwählt: die Austria.

Wie sie enthüllt wurde, das ist ein leuchtend Blatt in dem Bilderbuche dieser Festtage. Und eine weihevolle Minute war es, als das Gold der October-Sonne zum erstenmale den Marmor umfloß und ein stürmisch Hoch aus tausend und abertausend Kehlen erschallte. Eine weihevolle Minute, und insbesondere jedes Deutschen Brust mochte sich da stolz heben. Denn wenn hier der österreichische Staatsgedanke einen Triumph feierte, wem anders hatte er es zu danken, als der Culturarbeit seiner deutschen Bürger?!

Manchem, der viel zu fern war, diese stürmischen Hochrufe zu vernehmen, mag es gleichwol im selben Augenblicke seltsamlich im Ohr geläutet haben. Manchem Nachbar im Norden, manchem Nachbar im Süden und manchem hochedelgeborenen Herrn im Buchenlande.

Manchem Nachbar im Norden. Ich meine die Herren Polen. Sie haben dieser Feier gegenüber eine Haltung eingenommen, als wäre es das Triumphfest ihres bittersten Feindes und nicht des Staates, der auch über sie seine schützenden Fittige streckt. Nirgendwo geht es den Polen so gut als innerhalb der schwarzgelben Pfähle, und nirgendwo werden diese Farben bitterer gehaßt als in Lemberg und Krakau. Es wäre dies unbegreiflich und wird wol nur dann erklärlich, wenn man an das düstere,

antike Wort denkt: «Quem Deus perdere vult, dementat!» ... Jenem Polenthum freilich, welches Andere unterjocht, für sich selbst Sonderrechte beansprucht, war dies Fest in der That ein feindliches. Es galt der Bildung und der Gleichberechtigung der Nationen, den Todfeinden nationalen Dünkels.

Manchem Nachbar im Süden. Aber wir wollen uns die Erinnerung der herrlichen Tage nicht dadurch trüben, daß wir der Herren Rumänen ausführlich gedenken oder gar des ekeln Geifers, mit dem sie diese Tage zu beflecken versucht. Hätten sie sich darauf beschränkt, ernst und würdig zu klagen, daß hier einst ein Theil ihres Gebiets unter fremde Herrschaft gelangt, man hätte ihnen ebenso ernst erwidern können: „Segen darf man nicht beklagen. Nicht, wie der Staat heißt, sondern was er seinen Bürgern bietet, das allein entscheidet. Blickt euch an und dann die Bewohner dieses Landes, und freut euch mit ihnen, daß eure Stammesgenossen in Oesterreich glücklicher sind als ihr!" Aber vor dem Unflath, wie er von dort herübergeschleudert wurde, deckt man sich am besten mit dem Schweigen der Verachtung.

Ein anderes Schweigen sei den hochedelgeborenen Herren entgegengesetzt, welche still auf ihren Gütern saßen und sich nicht mit den anderen Bewohnern des Landes freuen wollten — das Schweigen geduldiger Nachsicht. Sind sie doch ehrenwerthe und überaus harmlose Leute,

welche sich zudem derzeit in bemitleidenswerther Verlegenheit befinden. Es ist für Politiker keine Kleinigkeit, ihr Princip nicht zu wissen und nun angstvoll, arme Japhets, nach ihrem Princip suchen zu müssen. Hoffentlich gefällt ihnen allmälig dasselbe Princip, welches die gesammte Bewohnerschaft des Landes zu Licht und Segen geführt. Man muß ihnen nur Zeit lassen, es zu finden.

... Noch manches schöne Bild drängt sich vor mein Auge, und kaum dämme ich die Neigung zurück, es nachzuzeichnen. Besonders jene beiden Lichtbilder in des Wortes ureigenster Bedeutung, die Beleuchtungen der Stadt und dann den Festcommers, schilderte ich gerne. Und die Auffahrt der Studenten, dies farbenprächtige Decorationsstück, welches auf raschen Wagen an den erstaunten Augen der Czernowitzer vorbeizog und an den blitzenden, glühenden Augen der Czernowicienserinnen ... faciles, formosae ... ein «westöstlich» Bild wär's auch, wollt' und könnt' ich der Frauen dieser Stadt gedenken. Auch in ihnen fließt West und Ost eigen zusammen. Man findet hier sehr viele üppige, viele schöne Gestalten, oft genug ein sinnentflammendes, selten ein edel schönes Antlitz. Wer aus der Fremde kommt oder kehrt, dem wird in der ersten Zeit die Schönheit dieses Frauenschlages überraschend und erfreulich ins Auge treten. Es ist jenes üppig-frische Blühen, welches sich überall da entfaltet, wo verschiedene Racen zusammentreffen. Die Frauen einer Mischlingsrace

haben gewisse stereotype Fehler im Gemüth, aber fast immer sind sie schön und anmuthig. Das gilt auch von den Frauen dieser Stadt.

Aber wohin gerath' ich da? Just vom Gegentheil wollt' ich reden, von Schlichtem und Ernstem. Und von einem nüchternen und doch so herrlichen Wort, in welchem sich für mich all die Eindrücke der Festesfreude einen.

Es war am 1. Mai 1872, einem gar lenzfröhlichen Tag. Da standen ihrer viele Hunderte — ergraute Kämpen der Wissenschaft, blutjunge Studentlein und viel festlich Volk — in einer luftigen Halle, und wie die Banner ob ihren Häupten im Frühlingswinde rauschten, ging auch durch ihre Herzen ein lenzhaft Wehen und rührte sie an in lichter Freude. Aber auch wie ein heiliger, ernster, unerschütterlicher Entschluß stand es auf ihrem Antlitz geschrieben. Als nun einer der Männer zu sprechen begann, da faßte er jene Freude und Festigkeit in ein einzig Wort zusammen, und es wird Jedem, der in jener Halle gestanden, für sein Leben unvergeßlich sein.

Das Wort hieß: «Deutsch sein heißt arbeiten!»

Jene Halle war der Hof im alten Bischofsschlosse zu Straßburg am Rhein, und die Feier galt der Eröffnung der Argentina, der deutschen Hochschule in der Westmark. Es war ein harter Boden, in den sie das junge Reis pflanzten. Aber nicht ungewiß waren sie über sein Loos. Sie wußten, daß der herrliche deutsche Geist, der eben zu

den stolzesten Siegen geführt, von denen die Geschichte berichtet, sich im Frieden doppelt stolz und stark bewähren werde. Denn er ist ein Geist des Friedens und der Arbeit.

«Deutsch sein heißt arbeiten.»

Drei Jahre später, am 4. October 1875, hatten sich einige jener Männer, die damals jenes Wort in der Halle zu Straßburg vernommen, wieder in einer Aula zusammengefunden, und wieder standen da Hunderte: ergraute Kämpen der Wissenschaft, blutjunge Studentlein und viel festlich Volk. Wer da aus den Fenstern blickte, sah nicht den gothischen Münster ragen, sondern einen byzantinischen Prachtbau, und nicht ins lachende Rheinthal konnte er blicken, sondern in die fahle Ebene des Ostens. Aber wieder galt die Feier der Eröffnung einer Hochschule in einer Grenzmark deutschen Geistes, und wieder war's harter Boden, in den sie das junge Reis senkten. Aber in stolzer Zuversicht thaten sie es, in lichter Freude. Und seltsam! auch dasselbe Wort fand sich wieder ein, und als sie jubelten, da es erklang, klang die Zustimmung auch wie ein Gelöbniß.

«Deutsch sein heißt arbeiten!»

War das nur Zufall? Ich glaube, innerste Nothwendigkeit. Und mehr als eine Phrase war es, es war ein Wahrwort, als der Rector von Straßburg es aussprach: dieselbe Aufgabe, welche seine Hochschule im Westen habe, habe die Francisco-Josephina im Osten.

Zwischen Straßburg und Czernowitz liegen Hunderte von Meilen, wohnen viele Völker, heben sich trennende Grenzpfähle. Aber mächtig fluthet zwischen seinen beiden Grenzwarten der deutsche Geist. Er ist ein Geist der Arbeit, vor Allem der selbstlosen Arbeit im Interesse der Cultur und der Menschlichkeit.

«Deutsch sein heißt arbeiten!» In diesem Zeichen wirst du siegen, junge Hochschule im Ost!

Rumänische Frauen.

Giftig grünes Schierlingkraut
Ach! was nützt die schöne Braut
Und daß mein Getreide wächst,
's geht doch Alles wie verhext!
Und zu enden meine Pein,
Schlag ein Donnerwetter drein!
Rumänisches Volkslied.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Tages, an dem ich dieses Lied zum ersten Male gehört und wer es gesungen. An einem schönen leuchtenden Augustmorgen war's und die Sonne lag hell und fröhlich über der fruchtbaren, grünen Ebene und über den blauen Wellen der Suczawa und über der Stadt gleichen Namens, der alten Fürstenstadt der Moldau. Ich konnte alle Thürme zählen, als ich so durch die Ebene fuhr, von Itzkani nach Vordujeni. Mein junger Rosselenker pfiff und unterhielt sich mit den Pferden sehr geräuschvoll und plötzlich begann er zu singen und sang jenes Lied in melancholischen, langgezogenen Tönen.

„Ilia!" fragte ich erstaunt, „wie kommst Du auf dies traurige Lied?"

Der Bursche sah mich verwundert an. „Hm! ich weiß selber nicht! Ich habe an Nichts gedacht — es ist

mir nur so eingefallen ... die Sonne scheint so schön und das ..."

„Macht Dich traurig?"

„O nein — aber — ich weiß nicht — ich bin ein Rumäne — wir Rumänen sind Alle so — "

Mit dieser Erklärung mußte ich mich begnügen. In der That war es aber auch die bündigste, die er mir hätte geben können. „Wir Rumänen sind Alle so." In der Seele dieses Volkes liegt unsäglich viel Trauer und Ingrimm, freilich meist verklärt zu stiller, entsagungsvoller Wehmuth. Darum klingen auch die Lieder dieses Volkes, diese sichtbaren Emanationen der Volksseele, so ergreifend. Nicht aus der Reflexion, nicht aus der Betrachtung seiner gegenwärtigen Lage kommt dem Rumänen diese Stimmung, sondern, möcht ich behaupten, aus angeborenem Instinkt. „'s geht doch Alles, wie verhext", singt mein Ilia und die rumänischen Poeten, die Volentinian, Eliade, Alexandri, Vacarescu, Sion u. s. w. singen von dem «Fluche», der auf ihrem unglücklichen Volke lastet. Beide denken sich gleich wenig dabei, aber beide fühlen, daß dem so ist.

Worin besteht nun dieser «Fluch»?!

Wenn ich auf diese kurze Frage ebenso kurz antworten soll, so möchte ich sagen: in der traurigen «Zivilisation», die sich über dieses Land ergossen und in der Trägheit der Bewohner. Von beiden muß ich vorher sprechen, wenn ich mich anders nicht der Gefahr aussetzen will, von Lesern

des Westens als — Lügner betrachtet zu werden. Denn das «Frauenleben» in Rumänien ist in Folge dieser beiden traurigen Einflüsse sehr eigenthümlich, sehr sonderbar ...

«Zivilisation!»

Das ist ein schönes Wort und es bleibt auch eine schöne Sache, wie viel Unsinniges und Frevelhaftes auch immer schon in ihrem Namen versucht und begangen worden sein mag. Aber speziell um die «Zivilisation» des Ostens ist es noch ein ganz besonderes Ding. „Wir müssen uns aus dem Westen die Kultur holen", sagten sich die Völker des Ostens und holten sich da nicht das was «Kultur» war, sondern vor Allem das, was ihnen so «Kultur» schien. Dann schienen ihnen diese «Kulturreisen» etwas ungenügend und unbequem, und sie eröffneten sich die Quellen der Zivilisation im eigenen Lande, indem sie Fremdlinge aller Nationen des Westens als Lehrer oder Organisatoren dahin verpflanzten. Das war löblich. Aber diese Quellen waren leider häufig nicht allzu lauter und hatten sich zumeist nur deshalb entschlossen, im fremden Lande zu fließen, weil sie in der eigenen Heimat als überaus getrübt gegolten. Was aber etwa dennoch an echter Bildung und Gesittung hinüberflutete, das kam nicht allmälig und klärend, das war und blieb fremd, das verband sich nicht mit den nationalen Sitten und Verhältnissen zu einem harmonischen Ganzen. Was also hat die «Zivilisation» im Osten bisher gefruchtet?! Meiner Ueber-

zeugung nach nur Folgendes: sie hat in den höheren Kreisen der Gesellschaft jede bisher bestandene Besonderheit verwischt und an ihre Stelle die Herrschaft der Mode und der seichten Phrase gesetzt, in den niederen Schichten aber gar nichts zu wirken vermocht, so daß diese noch heute in althergebrachter Lebensanschauung und Barbarei verharren. Manchem mag diese Ansicht zu pessimistisch erscheinen, für mich steht sie als Wahrheit fest. Freilich muß hinzugefügt werden, daß sich diese einseitige, traurige Aeußerung des Kulturlebens zwar im Allgemeinen bei allen Völkern des slavisch-romanischen Ostens findet (bei den Polen, Russen, Russinen, Rumänen, Serben u. s. w.), daß sie sich aber nach dem mehr oder minder bedeutenden Grade der nationalen Kultur modifizirt, die ein Volk der fremden «Kultur» entgegenzusetzen vermochte. Wir finden sie daher z. B. bei den Polen und Russen weniger ausgeprägt. Am stärksten aber ohne Zweifel bei den Rumänen.

Bei diesen aus zwei gleich wichtigen, gleich schwerwiegenden Ursachen: Einmal, weil hier der Strom der Bildung über ein rohes, barbarisches Volk hereinbrach, das der Halbmond in jahrhundertelanger drückender Herrschaft gehalten, das daher keine Spur nationalen Geisteslebens aufzuweisen vermochte, und zweitens, weil in den Donaufürstenthümern fast ausschließlich der Einfluß französischer Zivilisation geltend gewesen. Diese hat auf Aeußerlichkeiten gewirkt, sie hat moderne, ja überaus mo-

derne, ganz entsetzlich moderne Formen und Sitten gebracht, keineswegs wahre Bildung. Die höheren Klassen nach Außen zivilisirt, im Innern ungebildet wie einst, die niedern in demselben traurigen Zustande, wie vor Jahrhunderten, so darf man — sine ira et studio — das rumänische Volk charakterisiren.

Ein Hauptunglück des Rumänen ist ferner, wie erwähnt, seine Trägheit. ...

Reich und fruchtbar ist das schöne Land an den Ufern der Donau, der Aluta und des Pruth, aber der Bewohner weiß den Segen nicht zu wecken, der im Boden schlummert und noch minder versteht er ihn zu nützen. Er ist stumpfsinnig, träge, gedanken- und arbeitsfaul. Versumpft ist das edle Blut, das in den Adern der Abkömmlinge der stolzen, thatkräftigen Römer rollt. Der rumänische Bauer bebaut und besäet im Frühling und Herbste von seinem Acker gerade so viel, um im Sommer und Winter nicht Hungers sterben zu müssen, und gerade so viel kümmert er sich um seine enge, niedrige Hütte, daß sie ihm nicht über dem Kopfe zusammenstürze. Wer durch dieses Land reist und die Hälfte der Felder brach liegen sieht und dann in die kleinen, schmutzigen Dörfer kommt und die Bewohner faul und matt vor den Hütten lungern sieht, könnte glauben, eine verheerende, verödende Krankheit sei eben durch das Land gezogen. Aber so sieht es in Rumänien immer aus, und diese Leute scheinen zu glauben, es müsse so sein.

Und warum ist es so?

Mein Ilia meint: „'s geht nun einmal Alles wie verhext und nur noch ein Donnerwetter kann helfen.“ Und der Dichter Alexandri singt: „Es ist nun einmal ein alter Fluch, der auf unserem edlen Volke liegt.“

Aber das sind ziemlich vage Erklärungsgründe für ein greifbares Uebel. Vielleicht gelingt es uns, stichhaltigere aufzufinden, wenn wir uns in unser Thema vertiefen.

Zwei Typen kommen hauptsächlich in Betracht, wenn man die soziale Stellung und die Lebensweise der rumänischen Frauen zu schildern sucht: die Bäuerin und die Bojarin. Denn der Mittelstand ist eben erst in der Entwicklung begriffen. Wie jedes Volk, das erst kürzlich aus barbarischen Zuständen herausgetreten, dessen Handel und Gewerbe gänzlich darniederliegt und in seinen Anfängen vollständig von Nichtrumänen usurpirt wird, haben die Rumänen, wie z. B. auch die sonst auf viel höherer Stufe stehenden Polen, keinen eigentlichen Bürgerstand. Das ist das Hauptunglück des Landes.

Der Lebenslauf der Rumänin «aus dem Volke» ist fast immer derselbe, mag nun die Anitza oder Maritza schön oder häßlich, mag sie — natürlich nach den Begriffen des Dorfes — reich oder arm sein. In der niederen Hütte geboren, wächst das Kind fast ganz ohne Pflege und Aufsicht empor. Es macht seinen Eltern, außer der spärlichen Nahrung, keinerlei Sorgen und Ausgaben, auch

nicht für die Bekleidung. Man muß es gesehen haben, um es zu glauben, daß ein grobleinenes Hemde in den rumänischen Dörfern für ein vier- oder fünfjähriges Mädchen noch ein Luxus ist, den ihm die Eltern höchstens an Sonn- und Feiertagen gestatten. Das Mädchen wächst heran, natürlich ohne Schulunterricht. Denn es gibt in Rumänien fast gar keine Dorfschulen, d. h. faktisch, auf dem Papiere mögen ihrer genug stehen; das Papier ist eben in Rumänien nicht ungeduldiger als anderwärts. Die Herren haben keine Zeit dazu, sich um das Schulwesen zu kümmern; sie müssen in ihre Verfassung überaus freisinnige Bestimmungen hereinbringen; z. B. die Abschaffung des Adels und sich dabei in einer Kunst üben, die freilich minder freisinnig ist — der Judentodtschlagekunst. Es gibt keinen grelleren Gegensatz auf Erden, als die Theorie und die Praxis im rumänischen Dorfschulwesen.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle ein einschlägiges persönliches Erlebniß zu erzählen, da es überaus charakteristisch ist. In einem Bukarester Salon hatte ich vor einiger Zeit die Ehre, dem damaligen Kultus- und Unterrichtsminister Rumäniens (die Herren wechseln bekanntlich rasch und der Betreffende ist jetzt wieder, was er früher war — Lebemann nämlich) vorgestellt zu werden. Da ich zu jener Zeit eben einige Reisebriefe in der «Neuen freien Presse» hatte erscheinen lassen und er daher vermuthete, ich könnte auch diese meine Reise lite-

rarisch verwerthen, so schilderte er mir in liebenswürdigster, ausführlichster Weise den Stand seines Ressorts und schloß mit den Worten: „Sie sehen — unser Volksschulwesen ist dem der Schweiz ebenbürtig. Wenn Sie übrigens noch nähere Daten —"... Ich dankte verbindlichst, da ich nicht die Absicht hätte, über das Thema zu schreiben, und ließ nebenbei durchschimmern, daß ich, als der Landessprache einigermaßen kundig und nicht zum ersten Male im Lande, über den wahren Stand der Sache hinreichend instruirt sei. Da sahen mich Se. Excellenz zuerst verdutzt an und riefen dann lachend: „Nun – da habe ich Ihnen freilich umsonst blauen Dunst vorgemacht. Ich mußte es ja schandehalber thun. In Wahrheit steht es schändlich – Sie haben Recht. Aber alle Mühe wäre nutzlos: unsere Bauern schicken nun einmal ihre Kinder nicht in die Schule ...." — „Es käme auf die Probe an!" warf ich ein. — „Nun, dann mag ein Anderer probiren", brach er lachend ab.

Der einzige Unterricht, den das rumänische Dorfkind genießt, ist der Religionsunterricht. Aber auch den zieht es nur aus den unverstandenen, etwas schwerfälligen Formen des griechisch-orientalischen Gottesdienstes und aus dem Köhlerglauben der Eltern. Dieser Köhlerglaube mag für den Kulturhistoriker sehr interessant sein — es ist eigenthümlich, wie sich die ewig heiteren Heidengötter im Laufe der Jahrhunderte in diesen Landschaften in düstere

Gespenster und Dämonen gewandelt — aber für den Menschenfreund ist er sicherlich nur sehr betrübend.

Aber kümmern sich denn Seine Hochwürden der Herr Pope nicht um die Kleinen?

Seine Hochwürden, der Herr Pope!

Ach! dieser Mann ist in der Regel ein eigenthümliches Exemplar eines Seelsorgers. Der Sohn eines Popen oder Bauern, ist er — fast ohne jede Vorbildung — auf drei oder vier Jahre in eines jener zahlreichen Priesterseminare gesteckt worden, wo er Lesen und Schreiben, dann das Absingen der Ritualgebete gelernt und wo ihm als einzige Vorbereitung für seinen heiligen Beruf der Katechismus eingebläut worden. So ausgerüstet, wird er, nachdem er ein Weib genommen, zum Priester geweiht und erhält eine Dorfpfarre, um da vollständig zu verbauern. In seinen Predigten ist Gott ein strenger Herr, der außer dem obligaten Frommsein und Wohlthun der Menschen an einem Dinge besonders Wohlgefallen hat: wenn man dem Verkündiger seines Wortes, dem Popen, den Zehnten und die Sporteln reichlich entrichtet und noch außerdem zuweilen eine milde Gabe in's Haus bringt. Das köstlichste Musterbild eines solchen Priesters des Herrn lernte ich auf meiner Eingangs erwähnten Fahrt in der Moldau, in der Nähe von Bordujeni kennen. Seine Hochwürden fragten mich unter Anderem, ob die Deutschen wirklich Heiden seien, ob der Kaiser der Deutschen,

Namens Bismarck, in der That zwölf Fuß hoch sei und in welcher Art ein Blitzableiter nützlich werde könne . . . So seltsam diese Stichproben klingen mögen — ich verbürge mich hiermit für ihre Wahrheit. Und am Sonntag Nachmittags präsentirten sich mir Seine Hochwürden in einem Zustande so kolossaler Besoffenheit, wie ich dergleichen selbst in den Hafenkneipen Hamburgs oder Marseille's, Triests oder Odessa's nie gesehen. Und das will bekanntlich etwas sagen.

Von seinem neunten, zehnten Jahre an, oft noch viel früher, wird das Kind dazu angehalten, der Mutter bei ihren meist sehr schweren Arbeiten zu helfen. In ihrem dreizehnten, vierzehnten, höchstens fünfzehnten Jahre ist die Rumänin körperlich vollständig entwickelt. Und man findet da oft schöne, zierliche Gestalten. Der römische Typus, obwohl vielfach durch Heirathen mit Slaven verwischt, zeigt sich in der schön und stolz geschwungenen Nase, in dem fein und scharf gezeichneten Munde, in dem schwarzen, glänzenden Haare, in der eigenthümlichen, aber nicht unschönen Broncefarbe des Gesichts. Betrachtet man die junge Rumänin in ihrem Festschmucke, dem linnenen Hemde, das mit allerdings ziemlich kunstlosen Stickereien verziert ist, dem nationalen, aus einem Stücke geschnittenen, durch eine Spange zusammengehaltenen Tuchrocke, der, in der Taille befestigt, sich dicht an die Hüften schmiegend bis an die Knöchel fällt, dem leichten, tunicaartigen, meist

blauen Mäntelchen, lauscht man dazu ihrer Sprache, die fast in jedem Laute an die Sprache des alten Rom erinnert, wahrlich — es gehört nicht viel Phantasie dazu um sich die römischen Landmädchen aus den Zeiten Cicero's zu denken! Und schier wäre da vielleicht auch ein Schalk versucht, mit dem alten Flaccus zu sagen: «Ne sit tibi pudori, amare ancillam . . .“

So geschmückt und — reinlich kann man die Mädchen freilich nur an Sonntagen, sowie an den übrigens sehr zahlreichen Festen ihrer Kirche sehen. Auf einem freien Platze, gewöhnlich vor dem Wirthshause tanzt dann die Dorfjugend. Das Orchester besteht aus dunkelhaarigen glutäugigen, meist scheußlich zerlumpten Zigeunern, einem Geiger und einem Cymbalschläger. Die Tänze des rumänischen Landvolkes sind besonderer Art; sie sind fast durchweg keine Rundtänze, sondern bestehen aus einer Reihe bunt abwechselnder hübscher Gruppirungen. Am beliebtesten ist die «Romana».

Nach dem Tanze begleitet — wie allüberall — der Bursche das Mädchen nach Hause. Die Liebenden werden gewöhnlich nach kurzer Frist Braut- und Eheleute. Auch hier bestimmt meist ein äußerer Umstand, nicht der Drang des Herzens die Wahl. Auch hier stellen Reichthum und Besitz scharfe, unüberklimmbare Schranken auf. Es gibt überhaupt weniger Idyllen auf der Welt, als zarte Damen und langhaarige Poeten glauben.

Das Mädchen ist zum Weibe geworden; es tritt sein Amt im Hause an. Aber es ist kein leichtes Amt. Mit der Stunde, wo das junge Mädchen unter eigenthümlichen, sehr lebhaft an die Hochzeitsgebräuche der Römer erinnernden Zeremonien in das Haus des Gatten tritt, hat sie von den Freuden des Lebens so ziemlich Abschied genommen. Denn das rumänische Weib ist die Sklavin ihres Gatten. Nicht etwa darin nur, daß er ihr seine Liebe sehr häufig in bunten Striemen auf den Körper schreibt — das wäre keine Eigenthümlichkeit der Rumänen, das findet sich bei allen Völkern des Ostens — sondern hauptsächlich darin, daß ihr nun die Sorge für die Erhaltung des Hauses ausschließlich obliegt. Sie ist nicht die Gehilfin des Mannes, sie ist seine Dienerin. Jene empfindsame Gräfin, die vor einiger Zeit bei einem Wiener Frauentage praktisch und vernünftig, wie alle Vorkämpferinnen der Frauen-Emanzipation, eine Mot on für die armen Türkinnen einbrachte und sie besonders durch die Polygamie des Moslems begründete, hätte Gegenstände ihres Mitleids nicht so weit zu suchen gebraucht, sie hätte deren in den Karpathen und an der Donau genug gefunden. Denn der rumänische Bauer beschränkt seine Thätigkeit auf die Bestellung des Ackers; die Besorgung der Hausthiere, die Beschaffung der Lebensmittel, ja man darf sagen: alle und jede andere Sorge überläßt er seinem Weibe. Und in dieser harten, ungebührlichen Arbeit und Anstrengung ist auch der Grund

dafür zu finden, daß die Rumänin mit fünfzehn Jahren blühend und schön, mit dreißig Jahren ein alterndes Weib, mit vierzig Jahren eine Greisin ist. Und kaum minder schnell geht es mit der Kraft des Mannes abwärts. Denn was bei dem Weibe die Arbeit, bewirkt bei ihm der — Schnaps!

Trotz solcher Behandlung, trotz solcher Lebensweise ist das rumänische Bauernweib keine stumpfe, gedankenlose Arbeitsmaschine; sie hat ein eigen geartetes, charakteristisches Gedankenleben.

Das rumänische Weib ist stets freundlich, heiter und gesangslustig. Nie läßt sie bei ihrer harten und oft so mühsamen Arbeit in trübem Schweigen den Kopf hängen; sie begleitet all' ihr Thun mit Gesang. Was sie singt, ist unendlich mannichfaltig. Bald ist es nur die Melodie einer «Doina», dieser eigenthümlich ergreifenden, melodischen Klage des Rumänen; bald die eines fröhlichen Nationaltanzes, am häufigsten aber ein Volkslied. Denn wie eine wilde Blume, unbekannt, verachtet, aber schön, duftig und stark blüht das Volkslied in den Bergthälern der Karpathen, in den fruchtbaren Niederungen an der Donau. Noch hat es die Cultur nicht verdrängt, noch hat sie nichts an seinem Inhalt, seiner Form geändert. In dem Volksliede, vielleicht der einzigen wahrhaft schönen, wahrhaft reinen Blüthe, welches dieses Volksleben getrieben, liegt unverfälscht und unverdorben das Herz, das «Sinnen

und Minnen» des Rumänen; wer es kennt und versteht, hat darin den Schlüssel zu seinem Wesen. Das Volkslied aber, wie das Märchen wird in Rumänien hauptsächlich von dem Weibe gepflegt. Daher schmiegt es sich allen ihren Verhältnissen an, daher findet die Rumänin für jede Situation, für jedes Leid, für jede Freude in einem Liede den Ausdruck ihres Gefühls. Und ist der Ausdruck noch nicht geschaffen, nun — so schafft sie sich ihn selber. Es ist auf den ersten Blick seltsam: in dem Herzen dieses verachteten, von den Sorgen des Daseins fast erdrückten Weibes lebt ein reicher Schatz poetischer Empfindung: das rumänische Weib ist Dichterin! Das Lied freilich, das sie in dem einen Momente hinaussingt in die blühende Flur des Südens, um es im nächsten zu vergessen, ist sehr kunstlos, sehr einfach, aber — ich versichere es und könnte es beweisen — es lebt mehr, weit mehr ursprüngliche Poesie darin, als in den Versen so manches deutschen oder französischen Modedichters. Dieser Gabe, die natürlich je nach der Individualität der Einzelnen mehr oder minder intensiv ist, verdankt die Rumänin vielleicht die Elastizität ihres Wesens, vielleicht müßte sie ohne dieselbe verkommen oder zum Thiere hinabsinken. Diese Schöpfungen des Augenblicks verstieben freilich zumeist; aber die verhältnißmäßig wenigen, die im Volksmunde fortleben, bilden in ihrer Vereinigung eine so reiche, so anmuthige Volkspoesie, wie sie, als in der Gegenwart blühend, vielleicht keine andere Nation aufzuweisen vermag. . . .

Von Mutterliebe und Muttersorgfalt — wenigstens von einer derartigen, wie sie im Westen zu Hause — weiß das Herz der Rumänin wenig. Dies ist auch so natürlich! Sie behandelt ihre Kinder eben so stumpf und gleichgiltig, wie sie einst von ihrer Mutter behandelt worden. Gleichwohl liebt sie sie im Grunde in ihrer Art innig. Dies zeigt sich namentlich, wenn eins der Kleinen krank wird und stirbt. Indeß der Vater in solchen Momenten vielleicht nur deshalb etwas dumpfer und betrübter in die Welt starrt, weil er der Begräbnißkosten gedenkt, die der Pope unbarmherzig einfordern wird, ist die Mutter aufgelöst in Schmerz, und in tiefen, wahren Schmerz. Ist ihr doch das Kind auf ewig verloren, fehlt ihr doch der tröstende, erhebende Glaube an ein Wiedersehen nach dem Tode! Woher sollte ihr auch dieser Glaube kommen?

Aber trotz alledem ist die Rumänin fromm, sehr fromm — freilich in eigenthümlicher Weise. Sie übt eben einen äußerlichen und formellen, nicht einen Kult des Herzens. Ihr ist Gott ein mächtiger Herrscher, aber ein sehr konstitutioneller, dessen Minister, die Heiligen, dessen erste Rathgeberin, die heilige Jungfrau, eigentlich weit mehr vermögen, als er. Darum opfert sie ihnen häufig eine Wachskerze und sagt an ihren Festtagen, ihnen zu Ehren, unzählige Male das «Vater unser» her, gewöhnlich zugleich das einzige Gebet, das sie kennt. In ihrer Vorstellung sind das eben gar hohe Herren, mit denen man

es nicht verderben dürfe. In gleich hoher Verehrung stehen bei ihr übrigens auch die Geister und Dämonen, unter welcher Gestalt in oft noch deutlich nachweisbarer Art — wie bereits oben angedeutet — die alten Heidengötter fortleben. Aber die eigentlichen Helfer sind ihr doch die wunderthätigen Heiligenbilder in Kirchen und Klöstern. Zu welcher sonderbaren Verzerrung des Christenthums solcher Glaube führt, mag folgende wahrheitsgetreue Erzählung darlegen. Ich wanderte einst an einem heißen Augusttage durch das Suczawathal der südlichen Bukowina. Da begegnete mir nächst dem Kloster Dragomirna, wo sich ein wunderthätiges Heiligenbild befindet, ein rumänisches Bauernweib, das mit großer Mühe ein bleiches, abgezehrtes, etwa zehnjähriges Mädchen auf dem Arme fortschleppte. Sie wolle nach dem Kloster zu Putna, zum dortigen Marienbilde, erzählte sie auf meine theilnehmende Frage, vielleicht könne dies ihrem armen Kinde helfen. Und als ich darauf erstaunt meinte, warum sie so weit wolle, da doch im Kloster Dragomirna gleichfalls ein wunderthätiges Bild sei, da erwiederte sie mir wörtlich: „Ja! — der Heilige in Dragomirna kann helfen, wenn ein Viehstück erkrankt oder um gestohlene Sachen wieder zu erhalten, aber für menschliche Krankheiten ist nur die heilige Jungfrau in Putna gut! . . .“

Noch zweier hervorragender Eigenschaften der Rumänin dieser Schichte sei hier Erwähnung gethan, einer guten

und einer schlimmen. Die gute Eigenschaft ist die unerschütterliche eheliche Treue, die das Weib ihrem Gatten wahrt. Daß ein Bauernmädchen zu Falle kommt, gehört im rumänischen Dorfe zu den Alltäglichkeiten, die kaum der Erwähnung werth sind; Ehebruch hingegen ist äußerst selten. Es sei dies bei der Schilderung des Bauernweibes hervorgehoben, weil uns in den höheren Ständen, die nahezu entgegengesetzte, gewiß sehr betrübende Erscheinung begegnen wird.

Eine schlimme Eigenschaft hingegen ist die innige, ewig schmachtende, ewig nach neuem Genuß begehrende Liebe, welche die Rumänin jedem geistigen Getränke, es mag nun Wein, Meth oder Branntwein heißen, in edler Eintracht mit ihrem Gatten entgegenträgt. Ein Rausch an den Nachmittagen der Sonn- und Festtage ist so hergebracht, daß es für unschicklich gelten würde, sich dessen zu enthalten. Die Gatten sinken gewöhnlich friedlich unter einen Tisch. Ob übrigens der Mann das Weib, oder das Weib den Mann zum Trinken verleite, diese Frage wollen wir offen lassen und uns zur Betrachtung der höheren Schichten der rumänischen Frauenwelt wenden, vorher aber auf die wenigen Gestalten des Mittelstandes einen Blick werfen.

Hier sei zuerst der Popenfrau gedacht. Sie ist gewöhnlich zugleich die Tochter eines Popen und auf den heiligen Beruf des Vaters und des Gatten nicht wenig

stolz. Ebenso auf ihre Kleidung, die eine seltsame, meist sehr komisch wirkende Mischung städtischer und ländlicher Tracht ist. Darum verkehrt sie auch mit den Weibern im Dorfe, von denen sie sich in Bildung und Aufklärung übrigens wenig unterscheidet — sehr von oben herab und würdigt höchstens das Weib des «Dvornik» (Dorfrichters) ihres Umganges. An Sonn- und Festtagen pflegt sie in der Kirche mit einem mächtigen Gebetbuche ausgerüstet zu erscheinen, das zwar auf die versammelten Gläubigen sehr imponirend wirkt, dessen Inhalt ihr jedoch meist ein Räthsel bleibt, da sie in der Regel der Kunst des Lesens nicht mächtig ist.

Beiläufig auf derselben Stufe der Bildung steht das Weib des kleinen Landbesitzers oder Pächters, nur daß dieses noch stolzer und schroffer auftritt, da es nicht mehr zu arbeiten braucht, sondern auch einigen Dienern gebieten kann. Etwas höher schon steht die Gattin des Krämers, des wohlhabenden Handwerkers, des niederen Beamten in den Städten und Städtchen der Donaufürstenthümer. In ihrer Tracht, die oft schreiend geschmacklos ist, ahmt sie die moderne Mode nach, ebenso sucht sie ihr Benehmen nach dem der Vornehmen einzurichten. Auch spricht sie manchmal sogar französisch, „aber fragt mich nur nicht — wie". Von der Herrschaft des Mannes hat sie sich bedeutend emancipirt — er ist oft ihr Sklave. Auch darin ahmt sie den vornehmen Frauen Rumäniens nach.

. . . In keinem anderen Lande haben sich die gesellschaftlichen Zustände der höheren Klassen innerhalb weniger Jahrzehnte so verändert, wie in Rumänien; vielleicht kennt die Kulturgeschichte keines anderen Volkes eine so durchgreifende Umwälzung des socialen Lebens in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit. Die Stellung der Frau namentlich ward eine durchweg geänderte.

Es war ein eigenthümliches Leben, das die Bojarin, die vornehme Rumänin überhaupt noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts führte. Auf ihrem einsamen Edelhofe auf dem flachen Lande oder im «Palais» in der Stadt lebte die Herrin des Hauses ein gleich einförmiges, gleich eng begrenztes Dasein, auf dessen Gestaltung das Familienleben der Türken und Fanarioten mächtig eingewirkt. Das Reich der Frau war das Haus, die vier Pfähle, innerhalb deren sie lebte — was außerhalb derselben lag, kümmerte sie nicht. Sie verließ ihre Gemächer nur, um eine Freundin zu besuchen, oder um im Hausgarten zu weilen. Konzerte, Bälle, Theater existirten nicht für sie, und sie hatte auch kein Bedürfniß darnach. Ihr Bildungsgrad war ein sehr geringer, der edlen Künste des Lesens und Schreibens war sie nur in den seltensten Fällen kundig. Ihr Wirkungskreis im Hause war ein sehr enger; im seltsamen Gegensatze zu den Verhältnissen, denen wir in den unteren Volksschichten begegnet. Den Abend brachte sie im häuslichen Kreise, d. h. mit den Kindern und

Dienerinnen zu, indeß der Herr und Gemahl entweder bei seiner Maitresse weilte oder eine Spielhölle aufsuchte. So spann sich dies einförmige Leben ab, ein Leben, welches in vielen Zügen an das Haremleben erinnert, welches die bevorzugten Frauen reicher Türken führen.

Wie so ganz anders lebt die vornehme Rumänin unserer Tage! Verschwunden ist die einfache, träumerische, ruhig und gleichmäßig dahinlebende Frau — die Rumänin von heute ist die glänzende, moderne, von Vorurtheil und hergebrachter Beschränkung emancipirte Dame der vornehmen Kreise des Westens. Und doch wieder eine ganz eigenthümliche Dame, deren Besonderheit nicht allein darin liegt, daß sie in der Moldau geboren, nicht in Frankreich, — daß sie in Jassy lebt, nicht in Paris. Der Schlüssel zur Erklärung dieser ihrer Eigenthümlichkeit aber liegt in ihrer Erziehung.

Es sind sonderbare Verhältnisse, in die das Kind rumänischer Vornehmer tritt, die es meist schon sehr früh erkennen lernt. Eine Amme hat es ernährt und gepflegt; nur selten hat sich die Mutter um ihr Kind gekümmert. Sie hat es höchstens zuweilen aus der Ammenstube in ihre Gemächer herübertragen lassen, um es anzusehen, wenn sie gerade eine freie Stunde hatte, d. h. wenn sie sich weder von ihrem Anbeter unterhalten ließ, noch einen Roman von Sue oder Kock las, wenn sie weder Karten spielte, noch auf dem Ball, im Concert oder in der Oper war.

Bis in sein fünftes, sechstes Jahr bleibt das Kind in der Gesindestube, spielt mit den Kindern der Diener und lernt von diesen nicht gerade sehr Erbauliches. Da erinnern sich eines Tages die Eltern, daß die kleine Georgina oder Natalie oder Maritza bereits in dem Alter sei, wo man ihr eine standesgemäße Erziehung geben müsse. Das Mädchen, bisher in roher Umgebung aufgewachsen, erhält nun manchmal eine Gouvernante, in den meisten Fällen wird es in eines der französischen Erziehungsinstitute von Jassy oder Bukurest gegeben. Solche Institute aber werden in der Regel — wenige ehrenvolle Ausnahmen will ich gerne zugestehen — von Männern und Frauen geleitet, die Erzieher für die Kinder des rumänischen Adels geworden, nachdem ihnen sonst so ziemlich alles Mögliche in Frankreich und in anderer Herren Ländern mißglückt, die wahre und ernste Bildung nicht lehren können, eben weil sie ihnen selber fremd ist.

Worin besteht nun der Unterricht im Institute? Von Sprachen wird hauptsächlich das Französische, daneben das Italienische und Englische gelehrt, die Muttersprache nur äußerst dürftig. Was wissenschaftliche Disziplinen betrifft, so wird das Mädchen zum Auswendiglernen einer kleinen «Histoire universelle» angehalten, der Unterricht in den Naturwissenschaften entfällt fast vollständig, der in sonstigen Realien ganz. Hingegen wird das Tanzen mit erschöpfender Gründlichkeit gelehrt. Im Klavierspiel schließ-

lich pflegt die junge Rumänin, Dank ihrer angeborenen, musikalischen Begabung, einen hohen Grad technischer Fertigkeit zu erreichen.

So ausgerüstet tritt das junge Mädchen in ihrem sechzehnten, siebzehnten Jahre aus dem Institute und in den Kreis ihrer Familie. Daß sie in demselben nicht heimisch wird, darf uns nicht wundern, sie war es ja nie. Sie erblickt in ihrer Mutter nur diejenige Person, deren Begleitung ihr die glänzenden Cirkel, die Bälle und Vergnügungen der Hauptstadt eröffnet; der Mutter ist die junge, schöne, heirathslustige Tochter eine unbequeme Gesellschafterin, die sie selbst vollständig in Schatten stellt. So wünscht die Mutter die Tochter bald verheirathet zu sehen und diese sehnt sich gleichfalls nach Selbstständigkeit. Reichthum und Schönheit machen meist die Erfüllung dieses Wunsches sehr leicht. So tritt die junge Rumänin sehr bald nach ihrer Heimkehr aus dem Institute an den Traualtar, sie wird Gattin und Hausfrau.

Aber nicht eine Gattin im guten, schlichten, deutschen Sinne, nicht einmal eine solche im Sinne der vornehmen Kreise des zweiten Kaiserreichs oder der derzeitigen Republik. Zwar treffen wir fast alle die Verhältnisse wieder in denen sich die Weltdame an der Seine bewegt, aber sie gestalten sich hier schärfer und verzerrter. Die Rumänin ist nur dem Namen nach «Hausfrau», um das Hauswesen kümmert sie sich nicht und ebensowenig um ihre Kinder.

Der Haushalt einer rumänischen Adelsfamilie bietet oft ein seltsames Bild. Deutsche Sauberkeit und Ordnung ist hier etwas Ungekanntes. Da herrscht eine Nachlässigkeit, von der wir uns schwer auch nur einen beiläufigen Begriff machen können. Die Diener, theils eingeborene Tölpel, theils aus Frankreich weggejagte Hallunken begehen den größten Unterschleif und thun, was sie wollen, aber am liebsten thun sie gar nichts. Der ordnende Blick der Hausfrau, die da «waltet weise im häuslichen Kreise», fehlt eben überall. Wo fände sie auch Zeit zur Erfüllung ihrer Pflichten! Sie hat ja so viel, so unendlich viel zu thun, um den Ruf einer eleganten fashionablen Dame in ihren Kreisen zu erwerben und festzuhalten. Und da hat man in Jassy oder Bukurest viele und darunter sehr eigenthümliche Anforderungen der «Gesellschaft» zu erfüllen. Es sind eben Damen eigener Art, diese Bojarinnen, diese Frauen der reichen Handelsherren oder der höchsten Staatsbeamten.

Die höchste Eleganz, die unbedingte Befolgung des Pariser Modemoniteurs ist natürlich erstes Erforderniß. Die vornehme Rumänin trägt immer, was gut und theuer und modern ist, freilich nicht immer das, was geschmackvoll ist. Dazu gehört bekanntlich angeborener Takt, Farben- und Schönheitssinn und der läßt sich nicht, wie all' die bunten Kleider und Hüte in den glänzenden Mode-Etablissements Bukurest's, kaufen. Jene Geschmacklosigkeit,

die ihren Grund hat in der übertünchten oberflächlichen Bildung, tritt auch in der Einrichtung des rumänischen Hauses oft sehr drastisch zu Tage.

Gelingt es aber der Rumänin in dieser Beziehung nicht, ihr Musterbild an der Seine zu erreichen, so übertrifft sie es dafür in einer anderen, in der Leichtlebigkeit oder — ich will's offen sagen — in der Sittenlosigkeit. Ich habe ihrer frivolen Pflichtvergessenheit als Mutter und Hausfrau erwähnt; sie ist nicht minder pflichtvergessen in ihrem Verhältnisse als Gattin. Ich spreche nur eine jedem Kenner der Donaufürstenthümer bekannte Wahrheit aus, wenn ich behaupte, daß in keinem anderen Lande die Heiligkeit der Ehe so mit Füßen getreten, so zur Phrase herabgewürdigt wird, wie in Rumänien. Wie es für den deutschen Reichsfürsten des 18. Jahrhunderts absolut obligat war, eine Courtisane zu besitzen, so ist heute die vornehme Rumänin nicht ganz fashionable, wenn sie noch an dem in ihren Kreisen lächerlich gewordenen «Vorurtheil» der ehelichen Treue festhält. Der Grund dieser furchtbar betrübenden Erscheinung liegt nur zum geringsten Theile in der Gluth südlichen Blutes, sondern hauptsächlich nur wieder in der schablonenhaften, blos formellen Erziehung, so wie in dem verderblichen Einflusse französischen Beispiels.

Dieses Beispiel aber läßt die Rumänin meist unmittelbar auf sich wirken. Denn es gehört zum bon ton

dieser Gesellschaft, wenigstens von einem einmaligen Aufenthalte in Paris sprechen zu können. Und in der üppigen Stadt an der Seine wird so Manches gelernt, was durch die angeborene französische Grazie gemildert, dann in den rumänischen Salons plump, offen und frech auftritt. Dazu kommt die fast unbegrenzte Vergnügungssucht der Rumänin, das Bestreben, sich geltend zu machen; die Herrschsucht, die leidenschaftliche Einmischung in politische Händel. Wenn irgendwo, so herrscht in Rumänien die Krinoline.

Nur eine Haupttugend schmückt die vornehme Rumänin und um derentwillen mag ihr viel vergeben werden. Die Barmherzigkeit, das Mitleid mit der Armuth. Das ist eine so tief wurzelnde Eigenschaft des weiblichen Herzens, daß sie selbst moderne Verschrobenheit und Entsittlichung nicht zu erschüttern vermocht.

Als ich noch, wenn ich so sagen darf, meine Studien für diese Arbeit machte, als ich mich noch als heiterer Gymnasiast in den rumänischen Dörfern meiner zweiten Heimath, der Bukowina herumtrieb und darauf, als nicht minder heiterer Tourist, in den Straßen Bukurest's und Jassy's flanirte, da dachte ich gar nicht daran, daß das Leben und Wesen dieser hübschen, braunen, schwarzäugigen Bäuerinnen und Bojarinnen doch ein so ganz eigenartiges und seltsames sei und daß man sich darüber in Wahrheit minder harmlose Gedanken machen müsse, als ich es da-

mals gethan. Nun ist mir dies freilich klar geworden, ja klarer, als ich es im Interesse meiner angenehmen und — wie ich versichern darf — sehr unschuldigen Erinnerungen wünschen muß. Aber nun ich einmal darüber geschrieben, mußte ich auch die Wahrheit schreiben. Nur Eines will ich noch bemerken: ich habe Typen gezeichnet. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen. Aber Ausnahmen bestätigen nur die Regel . . .

Armes Rumänien! . . .

Jancu, der Richter.



Das Folgende ist streng den Thatsachen nacherzählt. Wer es liest, dem wird diese Versicherung fast überflüssig scheinen. Denn diese Geschichte trägt den Stempel ihres Autors, des Schicksals. Nur dieser größte, unbarmherzigste und sorgloseste Poet wagt so gräßliche und dabei so einfache Effecte. Ihm Solches nachzudichten, wäre für einen Novellisten vielleicht eine lohnende, aber sicherlich eine traurige Arbeit. Der Schilderer fremder Sitte aber steht auf anderem Standpunkt. Ihm darf nicht die Schönheit die höchste Göttin sein, sondern die Wahrheit. Es fällt ihm oft schwer, diesen Standpunkt festzuhalten, bitter schwer — gleichviel! er muß seine Pflicht erfüllen ...

... Vor einer rumänischen Jury sitzt auf dem Schemel des Angeklagten der Bauer Jancu. Sein brauner Serdak (Gürtelrock) ist zerrissen und durch dessen wie des Hemdes Ritzen sieht man die broncefarbene Haut schimmern. Das Haar fällt ihm in langen, wirren, mißfarbigen Strähnen in's fahle Antlitz, das Haupt ist auf die Brust gesenkt, das stumpfe Auge stier auf den Boden gerichtet. Kein Blick trifft das Publikum, die Geschwornen, die Richter.

Der Gerichtsschreiber ruft die Sache auf, der Anklageakt wird vorgetragen. Der Bauer Jancu, Besitzer einer großen Wirthschaft, griechisch-rechtgläubig, 29 Jahre alt, derzeit, da er sein Weib ermordet, verwitwet, bisher durchaus unbescholten und drei Monate vor der That zum «Aeltesten» (Richter) seines Dorfes gewählt, ist vollkommen geständig, sein Weib Xenia, 21 Jahre alt, seinen Knecht Alexa, 43 Jahre alt, und die Zigeunerin Mariula, unbekannten Alters, jedenfalls weit über die 50, in einer und derselben Nacht, Fastnacht-Sonntag auf Montag, ermordet zu haben. Der Akt schildert die drei Verbrechen nach der Aussage des Angeklagten — Thatzeugen sind nicht vorhanden. Doch ist das Geständniß Jancu's, welcher unmittelbar nach der That seine Verhaftung selbst veranlaßt, sehr umfassend und durch die Ergebnisse der Obduktionen durchweg bestätigt. Demzufolge hat Jancu sein Weib durch eine Kugel in's Herz getödtet, den Knecht durch eine Ladung von drei Rehposten gegen den Kopf, die Zigeunerin hat er mit den Händen erwürgt. Ueber die Motive, bemerkt der Akt, verweigere Jancu jegliche Auskunft — „ich hab's gethan, weil ich's thun mußte"; auch den Zeugen sei die That unerklärlich.

Das Verhör beginnt. „Jancu", sagt der Präsident, „Ihr habt Alles gehört — gestehet Ihr auch heute Eure Schuld?"

Der Angeklagte erhebt sich. Aber sein Antlitz bleibt

unbewegt und die Augen haften am Boden. „Ja, mein gnädiger Herr“, erwidert er dumpf, „es ist Alles wahr.“ Darauf sinkt er sogleich wieder auf den Schemel zurück.

„Ihr müßt stehen bleiben, Jancu“, belehrt ihn der Präsident. „Ihr müßt uns nun Alles erzählen, was Ihr gethan und gedacht habt an jenem Sonntag und in der Nacht darauf. Ihr müßt uns erzählen, wie Ihr Eure Verbrechen begangen und warum Ihr sie begangen.“

Jancu schüttelt den Kopf und läßt ihn noch tiefer auf die Brust sinken. Dann erhebt er sich doch, unwillig zögernd. Aber seine Stimme klingt dumpf und ohne Erregung, wie früher: „Nein, mein gnädigster Herr, das werde ich nicht thun. Denn wie ich's gethan, wißt Ihr schon und es ist unnöthig, daß ich's noch einmal sage. Und warum ich's gethan habe, werde ich Euch nicht sagen und keinem Menschen und in keinem Falle.“

„Aber das Gesetz will es so“, sagt der Präsident. „Das Gesetz will, daß die Geschwornen das Geständniß aus Eurem Munde hören. Und wenn Ihr die That so reumüthig bekennt — warum nicht auch die Gründe? Das kann ja nur zu Eurem Vortheil sein, Jancu! Ihr seid ja kein gewöhnlicher Verbrecher! Alle Leute in Eurem Dorfe sagen einstimmig, daß Ihr der bravste, wackerste, nüchternste Mensch gewesen. Darum seid Ihr ja in so jungen Jahren Richter in Eurem Dorfe geworden. Auch der Fürst St., bei dem Ihr einst drei Jahre gedient, ist

selbst zum Untersuchungsrichter gekommen und hat gesagt, er halte sich in seinem Gewissen verpflichtet, für Euch zu bezeugen, daß Ihr, Jancu, der ehrlichste, verständigste, treueste Mensch gewesen, den er je um seine Person gehabt. Wenn also ein Mensch, wie Ihr, plötzlich so gräßliche, unerhörte Verbrechen begeht, so ist er entweder wahnsinnig, und das seid Ihr nicht, oder er ist durch irgend Etwas, was ihm widerfahren, in die fürchterlichste Aufregung versetzt worden. Was war nun bei Euch dieses Etwas? Gestehet es doch! Das wird Euer Gewissen erleichtern und Eure Strafe vielleicht milder machen!"

Aber wieder schüttelt Jancu den Kopf. Und wieder fallen die Worte langsam, ruhig, tonlos von seinen Lippen. „Mein gnädigster Herr, ich danke Euch und meinem guten Fürsten und den Nachbarsleuten, aber das paßt mir Alles nicht! Mein Geständniß war nicht reumüthig; ich habe nur Alles gesagt, was der Richter wissen mußte, damit man mich bestrafen kann, und habe es ganz nach der Wahrheit gesagt, weil ich noch niemals gelogen habe und auch in diesem Letzten nicht lügen wollte. Aber nicht aus Reue habe ich es gethan, denn ich bereue meine That nicht, ganz und gar nicht. Und wenn ich bis jetzt gewesen wäre, was ich einst war, ein ganz glücklicher, ganz friedlicher Mensch und wenn ich jetzt erkennen würde, was ich damals erkannt habe, ich würde die drei Menschen in der nächsten Stunde tödten, wie ich's in jener Nacht gethan.

Darum brauche ich auch mein Gewissen nicht zu erleichtern, denn es ist leicht. Und was die mildere Strafe betrifft, o mein gnädigster Herr, was soll mir Milde?! Das Liebste wäre es mir, wenn diese Herren — er deutet auf die Geschwornen — sagen würden: Man soll ihn henken! Das kann aber leider nicht geschehen, weil bei uns das Henken aufgehört hat und man wird mich nur auf Lebenszeit in die Salzwerke nach Okna stecken. Soll ich etwa wünschen, wieder herauszukommen, — wozu, mein gnädigster Herr? Nein! Das wäre nichts für mich! Ich werde dort bleiben und die Arbeit, die Hundekost und die Schläge werden mich nach einigen Jahren tödten. Und so wird es gut sein. Denn ich sterbe sehr gern, mein gnädigster Herr, sehr gern sterbe ich!"

Vielleicht empfängt, wer dies liest, von diesen Worten kaum einen seltsamen, geschweige denn einen erschütternden Eindruck. Aber wer sie gehört, dem werden sie unvergeßlich sein. Man fühlte es heraus, daß auf der Seele dieses Menschen in der That ein furchtbarer Druck lastete, der ihm den Tod als eine Wohlthat erscheinen ließ; nicht die Reue, nicht das Schuldbewußtsein, aber ein übermächtiges, räthselhaftes Etwas, unter dessen Einfluß er gehandelt, das ihn noch heute zu Boden drückte.

Das Zeugenverhör begann. Der erste Zeuge war der greise Bauer Thodika, der vor Jancu Dorfrichter war und jetzt wieder das Amt provisorisch bekleidete, „bis sich

ein anderer jüngerer Hausvater findet, der so brav wäre, wie der Jancu da." Der kleine geschwätzige Alte, mit dem fahlen Gesichte, aus dem die Nase roth hervorglühte, wie ein Rubin, leistete den Eid und erzählte dann, wie folgt:

„Nun, es war also am Fastnachtssonntag. Das ist ein besonders heiliger Tag, ich bin früh in der Kirche gewesen, dann fortwährend in der Schänke gewesen und am Abend bin ich heimgegangen. Weil ich aber einen Eid geschworen habe, so will ich die Wahrheit sagen: nämlich, daß ich nicht gegangen bin, sondern mein Weib und meine Söhne haben mich getragen, weil ich sehr besoffen war. Also gut, da legen sie mich hin und ich schlafe mich aus. Gegen die dritte Morgenstunde erhebt sich ein furchtbarer Sturmwind, ich höre nichts davon, aber mein Weib sagt zu meiner Tochter Anitza, welche bei mir im Hause war, weil ihr Mann sie zu Tode prügeln wollte — aber jetzt sind sie wieder versöhnt — also „Anitza", sagt sie, „da hat sich Jemand aufgehängt, oder es ist ein großes Verbrechen geschehen, der Wind weht gar so stark." Und da klopft es auch schon sehr heftig an die Thüre. Die Weiber erschrecken. „Wer ist da?" — „Ich bin's, Jancu der Richter, öffnet, rasch, rasch!" Aber wie sie die Kienfackel anzünden und er hereintritt, da erschreckte er sie noch mehr; das war der Jancu und war's wieder nicht, um zwanzig Jahre älter war der Mensch plötzlich geworden. „Was willst Du?"

stammelt mein Weib. Er aber tritt auf mich zu und rüttelt mich auf: „Thodika, Du mußt aufsteh'n!" Anfangs hör' ich nichts, weil ich wirklich ein Bischen zu viel getrunken hatte, dann fahre ich doch empor: „He, Jancu, was gibts?" Aber wie ich ihn ansehe, bin ich schon vor Schreck halb nüchtern, und ganz nüchtern werde ich, wie er mir sagt: „Du warst vor mir Richter und bist Aeltester im Ausschuß. In Deine Hände lege ich mein Amt. Und nun verhafte mich, wie es jetzt Deine Pflicht ist und liefere mich sogleich in die Stadt. Denn ich bin ein Mörder, ich habe mein Weib, meinen Knecht und die alte Hexe getödtet." Da springe ich auf: „Jancu, du bist wahnsinnig!" und dann fällt mir ein, daß ihm den Tag vorher sein einziges Kind gestorben ist, ein liebes, kleines Mädchen, die Anula, und ganz plötzlich, an Krämpfen. Da denke ich mir: er hat ja das Kind so ungemein lieb gehabt sein Sterben wird ihm das Hirn verbrannt haben und ich sage mitleidig: „Jancu, Dir träumt etwas Furchtbares. Vielleicht wegen Deines armen Kindes! Tröste Dich — es war Gottes Wille so!" „Nein!" ruft er wild, „es war nicht Gottes Wille, aber gleichviel — es ist gerächt! Ich habe im Namen Gottes Gerechtigkeit geübt — nun mögen die Menschen mit mir thun, was sie wollen — führe mich zur Stadt!" Und da erkannte ich, daß es wahr war und mein Herz ist still gestanden. Es war, um verrückt zu werden, aber es war doch so: unser Richter

Jancu wär ein Mörder! ... Nun — da habe ich ihn am Morgen in die Stadt geführt!"

„Und hat er Euch nichts gesagt", fragt der Präsident, „warum er die That verübt hat?"

Thodika blickt zu Boden und dann verlegen auf Jancu hin. Mit diesem geht eine sonderbare Veränderung vor; sein Haupt hebt sich, seine Züge beleben sich und sein glühender Blick haftet halb drohend, halb flehend auf dem Antlitz des Zeugen.

„Hohe Herren", stammelt dieser verlegen, „es ist ihm so ein Wort entfahren, wider Willen, als wir zur Stadt fuhren. Aber ich habe ihm heilig versprochen, es Niemandem zu sagen. Und nun habe ich hier den Eid geschworen, die ganze Wahrheit zu gestehen. Ich weiß mir gar nicht zu helfen! Jancu, wenn Du mir erlauben wolltest ..."

„Du wirst schweigen", fährt dieser wild empor.

„Jancu", sagt der Präsident strenge, „noch ein Wort, noch eine Bewegung, und ich lasse Euch binden und wegführen."

„Mein Eid", sagt Thodika weinerlich, „mein lieber Jancu, ich kann Dir nicht helfen. Also ..."

„Schweige!" ruft der Angeklagte noch einmal wild, gebieterisch. Der Präsident winkt den Polizisten. Aber Jancu fährt fort: „Wenn schon meine ganze Schande offenkundig werden soll unter den Menschen, so soll es

doch mindestens Keiner aussprechen, als ich selbst. Lasset dies schwatzhafte alte Weib zurücktreten — ich selbst will sagen, wie Alles kam ..."

Es ist todtenstill geworden im weiten Saale. Und Jancu berichtet seine Geschichte, nicht dumpf und stumpf wie früher, sondern wild, leidenschaftlich, fast schluchzend. Kein Herz bleibt unbewegt, kein Auge trocken, als der arme unselige Mensch erzählt:

„Ich will es selbst sagen, so schwer es mir fällt. Aber ich ertrüge es nicht, wenn es ein Anderer sagen würde. Ich habe nicht gedacht, daß ich so enden werde und Niemand hat es gedacht. Denn ich bin einmal ein sehr glücklicher Mensch gewesen und ein guter, braver Mensch — ich darf das jetzt sagen, ich spreche ja nicht von mir selbst, sondern wie von einem Todten. Es ist mir Anfangs gar nicht gut im Leben gegangen, ich war der zweite Sohn, der ältere Bruder sollte Alles erben — ich mußte mir als Knecht mein Brod verdienen. Zwar in meines Vaters Hause, aber bei den eigenen Leuten dient sich's oft schwerer, als bei fremden — das könnt Ihr mir glauben. Nach dem Tode des Vaters bin ich als Diener in die Stadt gegangen, ich war sehr fleißig, sehr treu, Alle werden es mir bezeugen. Auch gelernt habe ich, Lesen und Schreiben, und weil ich gesehen habe, wie der Branntwein den Menschen zum Vieh macht, so habe ich niemals einen Tropfen Branntwein getrunken.

Dann bin ich zu einem herrlichen Herrn gekommen, dem Fürsten, und bin mit ihm in Deutschland gewesen und in Frankreich. Dort ist ein anderes Leben, sogar der Bauer ist dort ein Mensch. Nun — der Fürst war mit mir zufrieden, er hat sich ja selbst jetzt meiner erinnert in meiner großen Noth. Ich habe mir damals gedacht: Jetzt bleibst du einige Zeit noch in der Stadt und sparst dir deinen Lohn zusammen und dann gehst du in dein Dorf und kaufst dir einige Aecker. Aber es kam anders. Wie ich heimkomme von den Reisen, ist mein älterer Bruder todt und an mich fällt das ganze große Bauerngut. Da setze ich mich nun hin und beginne zu wirthschaften. Aber die Leute sagen, daß mir noch etwas fehlt, und ich spüre es selbst. Unser Sprichwort sagt ganz recht: «Ein Hauswesen ohne Frau ist wie eine Schänke ohne Schnaps». So habe ich denn angefangen nach einem Weibe auszulugen und die Xenia habe ich mir genommen. Nicht blos deshalb, weil sie sehr schön war und mir sehr gut gefallen hat, sondern auch so halb aus Mitleid. Sie war sehr arm und mußte im Hause ihrer älteren Schwester Magddienste thun — das hat mich an meine eigene Jugendzeit erinnert — ich weiß, wie das thut! Daß ich sie übrigens nur aus Edelmuth geheirathet habe, will ich auch nicht sagen; ich war auch sehr in sie verliebt. Die Xenia war ein stilles fleißiges Mädchen, dem Niemand im Dorfe etwas nachsagen konnte, und schön — freilich in einer

andern Art, als unsere Mädchen sonst sind. Sie war zart, blond, und hatte stille blaue Augen. Vielleicht hat mir gerade das gefallen. Kurz — in vier Wochen waren wir Mann und Weib.

„Es war — das Wort will mir nach dem, was nun kommt, schwer über die Zunge, aber ich muß es sagen, weil es die Wahrheit ist — es war eine ganz glückliche Ehe. Mein Weib hat selten gelacht und war nie besonders zärtlich, aber ich habe mir gedacht: das ist nun einmal ihre Art. Als Wirthin war sie besonders brav und ist mir treu zur Seite gestanden in meinem schweren Werke. Denn ich hatte meine Kraft daran gesetzt, eine Musterwirthschaft zu führen und alles Gute nachzuahmen, das ich anderwärts gesehen hatte. Das war schwer mit unseren Knechten, die zu drei Viertheilen Schweine sind und nur zu einem Viertheil Menschen, aber was menschenmöglich war, habe ich gethan und Vieles ist mir gelungen, das sage ich stolz. Mein Besitzthum wuchs, mein Ansehen wuchs und weil ich hilfreich war, wo ich konnte, so wuchs auch meine Beliebtheit. Nur Eines fehlte mir zu meinem Glück: ich hatte keine Kinder. Da gebar mir mein Weib vor zwei Jahren ein Kind, ein holdseliges Mädchen, blond und blauäugig — so ein schönes, liebes Kind. O meine Anula! ..."

Dem Mann versagt die Stimme. Er starrt vor sich hin und schüttelt den Kopf. Dann fährt er fort:

„Alles, Alles hat sich mir gut gefügt — Richter bin ich geworden in so jungen Jahren! Wenn mich am Samstag Mittag vor jenem Schreckenstage Jemand gefragt hätte: „Richter Jancu, was meint Ihr, wer ist der glücklichste Mensch auf der Welt“; es ist wohl möglich, daß ich gesagt hätte: „Schier will mir scheinen, daß ich es bin.“ Und etwas mehr als einen Tag darauf war ich der Unglücklichste unter der Sonne — so elend ist noch niemals Jemand gewesen, niemals!

„Ich will kurz erzählen, wie das kam. Denn wenn ich daran denke, wirbelt mir das Hirn und meine Kraft will mich verlassen. Also Samstag Mittag war's. Ich komme heim vom Teich, wo ich Eis ausheben lasse für die Bukurester Bierwirthe und setze mich zum Essen hin. Mein Weib trägt mir Suppe auf, Fleisch und dann einen süßen Reisbrei. Von dem mag ich aber nichts mehr essen, die Anula jedoch, die auf meinem Schoße sitzt, greift gierig darnach. Ich lasse das Kind bei der Speise, ich selbst reite wieder rasch hinaus zu den Arbeitern. Etwa zwei Stunden bin ich dort, da kommt eine Magd gelaufen, schreckensbleich, das Kind liege im Sterben. Ich reite wie der Wind, aber wie ich komme, ist mein Töchterchen starr und todt. Mein Weib hält es im Schoße und ist selbst thränenlos, starr und blaß wie eine Todte. Die Mariula, die alte Zigeunerin, steht daneben und sagt: „Es waren Krämpfe, wie sie bei Kindern oft vorkommen!“

Mir bricht fast das Herz, aber ich fasse mich, wie ein Mann soll. Ich ordne Alles bezüglich der Aufbahrung an und gehe zum Popen. Dann komme ich heim, das Weib schicke ich schlafen, ich selbst aber setze mich neben die Leiche hin und bleibe so die ganze Nacht. Nur die Kerzen knistern und zuweilen höre ich, wie mein Weib seufzt — so vergeht die Nacht. Am Morgen ordne ich Alles in der Wirthschaft, dann halte ich Gerichtstag in der Gemeindestube, wie meine Pflicht ist, und komme darauf heim. Da hockt mein Weib am Boden und starrt auf die Leiche — mit trockenen Augen, es ist etwas wie der Wahnsinn darin. Ich will sie aufheben und trösten, da schreit sie aber wild: „Rühr' mich nicht an!“ und stürzt hinaus. Ich schaue ihr verwundert nach, dann denke ich mir aber: „Sie war immer so eigen und still, der Schmerz zeigt sich bei ihr auch in eigener Art.“ Dann setze ich mich wieder hin und da löst sich mein Schmerz und ich habe lange geweint . . . Thränen sind eine große Wohlthat — seitdem habe ich nicht mehr weinen können . . .“

Wieder starrt der Mann vor sich hin. Dann seufzt er tief auf und fährt fort:

„Im Zwielicht mache ich mich auf und gehe zum Popen, das Letzte wegen der morgigen Bestattung zu besprechen. Ich gehe aber den Seitenpfad über die Aecker. Da höre ich hinter einer Hecke ein Wimmern. — „Wer ist da?“ rufe ich. — „Ich bin's, Mariula“, erwidert die

Hexe. „Dich führt Gott her, Jancu, oder der Teufel. Aber gleichviel — wenn ich auch selbst an den Galgen muß, er und sie sollen mit. Hier liege ich, halbtodt hat er mich geschlagen, der Alexa, weil ich mein ehrliches Geld von ihm gefordert habe, das Geld für das Gift, welches ich der Xenia gegeben habe. Ist's denn meine Schuld, daß das Kind gestorben ist und nicht Du — mein Gift war ja doch gut!" — „Hexe", schreie ich auf, „was redest Du da?" — „O Du Kluger!" höhnt sie, „ahnst Du denn nichts? Weißt Du denn nicht, daß Dich Dein Weib haßt, daß sie Dich nur Deiner Wirthschaft wegen genommen hat? Jeder Andere ist ihr lieber, als Du, mit dem alten häßlichen Alexa hält sie's jetzt; sie haben Dich vergiften wollen, ich habe ihnen das Gift verschafft." Mir steht das Haar zu Berge. „Du lügst!" schreie ich endlich. Sie lacht höhnisch. „Ueberzeuge Dich doch! Gehe heim und sage Deinem Weibe, daß Du wegen Deines Amtes in die Stadt mußt und erst morgen wiederkommst. Du aber, komm' dann in drei Stunden wieder und ich wette, Du findest die Beiden beisammen." ... Wie mir zu Muthe war, beschreib' ich nicht — das läßt sich nicht sagen. Ich gehe heim, lade meine Pistolen, lasse den zweiten Knecht einspannen und sage meinem Weibe: „Ich komme erst zur Bestattung wieder." Aber beim nächsten Feld-Wirthshaus lasse ich halten und gehe dann heim durch die Sturmnacht. Das Fenster der Schlafkammer ist matt erleuchtet, ich trete

heran, es ist nur der Lichtschein, der vom Katafalk durch die offene Thüre fällt. Und" — der Erzähler stockt, dann schreit er mit entsetzlich heiserer Stimme auf — „fünf Schritte von der Leiche sind die Beiden beisammen gewesen! ... Ich seh's, drücke die Scheibe ein, ziele und schieße, erst sie, dann er, blitzschnell — Beide verröcheln in ihrem Blute. Dann gehe ich hinein und zerre seine Leiche fort, damit Niemand den ungeheuren Frevel dieser Beiden gewahrt. Und dann stehe ich lange, lange und starre auf die Leichen. Da kicherts neben mir: „Brav, Jancu, brav." Die Mariula hatte sich hereingeschlichen. Da habe ich sie erwürgt, weil auch sie schuldig war. Dann bin ich zum Thodika gegangen ... Und nun bitte ich, wäre es nicht möglich, daß mir aus Gnade die Todesstrafe wird?"

Es war nicht möglich. . . .

Jancu wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Okna verurtheilt. Die Geschwornen hatten nach neunstündiger Berathung mit acht gegen vier Stimmen ihr Schuldig gesprochen. Es fehlte also nur eine Stimme zur Freisprechung.

Wie hättest Du geurtheilt, Leser?!

Gouvernanten und Gespielen.

«Das neunzehnte Jahrhundert verdient den Namen des Jahrhunderts der Humanität. Denn jedem alten Schandfleck hat es ein neues, edel glitzerndes, vertuschendes Mäntelchen umgehängt. Wen kümmert's, daß der alte Schandfleck darunter erneuert und vergrößert fortbesteht?! Man sieht ihn ja nicht!»

So Nikolaj Gogol. Und das Wort des großen russischen Romanciers ist nicht blos eine glatte Pikanterie, es ist auch ein bitter ernstes Wahrwort. Vielleicht findet der Historiker der Zukunft für die gesammte Culturgeschichte unserer Zeit kaum irgendwo ein passenderes Motto. Mindestens für ein Capitel derselben empfiehlt es sich mit drückender, schneidender Wucht. Der Titel desselben lautet: «Europäischer Sclavenhandel im neunzehnten Jahrhundert.»

Ja, fürwahr! Motto und Inhalt stimmen zusammen. Denn Sclavenhandel — denkende, fühlende Geschöpfe als Waare — Ehre, Schönheit, Unschuld, Gesundheit feilgeboten und ins Haus geliefert nach bestimmtem Tarif — wem ballt sich nicht die Faust bei diesem Gedanken, wer

empfände nicht diese traurige, unbestreitbare Thatsache als einen Schandfleck unserer Zeit?! Aber — man sieht ihn nicht: ein nagelneues Mäntelchen ist ihm in unseren Tagen umgehängt worden. Und ein «edel glitzerndes» dazu. Denn wo gäbe es Edleres, als den Beruf, Menschen zu erziehen, wo achtungswerthere Thätigkeit, als Verbreitung westlicher Cultur in dem barbarischen Osten?! . . . Und so werden alljährlich Hunderte von Mädchen und eine erkleckliche Anzahl Knaben aus Belgien und der Schweiz (wohl auch einige aus Deutschland) nach Ungarn, Rußland und Rumänien verhandelt und bevölkern dort zuerst die Häuser reicher Wüstlinge und dann — die Glücklicheren unter ihnen die Friedhöfe, die Unglücklicheren die öffentlichen Freudenhäuser. Aber wen kümmert's? — Sie gehen ja als «Gouvernanten» und «Gespielen» dahin! Und der Strom der Bildung fluthet nun einmal von West nach Ost, und man muß dem edlen Bildungsstreben der Herren Russen und Rumänen, Polen und Magyaren hülfreich entgegenkommen . . . Ach ja! Nikolaj Gogol hat Recht: «Das neunzehnte Jahrhundert verdient den Namen des Jahrhunderts der Humanität!»

Doch — diese Thatsache blos im Allgemeinen zu berühren und in's Blaue hinein zu klagen ist keineswegs mein Zweck. Das wäre auch wenig genug. Moralische Entrüstung nicht blos des Einzelnen, sondern auch der Gesammtheit nützt nichts, gar nichts, — es ist

ein schöner Wahn zu glauben, daß je ein Schurke davor die Waffen gestreckt. Ich will sogar meiner Ueberzeugung gemäß hinzufügen, daß jener Schandfleck nie ausgerottet werden kann. — Aber theilweise getilgt und eingedämmt kann er werden: durch die Umsicht der Heimathsbehörden, welche jedem anrüchigen Vermittler erbarmungslos das Handwerk legen mögen, und durch die Sorgfalt der Vertreter Belgiens und der Schweiz in den betreffenden Ländern, welche ihre Landeskinder nicht ganz aus den Augen verlieren sollen. Noch ein Mittel bleibt übrig: derartige Fälle zu veröffentlichen und hierdurch die öffentliche Aufmerksamkeit immer wieder auf diesen Schandfleck hinzulenken und die Eltern und Vormünder der armen Kinder zu warnen.

Diesem Zwecke dienen meine Aufzeichnungen. Ich berichte kurz und schlicht von jenen Unglücklichen «Gouvernanten» und «Gespielen», von deren Loos ich zufällig während meines Jugendaufenthaltes, dann während meiner späteren Wanderungen im Osten genauere Kunde erhielt. Ich berichte streng der Wahrheit gemäß, ich setze nichts hinzu, aber ich beschönige auch nichts. «Exempla trahunt», sagt das lateinische Sprichwort, vielleicht erreiche ich im entgegengesetzten Sinne meine Absicht und es darf von diesen Zeilen heißen: Vestigia terrent. Und dann — mehr als bogenlange allgemeine Erörterungen spricht ja ein einzelnes großes Menschenleid zu den Herzen. Vielleicht

entzündet sich manchem Leser durch diese Zeilen Wille und Wunsch, derartigen armen Geschöpfen hilfreich zu sein, sofern sich die Gelegenheit bietet.

. . . Es sind nun siebzehn Jahre her, und ich war damals ein zehnjähriger Bube. Aber ich erinnere mich noch genau — an Alles. Es war ein blühender, duftender Frühlingstag, und ich war mit meinem Vater, welcher Bezirksarzt zu Cz. war, einem Städtlein in Ostgalizien, über Land gefahren nach dem Dorfe K. Mein Vater hatte im Dorfe zu thun, mich setzte er im Edelhofe ab. Dort hauste Herr Ludwig von T—ski, der nächst seinem Bruder Henryk, welcher im benachbarten Dorfe Sz. wohnte, wohl der reichste Edelmann des Kreises war. Beide hatten früh geheirathet, Beiden war aus der Ehe je ein Söhnchen entsproßen, das sie nach ihrem Namen nannten. Der kleine Ludwig in K. war schon früher mein Spielkamerad gewesen, und auch an jenem Frühlingstage tollten wir Buben laut und wild genug umher. Dann war noch ein dritter Knabe mit uns, ein blasser, schüchterner Junge: der Cousin Ludwig's, der kleine Henryk von T—ski aus Sz. Seine Mutter war früh gestorben, der Vater viel auswärts, gleichwol kam der arme Junge nur selten zu seinen Verwandten, die beiden Brüder harmonirten wol nicht sonderlich.

Aber diesmal war Henryk schon zwei Wochen auf des Onkels Gute. „Hier ist's lustig", jauchzte er, als

wir uns endlich müde gelaufen und nun auf der Haide nächst der Landstraße eine Burg aus Feldsteinen bauten, „ich habe mir es gar nicht so schön gedacht und wollte nicht vom Hause fort. Aber ich mußte — denn es ist gerade wieder eine neue Französin angekommen, welche mich unterrichten soll. . ."

„Du dummer Henryk!" lachte sein Cousin, „darum hättest du ja gerade zu Hause bleiben müssen!"

Aber der blasse Junge schüttelte den Kopf. „Nein", erwiderte er, „ich weiß was ich sage: eben darum mußte ich fort. Es war im vorigen Jahre nicht anders und vor zwei Jahren auch nicht; so oft ich eine neue Lehrerin bekomme, muß ich fort und darf erst nach einem Monat wieder kommen. Der Papa will es so. Als ich acht Jahre alt war, ist er aus Paris zurückgekommen, hat den Pater weggeschickt und gesagt: «Morgen kommt Deine Lehrerin». Und am nächsten Tage ist sie gekommen, sie war hoch und blond und blaß. Und sehr ernst war sie, obwohl unsere alte Fruzia gesagt: «Das ist ja selbst fast noch ein Kind, wie soll sie andere Kinder erziehen?» und immer hat sie schwarze Kleider getragen. Deshalb habe ich mich auch Anfangs vor ihr gefürchtet. Aber sie war so gut wie ein Engel und ich habe sie sehr lieb gehabt und der Papa auch, er hat immer sehr freundlich mit ihr gesprochen. Aber nach vierzehn Tagen ist er plötzlich furchtbar bös auf sie geworden. Das war an einem Abend, die Amelie

hatte mich schon zu Bette gebracht, und ich war eingeschlafen, da wachte ich plötzlich auf, weil der Papa im Nebenzimmer die Amelie furchtbar auszankte und schrie. Sie aber hat nur still geschluchzt. Aber plötzlich reißt sie die Thüre auf und kommt auf mein Bett gestürzt und reißt mich hinaus. Und mein Papa hinter ihr her und in der Thüre steht sein Diener, der Janko. Da kauert sie in eine Ecke hin und preßt mich fest an sich und schreit meinem Papa Etwas entgegen. Da wird er ganz blaß und sagt zum Janko: «Reiß' ihr das Kind weg». Aber dann besinnt er sich und sagt heiser: «Gute Nacht» und lacht und geht weg. Sie aber hat mich fest auf dem Schooß gehalten und sehr geweint, und dann bin ich eingeschlafen. Und seitdem habe ich die Amelie nicht wieder gesehen, denn am nächsten Morgen bin ich spät in meinem Bette aufgewacht und die alte Fruzia hat mich angezogen und der Janko hat mich auf den Wagen genommen und ins Kloster geführt, zum Onkel Prior. Dort bin ich einen Monat geblieben. Und wie ich zurückkomme, ist die Amelie nicht mehr da. «Wo ist sie denn?» frage ich. Und da sagt die Fruzia: «Dein Vater hat sie nach Wien zurückgeschickt, zu der Frau, wo er sie abgeholt hat. Er hat ihr Weinen nicht vertragen können. Ich fürchte aber, sie wird sich am Weg ein Leid anthun, ich fürchte, Dein Papa wird nicht vor Gott verantworten können, was er an der Amelie verbrochen hat. Dein Vater ist ein schlechter

Mensch.» Das habe ich meinem Papa erzählt, und er hat die Fruzia dafür prügeln lassen."

„Aber wahr ist es doch", sagte der kleine Ludwig, „meine Mutter sagt auch dasselbe." Henryk aber erzählte weiter und was mir etwa von seinem Knabengeplauder entfallen sein mag, ist mir weit später durch Erzählungen aus anderem Munde wieder aufgefrischt worden:

„Dann ist im Winter eine zweite Französin gekommen, die hat Josefine geheißen. Aber am Tage, wo sie kommen sollte, hat mich mein Papa durch den Janko wieder zum Onkel Prior führen lassen — «ich will nicht wieder ähnliche Scherereien haben», hat er gesagt. Also war ich wieder einen Monat im Kloster, und wie ich zurück war, hat der Unterricht begonnen. Aber ich habe bei der Josefine wenig gelernt. Sie war ganz anders, als die Amelie: recht launisch und klein und schwarz und ist immer herumgesprungen und hat immer gelacht. Aber die Fruzia hat mir erzählt, daß sie Anfangs auch sehr geweint hat. Auch später noch hat sie geweint, wenn sie allein war; da habe ich sie oft Stunden lang schluchzen gehört: «Oh ma mère!» Aber das war nur, wenn Papa nicht zu Hause war; vor ihm ist sie immer ganz lustig herumgesprungen. Aber deshalb hat sie sich doch vor ihm gefürchtet, noch mehr als ich. Uebrigens war er gut gegen sie, aber im Frühjahr ist er bös geworden und hat sie geschlagen, und sie hat sehr geweint. Und darauf hat sie

der Janko nach Lemberg geführt. Und dann ist Papa ein Jahr auf Reisen gewesen, und bei mir war der Pater Ignatius als Hofmeister — ein sehr schlechter Kerl. Nun ist vor drei Wochen der Papa heimgekommen und hat den Pater weggeschickt, und zu mir hat er gesagt: «Du bekommst wieder eine Französin. Die schaut auch ganz so aus wie die Amelie». Da war ich schon ganz froh, denn die Amelie war ja so gut wie ein Engel. Aber an dem Tage, wo sie kommen sollte, habe ich hierher fort müssen. Nun — hier ist es ja auch sehr lustig . . ."

Und wir bauten weiter an unserer Burg auf der blühenden duftenden Haide, bis wir hungrig wurden. Auch sank schon die Sonne. Aber just als wir heimlaufen wollten, kam ein Wagen in voller Carrière die Landstraße entlang gesprengt. „Das sind unsere Rappen", rief Henryk und lief auf den Wagen zu, „das ist der Janko. Der kommt gewiß um mich. Nicht wahr Janko?"

Aber der Bediente schüttelte den Kopf. „Wir fahren nach Sz. – um den Doctor!"

„Mein Papa ist ja hier im Dorfe", rief ich, und wir drei Buben kletterten jubelnd auf den Wagen. Am Thore des Edelhofs stand mein Vater im Gespräche mit Herrn Ludwig von T—ski. „Herr Doctor", rief Janko, „Sie möchten augenblicklich nach Sz. kommen — es ist ein Unglück geschehen. . . ."

„Mein Bruder!" rief Herr von T—ski erblassend.

„Nein!“ erwiderte Janko, „die Französin hat sich vergiftet — ich befürchte, wir finden sie nicht mehr am Leben.“

Rasch sprang mein Vater in den Wagen, Herr Ludwig folgte ihm. „Erlauben Sie, daß ich Sie begleite“, sagte er. „Ihr Knabe kann ja hier bleiben“. Aber mein Vater hob mich hinein. „Der Bube kann ja im Wagen schlafen.“ Und dann fuhren wir davon, und die beiden Männer sprachen kein Wort mehr. Nur Herr von T—ski, der sehr blaß war, sagte einmal dumpf: „Ich wußte, daß es einmal so kommen würde.“

Dann brach die Nacht herein, ich schlief ein und erwachte erst, als wir im Schloßhofe zu Sz. hielten. Das Gebäude lag dunkel und still, nur im ersten Stockwerk waren einige Fenster erleuchtet — da huschten eilige Schatten hin und her. Die beiden Männer eilten ins Schloß. Ich blinzelte schlaftrunken nach den lichten Fenstern hin, dann hüllte ich mich in des Vaters Bunda und schlief abermals ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen, noch auch, wovon ich erwachte. Als ich die Augen aufschlug, war Alles um mich wie früher. Aber die Pferde waren ausgespannt, ich war allein im dunklen Schloßhofe. Da begann ich mich in der wildfremden Einsamkeit zu fürchten, kletterte vom Wagen und ging ins Schloß, meinen Vater zu suchen.

Im Portale begegnete mir Niemand. Auch auf der Treppe und im Corridor des ersten Stockwerks war keine Menschenseele. Immer zaghafter schlich ich durch den matt erleuchteten Flur. Endlich sah ich eine halbgeöffnete Thür, da stahl ich mich hinein.

Es war ein großes, gleichfalls matt erleuchtetes Zimmer. In der Fensternische saß eine alte Dienerin und weinte bitterlich. Sie beachtete mich nicht. Ich schlich auf den Zehen über die Dielen an eine zweite offene Thür, aus der heller Lichtschein drang. Da steckte ich mich hinter den Thürvorhang und guckte hinein. Es war ein schönes, hell erleuchtetes Gemach, ein Schlafgemach. In einer Halbnische war ein Lager; da ruhte regungslos eine Frauengestalt. Ich sah wenig von dem Gesicht, ich konnte es kaum von den Kissen unterscheiden, so bleich war es. Aber um so deutlicher sah ich die Fluth blonden Haares; es lag wie eine lichte Wolke um das Antlitz. Mein Vater stand an dem Lager; sein Antlitz sah ich deutlich und erschrak fast, so düster hatte ich es nie gesehen. Dann waren die beiden Brüder im Zimmer. Ludwig lehnte in einer Fensternische, Henryk, ein schöner, stattlicher Mann in den Dreißigern, saß in einem Fauteuil und schaute starr nach dem Lager hin.

So blieb Alles regungslos — nur wenige Secunden lang. Ich glaube, wäre ich ein Maler geworden, ich könnte noch heute das Bild wiedergeben, Zug um Zug.

So furchtbar tief haften ungewöhnliche Eindrücke im Kindergemüth. Und ebenso weiß ich, was nun folgte.

Mein Vater beugte sich noch einmal über das Lager.

„Sie ist todt", sagte er dann, „sie muß ein ungeheures Quantum Arsenik eingenommen haben."

„Also Arsenik!" — knirschte Henryk und schnellte empor. „Nun weiß ich, woher sie das Gift bekam. Die Fruzia hält immer einen Vorrath davon gegen die Ratten. Oh! ich lasse die alte Vettel peitschen, bis . . ."

Aber Ludwig legte die Hand schwer auf die Schulter des Bruders, so schwer, daß dieser zusammenknickte und wieder in den Fauteuil sank.

„Das wirst Du nicht thun", sagte er dumpf, „denn deshalb hat doch nicht das alte Weib das Mädchen ermordet, sondern — Du . . . ."

Henryk schwieg.

Da fiel der Blick meines Vaters auf den Thürvorhang und entdeckte mich da. „Fort mit Dir", rief er heftig und schritt auf mich zu.

„Ich habe Dich suchen wollen", stammelte ich. Da ergriff er meine Hand.

„Ich kann gehen", sagte er zu Herrn Henryk. „Es ist ja nichts mehr zu retten . . ."

„Ich danke Ihnen", erwiderte Der und kam verlegen, die Rechte weit vorgestreckt, auf meinen Vater zu. „Trauriger Zufall . . . hm! Bitte um Discretion!"

Aber meines Vaters Rechte ließ meine Hand nicht fahren. „Ich muß meine Pflicht thun“, sagte er. Wir gingen.

Hier endet meine persönliche Erinnerung an jenen Fall, die unauslöschlich in meinem Gedächtniß haftet. Ich füge nur noch hinzu: Mein Vater hat seine Pflicht gethan und das Gericht von jenem Selbstmorde in Kenntniß gesetzt. Darauf wurde er und ein Adjunct nach Sz. entsendet und die Obduction vorgenommen. Der Adjunct constatirte, daß wirklich ein Selbstmord vorliege und daß Charlotte G. das Gift aus dem Vorrathe der Haushälterin entwendet. Von den Motiven dieser That behaupteten Henryk und seine Dienerschaft keine Ahnung zu haben. Nur die alte Fruzia erklärte kurz und bündig: das Fräulein hat sich vergiftet, weil der Herr sie die Nacht vorher durch ein Schlafmittel betäubt und diesen Zustand zu schändlichen Zwecken benutzt hat. Aber schon nach der zweiten Vernehmung des alten Weibes mußte die Untersuchung eingestellt werden. Fruzia widerrief ihre erste Aussage, sie habe gelogen, um sich dafür zu rächen, weil der Herr sie nach dem Tode der Französin so sehr habe prügeln lassen. Aber nun sehe sie ein, daß sie die Prügel verdient, weil sie das Gift nicht gehörig verwahrt.

Wie viele Gouvernanten aus Genf Herr v. T—ski noch in der Folge für seinen Sohn bezogen, weiß ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß er noch heute in tausend

Freuden lebt und in seinen Kreisen sehr angesehen ist. Ueberhaupt — ein ehrenwerther Edelmann. . . . .

. . . Man hört in Südrußland häufig eine Redensart, welche recht drollig, jedenfalls aber sehr bezeichnend ist. Erzählt da jemand eine unwahrscheinliche Geschichte und will man ihm andeuten, daß man sie nicht glaubt, so fällt man ihm ins Wort: «Ah! — wie sie eine Metze geworden ist.» Man hält also seine Geschichte für gleich glaubwürdig, wie jene, welche die armseligen Dienerinnen der Venus Vulgivaga auszukramen pflegen, wenn man sie frägt, wie sie eigentlich auf die Bahn des Lasters gerathen.

Das Sprichwort hat Recht. Diese Geschichten, meist sehr romantische, sehr rührselige Geschichten, pflegen in der Regel von Anfang bis zu Ende erlogen zu sein. Es ist dies auch so natürlich! so tief sinkt selten ein Wesen, um nicht das Bedürfniß zu empfinden, in den Augen seiner Mitmenschen besser zu erscheinen, als es ist. Aber eben deshalb muß man wohl auf der Hut sein, um sich nicht etwa durch Historien dieser Art sein Urtheil über die socialen Verhältnisse eines Landes mit bestimmen zu lassen. Diese Erwägung hängt mit meinem Thema sehr eng zusammen. In den Freudenhäusern des gesammten Ostens bilden die Polinnen das Gros, die Französinnen die traurige Elite. Und jede der Letzteren, jede ohne Ausnahme, erzählt mit geringen Variationen dieselbe Geschichte

ihres Unglücks: wie sie als Gouvernante ins Land gekommen, wie ein Bojar oder Magnat oder russischer Graf sie verführt oder gewaltsam entehrt, wie ihr schließlich nichts anderes übrig geblieben, als ihre gegenwärtige entsetzliche Existenz. Wie gesagt, so erzählen Alle, und es mögen unter ihnen, wie man bestimmt annehmen kann, sehr viele sein, welche nicht lügen. Aber das sarkastische Wort des Südrussen hat deshalb auch hier seine gute Berechtigung. Darum unterlasse ich es, in diesen Zeilen, welche nur unbestreitbare Thatsachen wiedergeben sollen, die Geschichten solcher Gefallenen zu erzählen. Nur bezüglich der folgenden mache ich eine Ausnahme, weil ich hier die positive Ueberzeugung der Wahrheit habe.

Ich kam vor Kurzem, mit Empfehlungsbriefen reich versehen, in eine Mittelstadt der Moldau. Einer dieser Briefe lautete an einen jungen deutschen Kaufmann, welcher sich erst vor wenigen Jahren in gedachter Stadt etablirt hatte. Der Freund, der mir das Schreiben gegeben, hatte mir hierbei eine so enthusiastische Schilderung von der Liebenswürdigkeit, Bildung und Rechtlichkeit des Adressaten entworfen, daß ich beschloß, dieses Schreiben als das erste abzugeben. So that ich denn auch und hatte es nicht zu bedauern. Herr Friedrich — ich kann nur seinen Vornamen hierhersetzen — empfing mich überaus warm und herzlich und führte mich dann in seine Privatwohnung im ersten Stockwerk. Dort stellte er mich seiner

Gattin vor, und hatte mich schon der Mann bezaubert, so that es nun noch mehr seine Frau. Wir Deutschen haben für derlei Frauengestalten einen bezeichnenden Ausdruck — eine Gretchen-Erscheinung, schlank, blauäugig und in jedem Zug und jeder Bewegung der Zauber keuschester, süßester Mädchenhaftigkeit. Kaum mochte man glauben, daß dies holde Wesen schon Gattin und Mutter sei, noch minder, daß es — eine Französin sei. Und das war die Dame nach Erziehung und Abstammung von Vaters Seite; ihr «Mütterli» freilich war, wie sie mir in gebrochenem «Schwyzer-Dütsch» sagte, aus Bern gewesen. «Bübeli» nannte sie auch ihren prächtigen, zweijährigen Krauskopf, der laut lachend in meine Hand patschte. Ich kann kaum sagen, welch' günstigen Eindruck das kleine blühende Hauswesen auf mich machte, und ich wäre auch gerne gleich zum Mittagessen dageblieben, wie die lieben Leute wollten. Aber ich hatte ja noch ein Dutzend Besuche zu machen. Ich sagte also für den nächsten Tag zu und setzte seufzend meine Rundfahrt fort: zu Beamten und Banquiers. Und sie waren leider alle zu Hause.

So fand ich denn, als ich am späten Nachmittage im Stadtpark erschien — was man so in der Moldau einen Stadtpark nennt — um die Weisen der Militärcapelle anzuhören — was man so in Rumänien eine Militärcapelle nennt — sehr viele neue Bekannte. Aber ich suchte und uchte, bis ich Friedrich und seine Gattin fand. Zu denen

setzte ich mich und plauderte, während ihr Büblein auf meinem Schooße mit meinem Backenbarte ein grausames Spiel trieb. Dazu spielte die Musik ohrenzerreißend und die stattlichen Honoratioren, denen ich meine ergebenste Aufwartung gemacht, defilirten langsam vorbei.

Natürlich grüßte ich respectvoll. Aber — war das hier so Sitte, oder hatte ich Unglückseliger ohne mein Wissen in den wenigen Stunden meiner Anwesenheit ein Verbrechen begangen — man — dankte mir nicht. Hier und da lüftete wol ein Herr verlegen den Hut, die Damen aber blickten um sich, als wäre statt meines sehr ansehnlichen Leibes blaue Luft. Ich lachte Anfangs darüber, dann ärgerte ich mich doch leise und meinte schließlich zu Friedrich: „Aber Ihre Mitbürger sind ja überaus — höflich."

Er wurde blaß, seine Frau erröthete heftig. „Die Unhöflichkeit gilt nicht Ihnen", sagte er endlich gedrückt, „sondern uns. Ich bin ein Verfehmter, nicht in geschäftlicher, aber in socialer Beziehung."

„Und warum?" schwebte mir die Frage auf den Lippen. Aber ich schwieg — nach dieser Eröffnung mußte er ja nothgedrungen ein erklärendes Wort beifügen. Er that es dennoch nicht, und seine Frau blickte nun, todtbleich geworden, starr zu Boden. Ich begann darauf rasch, von anderen Dingen zu sprechen. Aber das Ehepaar blieb gedrückt und einsylbig. Da wurde mir die Sache schließlich unheimlich, und ich verabschiedete mich.

„Wir erwarten Sie morgen“, sagte Friedrich mit mühsamem Lächeln. „Und ich kann Ihnen kaum sagen, wie sehr es uns freuen wird, wenn Sie trotzdem kommen.“

Trotzdem?! — Ich fuhr in seltsamer Stimmung in mein Hotel zurück. Warum lastete auf diesem lieben, jungen Paar ein Bann, so furchtbar, daß es selbst nicht einmal davon zu sprechen wagte?! Aber wen fragen?! Da fand ich auf meinem Tische eine Einladung für den Abend — von Herrn Adolf Veilchenblum. Zwar hatten Frau Veilchenblum und die beiden schönen Fräulein Veilchenblum — nebenbei bemerkt, die drei schönsten gebogenen Nasen, denen ich in aller Herren Länder begegnet — mir heute Nachmittag nicht die Gnade erwiesen, mich zu bemerken, aber ich wußte ja nicht, ob ich ihnen das übel nehmen durfte, mindestens nach ihren engen Anschauungen, den Anschauungen moldauischer Provinz-Honoratioren! Und dann — dort erfuhr ich sicherlich das Geheimniß.

Und ich fuhr zu Herrn Veilchenblum.

Das stattliche Ehepaar empfing mich sehr freundlich. Und Madame begann gleich nach den ersten Worten von jener Begegnung im Stadtpark zu sprechen. Wie sehr es ihr leid gethan u. s. w., wie man als Fremder solchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sei u. s. w., wie ich sicher keine Ahnung gehabt, mit wem ich da u. s. w. . . . bis ich endlich nervös wurde und trocken fragte: „Ja — was ist's denn mit den Leuten?“

Madame schlug verschämt die Augen zu Boden. Herr Veilchenblum aber flüsterte mir zu: „Herr Friedrich X. ist ein reeller, braver junger Kaufmann. Aber seine Frau war früher eine öffentliche Dirne. Und direct aus dem Freudenhause hat er sie zum Traualtar geführt!"

Ich stand starr vor Staunen. „Unmöglich!" rief ich dann heftig, „diese Frau —." Da rauschten aber schon die beiden Fräulein Veilchenblum in den Salon.

Ich glaube, ich habe bei der Familie Veilchenblum entschieden nicht den Eindruck eines geistreichen Gesellschafters gemacht. Auch noch am nächsten Vormittage war ich sehr zerstreut. Meine Gedanken kehrten immer wieder, ob ich wollte oder nicht, zu jenem jungen Paar zurück. Wie hatte der Mann, welcher die verkörperte deutsche Ehrbarkeit war, sich zu solchem Schritte entschließen können?! Aber war es denn möglich, daß dieses mädchenhafte Weib, diese Verkörperung lieblichster Frauenwürde, in der That eine solche Vergangenheit hatte?!

Ich dachte hin und dachte her und trat zur Mittagszeit den Weg ins Haus des jungen Kaufmannes an. Denn, sagt' ich zu mir, erstens bist du ein Mann und kein vierzehnjähriger Backfisch, zweites ein Fremder, der sich um das Urtheil dieser guten Stadt den Henker zu scheeren braucht, drittens ein Schriftsteller, der sich nicht leichtsinnig das Studium eines interessanten psychologischen Problemes entgehen lassen darf, viertens ein fanatischer Anhänger des

Vergeltungsprincipes, der also auch diesmal nicht eine zugedachte Freundlichkeit durch eine eclatante Grobheit erwidern darf. Und damit trat ich in Friedrich's Comptoir.

Er drückte mir die Hand, als hätte ich ihm durch mein Erscheinen den größten Dienst erwiesen. „Meine Frau wird sich sehr freuen", sagte er. „Auch das Bübeli hat schon mehrere Male Etwas vom deutschen Onkel gestammelt . . ."

Wir gingen hinauf. Frau Marie sah heute womöglich noch lieblicher aus als gestern. Aber befangen war und blieb sie doch, auch während des Mahls. Als es zu Ende, erhob sie sich rasch. Wir Herren traten ins Rauchzimmer.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig", begann Friedrich, kaum daß wir Platz genommen. „Ich hätte sie Ihnen schon gestern gerne gegeben. Aber die Anwesenheit meiner Frau hinderte mich daran. So mußte ich es darauf ankommen lassen, daß Ihnen aus fremdem Munde eine Aufklärung zukomme. Wahrscheinlich ist dies auch geschehen, von wem und in welcher Form, ist gleichgültig. Ich selbst sage Ihnen, daß ich jenes brave reine Wesen, welches mich heute als mein Weib glücklicher macht, als ich verdiene, allerdings erst aus dem Hause einer Kupplerin loskaufen mußte, ehe ich es zu meinem Weibe machen durfte. Aber wie Marie in dieses Land und in dieses Haus gekommen, wird man Ihnen nicht gesagt haben. Gestatten Sie, daß ich Ihnen dieses auseinandersetze.

„Hier“ — er zog einen Papierbogen aus der Brusttasche und reichte ihn mir entfaltet hin, „haben Sie einen Dienstvertrag vom März 1871, abgeschlossen durch die Vermittlung eines Wiener und eines Genfer Placirungs-Instituts, zwischen Fräulein Marie Ch. einerseits, und der Gutsbesitzers-Wittwe, Frau Sofia K. andererseits. Marie Ch. verpflichtet sich darin, gegen freie Station und ein jährliches Gehalt von 1800 Frcs. als Gesellschafterin bei Frau K. einzutreten. Insbesondere wird sie verpflichtet der Dame vorzulesen und in Krankheitsfällen die Leitung der Pflege zu übernehmen. Wie Sie sehen, ein streng juristisch stylisirtes, beiderseits gefertigtes, rechtsverbindliches Instrument und dennoch — die infamste Farce, die je in legalen Formen abgefaßt worden. Sofia K. ist allerdings Wittwe, aber nicht die eines Gutsbesitzers, sondern eines Lakaien, sie ist sehr gesund, braucht keine Pflege, noch minder aber eine Vorleserin französischer Lectüre, da sie keine Silbe davon versteht. Sie ist die ehemalige Geliebte und gegenwärtige Wirthschafterin des Gutsbesitzers Doxaki P—scu in S. bei Roman. Der Mann ist vielleicht der infamste Wüstling, der sich in Rumänien findet, und das will bekanntlich Etwas sagen. Der Edle lebte regelmäßig den Winter über in Paris und brachte den Sommer auf seinem Gute zu. Um sich, wie er sagte, in dieser Zeit entsprechend zu amüsiren und dabei auch im Französischen nicht außer Uebung zu kommen, bezieht, oder vielmehr be-

zog er bis vor drei Jahren — denn seitdem habe ich ihm das Handwerk gelegt — in jedem Frühling eine — Gesellschafterin für seine Wirthschafterin. Er wandte sich hierbei im Namen der Sofia K. immer an ganz solide Vermittlungs-Institute, betonte als erstes Erforderniß die strenge Solidität der betreffenden Bewerberin und war so sicher, in der That immer ein bisher unverdorbenes Opfer seiner Lüste zu erhalten. In der That brachte er aber im Herbste regelmäßig vor seiner Abreise nach Paris einen Theil seiner Kosten wieder ein. Da verhandelte er nämlich die unglückliche „Gesellschafterin“ an die Kupplerin Sarah P. in hiesiger Stadt . . .“

„Entsetzlich!“ rief ich.

„Sie fühlen sich“, fuhr der junge Kaufmann fort, „von der bloßen Erzählung grauenhaft berührt. Erwägen Sie nun, wie unsäglich schreckensvoll erst der armen Marie ihre Lage erscheinen mußte, als sie, eine elternlose Waise, aber bisher in Obhut sorglicher Verwandten und von keinem Hauch des Lasters berührt, nun plötzlich im wildfremden Lande, allein und hülflos, sich der Gewalt dieser Bestie preisgegeben sah. Denn der wackere Doxaki sorgte dafür, daß selbst sie, die Arglose, innerhalb sehr kurzer Zeit zum Bewußtsein ihrer Lage kam. Die Verzweiflung, die Todesangst des armen Mädchens läßt sich nicht schildern. Da sie keine Hülfe sah, da sie kein anderes Mittel fand, sich den wiederholten Angriffen des Elenden ferner

zu entziehen, so verrammelte sie sich in ihrem Zimmer und beschloß, sich zu Tode zu hungern. Wie ich ihren Charakter später kennen gelernt, bin ich auch fest überzeugt, daß sie diesen Entschluß unbedingt ausgeführt hätte.

„Da wußte Herr Doxaki durch eine List die Verzweifelnde davon abzubringen. Er schrieb ihr einen langen sentimentalen Brief, worin er sie versicherte, er sei von ihrer Tugend und ihrem Heldenmuthe so gerührt, daß er nicht nur jeden sträflichen Gedanken aufgebe, sondern auch gerne bereit sei, ihr zur Heimkehr in die Heimat behülflich zu sein. Zu diesem Zwecke lege er ein Bankbillet von 500 Francs bei und bitte, die Summe als Sühne seines beabsichtigten Frevels von ihm anzunehmen. Der Brief schloß mit der Versicherung, der Wagen stehe dem Fräulein allstündlich zur Disposition, um es zur nächsten Bahnstation zu bringen. Die Arglose ging in die Falle und ließ Doxaki sogar ihren gerührten Dank sagen. In der nächsten Stunde stand denn auch der Wagen vor der Thüre, die Koffer wurden aufgepackt, das Mädchen schritt die Treppe herab. Da trat ihr Doxaki entgegen und bat nun auch mündlich um ihre Vergebung. Er bat so zart, so innig, daß man ordentlich gerührt werden mußte. Er dankte ihr, daß sie ihm einen Glauben wiedergegeben, der ihm in den Stürmen des Lebens längst verloren gegangen — den Glauben an Frauenehre. Und zum Schlusse erbat er als Zeichen der Versöhnung, daß Marie doch nicht so —

halbverhungert aus seinem Hause gehe. Wer hätte solchem reuigen Flehen widerstehen können, besonders da die Tafel schon bereit stand, und das arme Kind wirklich entsetzlich hungrig war. Marie aß und trank und — der Elende hatte seinen Zweck erreicht. In die Speisen war in ungeheuerer Quantität ein Mittel gemischt, welches die Sinne des Mädchens betäubte und es zum Opfer des Wüstlings werden ließ. . .

„Als das Mädchen wieder zur Besinnung kam — wer schildert seinen Jammer?! Aber die Wucht dieses Jammers war zu groß, als daß ihm diese zarten Nerven hätten widerstehen können. Marie verfiel in ein hitziges Fieber und schwebte zwischen Leben und Sterben. Das paßte aber Herrn Doxaki schlecht in den Kram — starb das Mädchen, so hatte er doch vielleicht einige Unannehmlichkeiten zu befürchten. Darum ging er zu seiner würdigen Freundin Sarah P. und machte derselben den Vorschlag, das Mädchen, so wie es jetzt sei, gratis in ihr Haus zu liefern. Frau Sarah ging das riskante Geschäft ein. Die Kranke ward hieher gebracht. Herr Dr. R., ein Deutscher, behandelte sie. Durch ihn erfuhr ich von dem Falle. Er interessirte mich sehr, aus Gründen, welche Ihnen gleichgültig sein können. . ." Ein düsterer Schatten überflog das Antlitz des Erzählers. Dann setzte er doch hinzu: „Ich hatte eine Cousine, welche vor langen Jahren gleichfalls in der Fremde verkam. Und diese Cousine hatte ich sehr —

genau gekannt ... Nun — ich lernte also die Genesende kennen und achten. Ich bemitleidete und liebte sie. Und darum machte ich sie zu meinem Weibe und bin unsäglich glücklich durch sie geworden..... «Darüber kann kein Mann hinaus», sagt Hebbel in ähnlichem Falle. Nun — ich habe darüber hinaus können, und bin mir deshalb doch bewußt, ein Mann von Ehre zu sein....."

„Das dürfen Sie auch", sagte ich und drückte dem Manne warm und herzlich die Hand. ...

... Vor nun acht Jahren war's und zu Lipkany, einem kleinen schmutzigen Judennest in Bessarabien. Im besten Wirthshause des Ortes, einer niederträchtigen Spelunke, hielt ich am Abend einige Stunden Rast. Ich war am Morgen von Mohilew ausgefahren und von der langen Tagereise und dem elenden Miethwagen furchtbar ermüdet. Gleichwohl wollte ich noch in der Nacht weiter, um am nächsten Tage rechtzeitig die österreichische Grenze bei Nowosielica zu gewinnen. Da trat, nachdem ich die Zeche berichtigt, die alte jüdische Wirthin noch einmal an meinen Tisch heran. Sie habe eine Bitte, begann sie verlegen, aber nicht für sich. Das heißt: eigentlich auch für sich, denn das arme Mädchen liege nun da und hinauswerfen könne man sie nicht und an Bezahlung sei auch nicht zu denken. Das Mädchen wolle nach Hause, aber das sei sehr weit. Ob ich es nicht wenigstens über die Grenze mitnehmen wolle?

„Was ist's denn für ein Mädchen?“ fragte ich.

So eine Art Lehrerin, war die Antwort. Deutsch spreche sie nicht, aber etwas russisch und französisch «wie Wasser». Der Armen sei ein furchtbares Unrecht geschehen, aber das solle sie mir selbst erzählen.

Damit schob sich das gutmüthige Weib zur Thüre hinaus und kam bald mit ihrem Schützling wieder.

Ich bin auf meinen Fahrten in aller Herren Länder vielem Menschenelend begegnet. Ich kenne die Arbeiterviertel und Verbrecherhöhlen fast aller Großstädte aus eigener Anschauung. Aber ich bin nie, weder vor noch nach jener Stunde, einem Menschenwesen begegnet, dessen Anblick erschütternder zum Herzen sprach, als der jenes armen siechen Geschöpfes, das nun zögernd, wankend auf mich zugeschlichen kam.

Es war ein sehr dürftig gekleidetes Mädchen von vielleicht siebzehn Jahren. Schön war dieses todtblasse Gesicht sicherlich nie gewesen, aber nun war es peinlich entstellt durch die Spuren unsäglichen Grams. Etwas wie Todesangst lag darauf festgebannt; die Augen waren entzündet von tagelangem Weinen und unaufhaltsam quollen die Thränen über die Wangen. Um den Jammer vollzumachen, stand das arme Ding offenbar dicht vor dem Zeitpunkte, wo es — Mutter werden sollte.

Meine Augen wurden feucht, als ich in dies Antlitz blickte. Ich sprach zu ihr — ich war unermüdlich in der

Betheuerung, daß ich ihr hilfreich sein wolle. Die Arme war nicht ganz bei Besinnung — „nach Genf“, stammelte sie nur unaufhörlich und hielt die Hände gefaltet.

Ich ließ ihr im Fond ein Lager bereiten und setzte mich zum Kutscher. Wir fuhren die Nacht über. Durch das Rasseln des Wagens hindurch hörte ich unabläßig das Wimmern der Kranken.

Gegen Mittag kamen wir in den russischen Grenzort Nowosielica. Da zwang ich sie durch vieles Zureden eine Suppe zu nehmen. Dann fragte ich sie, ob sie einen Paß hätte. Sie brauchte ihn, den russischen Grenzkordon zu überschreiten. „Bei der Generalin“, stammelte sie, „mit den anderen Sachen.“ Dann begann sie wieder furchtbar heftig zu weinen und berichtete mir zwischendurch, stammelnd, schluchzend, wirr genug, den ungeheuren Frevel, den man an ihr verübt.

Das Mädchen war die Tochter eines Genfer Schusters. Sie hatte keine Erziehung genossen, konnte daher nie hoffen Gouvernante zu werden. Da kam zum Herbstaufenthalte eine russische Generalin nach Vevey, welche für ihr fünfjähriges Töchterchen eine Bonne suchte. Die Schusterstochter bekam den Posten und war ganz glücklich darüber; sie wurde gut behandelt, gewann das Kind lieb und ging darum gerne mit der Generalin auch nach Sizilien und dann auf das Gut bei Lipkany. Dann reiste die Generalin allein nach Baden-Baden, darauf nach Pe-

tersburg; die Bonne blieb mit dem Kinde allein auf dem Gute zurück. Da bekam sie im Spätherbste unerwartet glänzende Gesellschaft; der Sohn der Generalin, ein junger schöner Garde-Offizier, fand es für angezeigt, den Winter über Petersburg zu meiden — wahrscheinlich hatte er seine guten Gründe. Da er sich auf dem öden, bessarabischen Edelhofe langweilte, so verführte er, die Zeit todtzuschlagen, die arme Bonne. Im Frühling durfte er nach Petersburg zurückkehren; einen Monat darauf kam die Generalin heim. Das französische Mädchen hatte kein rechtes Bewußtsein seines Zustandes, bis das Gesinde zu höhnen und zu sticheln begann. Die Generalin erhielt davon Kunde und ließ das Mädchen rufen. Es gestand unter strömenden Thränen Alles. Da gerieth die Russin (ich habe, was ich unendlich bedauere, seinerzeit den Namen nicht notirt und er ist mir während der langen Jahre entfallen) in Raserei, nannte das arme Ding eine Metze, eine Verführerin ihres Sohnes und übte Justiz an ihr. Sie ließ sie im Hofe entkleiden und mit Ruthen streichen. Dem armen Opfer verging vor Scham und Schmerz die Besinnung. Als es wieder zum Bewußtsein kam, fand es sich auf der Landstraße liegen. Barmherzige Chämakins (kleinrussische Salzfuhrleute) erbarmten sich der Unglücklichen und brachten sie nach Lipkany.

Ich war empört, im tiefsten Herzen erschüttert, aber helfen konnte ich armer junger Bursche dem Mädchen

wenig. Ich schmuggelte es mit Hilfe einiger polnischer Gulden, welche beim russischen Naczalnik den fehlenden Paß hinlänglich ersetzten, durch den Kordon nach Oesterreich. Dann nahm sich ein Engländer, welcher bei der Lemberg-Czernowitz-Bahn in Czernowitz bedienstet war, werkthätig der Unglücklichen an und schaffte ihr Freikarten und Reisekosten nach Wien. Von da wollte sie mit Hilfe ihrer Landsleute heimkehren, nach Genf. Ob sie ihre Heimat erreicht, weiß ich nicht. . . .

. . . Ich lebte im Winter von 1872 auf 1873 in Pest und verkehrte dort unter Anderem viel mit einem jungen Arzte, der sich trotz seiner Jugend bereits einer ansehnlichen Praxis erfreute. Als ich an einem schönen sonnigen Märztage um vier Uhr, wo seine Ordinationszeit zu Ende ging, die Treppe seiner Wohnung emporstieg, um ihn zu einem Spaziergang abzuholen, kam ich an einer schwarz gekleideten Dame vorüber, welche regungslos, die Hand auf das Geländer gestützt, auf dem Treppenabsatz stand. Ich blickte sie an, während ich vorüberging und — erschrak heftig. Dieses Antlitz war jung und von edlem Schnitt, aber entsetzlich blaß, selbst die Lippen farblos und verzerrt von dem Ausdruck höchster Verzweiflung, der darauf wie festgebannt lag. Die Mundwinkel herabgezogen, die Lippen halb geöffnet, als wäre ihnen eben ein Schrei des Entsetzens entflohen, die Augenbrauen hoch emporgezogen und die Augen starr, glanzlos und weit aus ihren

Höhlen gequollen, als hätten sie eben das furchtbarste geschaut. Das Weib durchlitt offenbar einen ungeheuren körperlichen oder seelischen Schmerz. Mich faßte Mitleid und Grauen ... „Sie sind unwohl?“ — Ich wollte es nicht fragen, meine Lippen fragten es selbst. Die Dame zuckte beim Klange meiner Stimme zusammen, griff sich an die Stirne und schüttelte leise den Kopf. Dann wankte sie die Treppe hinab.

„War das eine Patientin?“ fragte ich oben den jungen Arzt und beschrieb ihm die Dame. „Ja!“ sagte er. „Ein überaus unglückliches Geschöpf. Sie ist Erzieherin und stammt aus Belgien, wie sie behauptet — aus sehr ehrenwerther Familie. Sie kam im vorigen Herbste in das Haus eines hiesigen ältlichen, verwittweten Magnaten als Erzieherin seiner beiden kleinen Mädchen. Der Mann verführte sie und zwar, wie sie schwört, unter der Vorspiegelung sie zu heirathen. Natürlich droht er ihr nun bei der bloßen Erwähnung dieses Versprechens mit schmählicher Entlassung. Aber damit nicht genug — er hat sie auch mit einer abscheulichen Krankheit behaftet. Das Mädchen hatte keine Ahnung von dem Charakter dieser Krankheit und hat erst heute, nach langen Monaten, ärztlichen Rath gesucht. Natürlich mußte ich ihr die ganze Wahrheit sagen und auch eröffnen, daß nur mehr wenig Hoffnung auf gänzliche Herstellung sei. Armes Ding!“

Damit schloß er die Thüre seiner Wohnung und wir

gingen hinab und im Sonnenschein den menschengefüllten Donauquai auf und ab, bis die Abendnebel auf dem Flusse aufstiegen. Da schieden wir. Der junge Arzt ahnte nicht, daß sich zur selben Stunde am gegenüberliegenden Ufer seine unglückliche Patientin in den Fluß gestürzt. Sie ertrank, weil der Nebel die Rettung verhinderte. So war mindestens am nächsten Tage in der lithographirten Lokalkorrespondenz zu lesen. ....

Und das sei die letzte Geschichte — zwar nicht die letzte, welche zu meiner Kenntniß gelangt, aber die letzte, welche ich erzählen will.

Nur von den «Gespielen» erübrigt mir noch zu reden, von jenen Knaben, welche haufenweise nach dem Osten gebracht werden, angeblich, um dort in den Häusern der Reichen als lebendige Grammatiken zu dienen, in Wahrheit aber — mindestens zum nicht geringen Theil — um in eigenen Häusern als Gegenstand unnatürlicher Lüste mißbraucht zu werden. In Moskau und Kiew, Petersburg und Odessa, Bukarest und Galatz, Konstantinopel und Athen bestehen solche Häuser. Mehr darüber zu sagen, ist an dieser Stelle unmöglich und wohl auch — überflüssig!

Mögen diese Zeilen ihren Zweck erfüllen, aufmerksam zu machen und zu warnen. Möge die Zeit nicht ferne sein, wo man nur noch als einer Schmach der Vergangenheit des Handels zu gedenken braucht, der heute so entsetzlich blüht, des Handels mit Gouvernanten und Gespielen!

Todte Seelen.

„Ein seltsamer Handel, he! he!“ machte der Gutsbesitzer verlegen. „Man könnte darüber lachen, und es ist doch so schauerlich ..“
N. Gogol.

Im heutigen Rußland gibt's keinen solchen «Handel» mehr: die Aufhebung der Leibeigenschaft hat auch das scheußliche Geschäft jener Menschen todtgeschlagen, welche in «todten Seelen» machten, wie Andere in Leder, Wein oder Zwirnwaaren. Der Handel ist aus, und nur so, wie im klaren Bernstein das häßliche Mücklein der Urzeit, nur so lebt er fort in dem größten Werke des größten Erzählers, der unter den Moskowitern erstanden — in den «Todten Seelen» des Nikolai Gogol. Der Roman ist bekannt, freilich nicht in jenem Grade, wie er's verdient. Denn er ist einzig in seiner Vereinigung gewaltigsten Talents in Beobachtung und Darstellung, herbster, düsterster Weltanschauung, wildesten patriotischen Schmerzes. Laut, hart, erbarmungslos erzählt der Dichter die tiefgeheimste Krankheitsgeschichte seines Volkes; nur zuweilen unterbricht er sich, um höhnisch aufzulachen oder blutig zu weinen. Das Buch muthet an wie ein ungeheurer Edelstein, den der Dichter seinem Volke ohne Schonung an

den Kopf geworfen. Freilich, nicht recht geschliffen ist der Edelstein, denn des Dichters Herz war weicher als sein Stoff und ist darüber gebrochen. . . . Der Roman ist bekannt, und der Handel, den er geißelt. Bei jeder Conscription wird die Zahl der Leibeigenen ermittelt und der Kopfzins festgestellt. Der gilt nun unabänderlich bis zur nächsten Conscription und muß vom Besitzer an des Czars Amt geleistet werden. Was inzwischen geboren wird, ist steuerfrei; stirbt aber ein Leibeigener oder läßt der Herr ihn todtprügeln, so muß der Kopfzins dennoch entrichtet werden: dem Herrn ist die «Seele» gestorben, dem Amte nicht. Das nützt nun der Speculant und kauft dem Herrn die «todten Seelen» ab. Für den Besitzer das beste Geschäft! — er erspart den weiteren Zins, welchen nun der Käufer trägt, und erhält außerdem für das Gebein, das draußen auf dem Friedhofe vermodert, einiges Baargeld. Aber auch für den Speculanten ein treffliches Geschäft, denn in der Kaufurkunde werden die todten Seelen lebendig, und das Amt bestätigt sie als lebendig, und man kann sie mit ungeheurem Nutzen weiterverkaufen! Kurz — ein schamloser abgefeimter Betrug, nur möglich in einem Lande, wo die Seelen der Freien, besonders der hochverehrlichen Herren Beamten, just so käuflich sind, wie die armen «Seelen», die Leibeigenen. . . .

Unter Alexander Nikolajewitsch hat solche Käuflichkeit aufgehört — das heißt jene der Leibeigenen. Heute macht

man in Rußland nicht mehr in «todten Seelen». Aber noch gibt es ein Land Europas, wo solcher Handel blüht Freilich in grundverschiedener Art, mit entgegengesetzter Tendenz. Aber auch hier bilden «todte Seelen» die Waare, und wenn auch die Preise keineswegs fix sind, so sind doch die Usancen feststehend und geheiligt, wie nur jene im Leder- oder Korngeschäft. Dieses Land hat die freisinnigste Verfassung auf Erden — sie duldet sogar den Adel und Orden nicht! — und das trefflichste Gesetzbuch — es präcisirt die Paragraphe über Betrug und Mißbrauch der Amtsgewalt so scharf, daß jedem Logiker und Juristen das Herz im Leibe lacht. . . . Dieser Codex und diese Magna charta sind wahre Ideale, aber — hat einmal ein jüngerer österreichischer Staatsmann gesagt, den ich gerne als geistvoll bezeichnen möchte, wenn ich nicht befürchten müßte, daß dies als Ironie ausgelegt wird — «Ideal ist, was nicht erreicht werden kann». Du ahnungsvoller Engel, du! — Denn jenes Land ist — Rumänien. . . .

Noch hat sich kein rumänischer Gogol gefunden, der diesen neuen Handel gegeißelt hätte. Die Poeten dieser unglücklichen Nation — sie ist unglücklicher, als man im Westen ahnt, unsäglich elend! — die Alexandri, Rosetti, Sion e tutti quanti haben eben Anderes zu thun: sie müssen jeden französischen Schund übersetzen, desto eifriger, je obscöner er ist; sie müssen ihr Volk in wahnsinnige

Träume von einer dakischen Großmacht hineinhetzen; sie müssen das Volkslied, die einzige reine und herrliche Blüthe, welche dies sieche Volksthum getrieben, verhunzen, indem sie «redigirte» Sammlungen veranstalten. . . . Unter solchen Kameraden kann sich kein Gogol finden; nur wo ein noch im innersten Kerne gesundes Volksthum mit Krankheit ringt, kann als Arzt ein Mann so großer, so herber Art entstehen. Aber einer todtkranken Nation ist sogar der Kassandra-Ruf des Poeten nicht mehr gegönnt. . . .

Kein Rumäne erzählt von den «todten Seelen». So versucht's denn hiemit ein Deutscher — nicht in künstlerischer Form, sondern himmelweit entfernt von jeglicher Ambition, kurz und schlicht. Ich erzähle von den «todten Seelen», weil ich glaube, daß es der Mühe werth. Und just jetzt thue ich's, weil die neueste «todte Seele» interessiren dürfte. Es ist ein guter Bekannter; man hat oft von ihm gelesen, wol öfter, als Einem lieb war*).

Nicht an dieser Stelle, durchaus nicht! Zum allererstenmale und hierauf durch manches Jahr hat er weit

*) Geschrieben Ende März 1875 für das Feuilleton der «Neuen Freien Presse» als sich das Gerücht verbreitete, daß Getzel Wilkenfeld, der berüchtigte Wucherer, nach Rumänien entflohen. Das Gerücht erwies sich als unbegründet, aber was ich aus Veranlassung dieses Gerüchtes geschrieben, ist und bleibt wahr und ich habe auch heute kein Wort davon zurückzunehmen.

hinten in der Türkei des «Localberichts» gespukt, wo die Betrunkenen auf einander schlagen und sonstige kleine Scherze verzeichnet werden, welche nur die heilige Hermandad schlichtet, nicht die heilige Themis. Dann hat er doch endlich einmal, vielleicht zu unserem, aber sicherlich nicht zu seinem eigenen Vergnügen eine vornehmere Rubrik erklommen: den «Gerichtssaal». Anläßlich seiner Verurtheilung hat er sogar den Leitartikel gestreift. Und jetzt bringt ihn seine Flucht in das stille, stolze Reich unter den Strich. Er hat rasche Carrière gemacht — der Getzel Wilkenfeld. . . .

Aber, bemerke ich nebenbei, vielleicht hätte der Mann schon auf der allerersten Sprosse seiner Ehren verdient, auch einmal von dem Pinsel des Feuilletonisten vorgeführt zu werden, nicht blos von dem mechanisch geführten Bleistift des Reporters. Denn Getzel Wilkenfeld ist mehr als ein einzelner Gauner, er ist die unsäglich widrige Verkörperung unsäglich widriger Verhältnisse. Dieser Mensch — aber mit diesem Namen verdient dies Wesen kaum mehr bezeichnet zu werden — dieses Raubthier predigt eine furchtbare Lehre. So wie es ist, könnte es nur auf dem Boden Galiziens gedeihen — wehe dem Boden, der solche Früchte trägt! Auf gesunder Erde und im Sonnenschein wachsen keine solchen Giftpflanzen, nur im Schlamm und Dunkel gedeihen sie! Ach, es ist eine traurige Frage, und nicht leicht ist, sie zu entscheiden, wer sich des Getzel

mehr zu schämen hat, die polnischen Juden oder die christlichen Polen?! ... Wie Hund und Katze stehen sie einander gegenüber; hier die brutale Gewalt, dort die tückische List, beiderseits der grimmigste Haß — wie wird es enden? Mit dem Ruin des Landes, antworte ich, sobald man beide einander — abwürgen läßt! Freilich kann sie keine fremde Macht trennen, sie müssen selbst von einander lassen. Der Pole muß bedenken: wen ich wie ein Thier behandele, der wird ein Thier. Und der Jude muß bedenken: ward ich ein Thier durch fremde Schuld — wolan! doppelt ehrenvoll, wenn ich wieder ein Mensch werde durch eigene Kraft! Aber rasch muß diese Einsicht kommen, sonst kommt sie zu spät! Zu spät! — das ist keine Phrase: die Kugel ist im Rollen, der Ruin vollzieht sich mit unerbitterlicher Nothwendigkeit... Jedes Land hat die Juden, die es verdient — man wird vielleicht meine barocke Sentenz belächeln, wahr bleibt sie doch! Mir ist sie der Schlüssel zur neueren Geschichte der Juden. Wer daran zweifelt, der erwäge die uralte Wahrheit, daß höchste Güte stets und allerorts zugleich größte Klugheit ist. Oder er frage sich, ob er sich den Getzel als englischen Juden denken könne! ... Jedes Land hat die Juden, die es verdient, und Sir Moses Montefiore ist ein englischer, Reb Getzel Wilkenfeld ein polnischer Jude — nur in diesem Causalnexus ist der Unhold der Beachtung werth. In jeder anderen Beziehung

ist er wenig interessant — in psychologischer zum Beispiel gar nicht. Hier zeigt er durchweg typische Züge, nur eben ins Ungeheure gesteigert, ins Abscheuliche verschärft. Ein typischer Zug, aber nicht des Juden, sondern des abergläubischen Gauners, ist auch seine Frömmigkeit. Die Meisten halten sie für Heuchelei — mit größtem Unrecht! Getzel ist wirklich fromm, nur glaubt er nicht etwa an Gott, sondern nur an den Wunder-Rabbi von Neu-Sandec — ganz so wie der Bandit in den Abruzzen auch nur an «seinen» Capuziner glaubt. Und wie der gute Pietro seinem hochwürdigen Padre, sobald die Carabinieri verdächtig nahe streifen, einen Theil der Beute schenkt, damit die Sache gut ablaufe, so schickt Getzel seinem Rabbi vor der Verhandlung dreihundert Gulden. Auch das glaube ich der Frau Getzelin aufs Wort: ihrem Herrn Gemal sei unter allen Schrecken des Kerkers das «Trefe-Essen» als der größte erschienen. Es stimmt! Auch Pietro bringt lieber zehn Menschen um, als daß er am Charfreitag Fleisch äße. Kurz — diese «Frömmigkeit» bleibt sich unter allen Breitegraden gleich, und es ist pure Geschmackssache, ob Einem der Wunder-Rabbi von Neu-Sandec besser gefällt oder der Capuziner des guten Pietro. Mir gefallen sie Beide nicht. . . Siehe Heine, «Disputation», letzter Vers. . . .

Doch — das hat uns hier nicht weiter zu kümmern. Getzel's Gott ist fern, Getzel selbst noch ferner. Denn

nur sein Sohn Marcus ist in Krakau gefangen worden. er selbst ist nach Rumänien gegangen. Nach Rumänien! Wie doch große Dichterworte täglich neu werden! «Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt!» . . . Nach Rumänien!

Man wird ihn suchen, ich zweifle nicht daran. Man wird ihn nicht finden — daran zweifle ich noch minder! Ihn nicht, wol aber seinen Todtenschein. Und daran zweifle ich schon nicht im mindesten. Bald, in zwei, in drei Monaten kommt das düstere Document in eine unserer Consular-Agentien geflattert. Schwarz auf Weiß, in deutlicher Schrift steht darauf geschrieben, wann Getzel Willenfeld, seines Standes «Jude aus Radomyschl», gestorben, wie er gestorben, an welcher Krankheit. Die Cultusgemeinde bestätigt es, die Communal-Behörde bestätigt es, die politische Behörde nicht minder. Die Cultusgemeinde hat ihr Siegel beigedrückt, die Communal-Behörde detto, detto die politische. Was bleibt der Consular-Agentie übrig, als ein viertes Siegel beizudrücken?! . . .

Ich sage: das geschieht in zwei, drei Monaten. Vielleicht dauert es diesmal länger, weil diese Zeilen störend dazwischentreten. Denn die «Neue Freie Presse» findet sich in den ödesten rumänischen Städtchen. (Himmel, wie viel hundert saftige Flüche werden sich in den nächsten Tagen in all diesen Städtchen über meinem Haupte entladen!) Vielleicht dauert es diesmal länger, vielleicht stirbt

Getzel erst in einem halben Jahre. Aber sonst genügt ein Drittheil dieser Zeit vollkommen, den Handel mit der «todten Seele» perfect zu machen.

Warum auch nicht? Die Agenten sind ständig und zahlreich, über den Preis einigt man sich, die Usancen stehen fest.

Ich versuche, sie zu skizziren.

Es gibt bekanntlich viele Lumpe in der weiten Welt, sehr viele Lumpe, Leute, welche das dringende und wohlbegründete Bestreben haben für immer aus dem Gesichtskreise ihrer verehrlichen Mitbürger zu scheiden. Auch ehrliche Leute können stellenweise dies Bestreben haben, zum Beispiel junge, fanatische Polen, denen die Temperatur in Sibirien etwas zu kühl scheint. Nun, am Pruth, an der Aluta und der «süßen Dombrovizza» ist es wärmer. Der Mann (ob nun Auswürfling oder Flüchtling, ist ganz einerlei) wünscht natürlich auch in dieser behaglichen Temperatur zu bleiben. Er erfragt einen Agenten, der in «todten Seelen» macht. Das ist nicht schwer; die Herren sind zahlreich und von der Bevölkerung gekannt. Gewöhnlich arbeitet jeder Agent nur in seiner Confession. Juden vermitteln das mosaische, Armenier oder Rumänen das christkatholische oder griechisch-orientalische Hinscheiden aus diesem irdischen Jammerthale. Also der Würdige ist gefunden, und der Flüchtling eröffnet ihm seinen Wunsch: „Ich wünsche so bald als möglich zu sterben". — „Wie

Sie wünschen", erwidert der Agent, „das heißt, wenn Sie die nöthigen Mittel haben. Das Sterben ist theuer." Folgt eine langwierige, oft wochenlange Verhandlung über den Preis. Das Resultat ist natürlich ein sehr verschiedenes, je nach den Motiven der Flucht, je nach dem Vermögen des Flüchtlings. Endlich ist die Summe festgestellt und baar hinterlegt. Der Agent geht an's Werk. Er begibt sich zum Pfarrer oder zum Judenvorsteher: „Herr X. Y. aus Z. ist vorgestern gestorben und heute begraben worden." Der betreffende Würdenträger ist darüber gar nicht erstaunt — alle Menschen müssen sterben, warum nicht Herr X. Y. aus Z.? Auch daß diese betrübliche Thatsache in amtlicher Form bescheinigt werden müsse, ist dem Manne vollkommen einleuchtend; minder einleuchtend ist ihm gewöhnlich der gebotene Preis. Aber schöne Seelen finden sich schließlich doch. Und der betreffende Communal-Beamte ist gleichfalls eine schöne Seele. Auch sind k. k. österreichische Randducaten eine hübsche Münze, womit ich übrigens den Napoleons nicht nahetreten will, sie sind eine ebenso hübsche Münze.

Ich nehme an, daß der Herr Präfect, Sub-Präfect oder wer sonst eine hohe fürstliche Regierung im Städtchen vertritt, derselben Ansicht ist, daß auch ihm Napoleons oder Ducaten nicht häßlich scheinen. Daraus folgt das dritte Siegel, die dritte Bestätigung. Und endlich kann

der Agent vor seinen Auftraggeber treten und sagen: „Hier, mein Herr, Sie sind todt!“

Die Verstorbenen machen natürlich von dem kostbaren Documente verschiedenen Gebrauch — je nach dem Motive der Flucht. Oft genügt es, dasselbe in die Heimat gelangen zu lassen, oft — besonders wenn ein Steckbrief droht — ist es nothwendig, dasselbe in unverfänglicher und glaubwürdiger Weise an die Consular-Behörde gelangen zu lassen. Auch das geht — der Agent kann Alles. Dann hört natürlich die Verfolgung auf, und der betreffende Polizei-Director in der fernen Heimat wischt sich gerührt den Thränenwinkel — de mortuis nil nisi bene. . . .

Aber damit ist die Historie noch nicht zu Ende. Der Todte muß weiter leben, und wer lebt, muß einen Namen und Papiere haben. Ist es ein Jude niedrigen Standes, so ist diese Nothwendigkeit gerade keine unumgängliche; der verschwindet dann eben spurlos als eine Woge in dem Meer der anderen Kaftane und Schmachtlöcklein. Anders die Christen und diejenigen Juden, welche mehr Prätension haben. Die müssen selbstverständlich wieder geboren werden. Der Christ wird in der Regel rumänischer, der Jude französischer oder amerikanischer Unterthan. Wie ist das möglich? In Rumänien ist Alles möglich!

Was aus Getzel Winkelfeld wird, ob er nur eben

schlicht als Getzel unter seinen Glaubensgenossen fortleben, ob er stolz als Mr. Gideon X. unter dem Schutze des Sternenbanners seine Tage genießen wird, überlasse ich der Phantasie des geneigten Lesers. Natürlich müßte er auch da sehr vorsichtig sein, denn wenn der Repräsentant Nordamerikas davon Wind bekäme, daß ein so berühmter Mann unter seinen Fittigen rastet, so würde er ihn schleunigst zu weiterer Rast nach Norden befördern lassen — nach Wien.

Doch ist dazu wenig Aussicht vorhanden. Der Handel ist in so raffinirter Weise organisirt, daß die «todte Seele» sich in der Regel ungestört ihres Daseins freuen kann. Wenigstens hört man höchst selten von einer Entdeckung. Und doch gibt es so viele «todte Seelen».

Ich habe die Ehre und das Vergnügen, deren drei zu kennen. Ich berichte kurz von ihnen, um nebenbei auch zu zeigen, daß es oft zu seltsamen Consequenzen führt, wenn man gleichzeitig lebensfrisch und mausetodt ist.

... Ich bin in einem kleinen podolischen Städtchen geboren, wo mein Vater als Bezirksarzt lebte. «Barnow» habe ich es in meinen Novellen genannt, und so mag das armselige Nest auch hier so heißen. Zu den ständigen Patienten meines Vaters gehörte auch ein reicher jüdischer Gutspächter aus der Nachbarschaft. Fast keine Woche verging, wo nicht sein Sohn, ein junger, starker, rothhariger

Mensch, dahergefahren kam und meinen Vater holte. Der rothe Isaak geberdete sich dabei immer ganz verzweifelt; mein Vater nahm die Sache kaltblütiger. Er wußte, daß dem Alten im Grunde — nichts fehle. Die Leute waren Emporkömmlinge, rohe, orthodoxe Juden. Der Alte genoß seinen Reichthum gar nicht; sein einziger Luxus war, sich ein Leiden einzubilden und den Arzt möglichst oft um sich zu haben.

Da kam eines Tages wieder die wohlbekannte Britschka dahergesaust. Aber diesmal saß nicht Isaak darin, sondern — sein Vater. Er beschwor meinen Vater, doch ja gleich zu kommen und Verbandzeug mitzunehmen; es sei draußen ein furchtbares Unglück geschehen. Isaak war mit einem Bauer in Streit gekommen. Der Bauer hatte sein Vieh in den Acker des Gutspächters getrieben und sah gemüthlich zu, wie es sich da gütlich that. Isaak kam zufällig dazu, gerieth in heftigen Zorn und wollte eines der Viehstücke pfänden. Der Bauer ließ es nicht zu und spie endlich dem jungen Menschen in's Gesicht: „Du bist doch nur ein Jud'!" Da übermannte den Jähzornigen die Wuth, er warf sich auf den Bauer und mißhandelte ihn dergestalt, daß der Mann nur noch eben zwischen Leben und Sterben in's Dorf zurückgebracht wurde. Da schickte der Gutspächter seinen Sohn eiligst fort, er selbst fuhr um den Arzt.

Es war vergeblich; in der Nacht starb der Bauer.

Die gerichtliche Anzeige wurde erstattet, die Untersuchung gegen den rothen Isaak eingeleitet, der Steckbrief erlassen. Aber man fand ihn nicht. Und ein halbes Jahr darauf präsentirte der alte Gutspächter düster, aber gefaßt, den Todtenschein des Flüchtlings. Isaak B. war in Galatz gestorben. Das Document war in Ordnung; die Untersuchung wurde eingestellt.

Drei Jahre später, an einem prächtigen Frühlingstage, kam wieder die Britschka vor meines Vaters Thür. Den alten Juden habe der Schlag getroffen, meldete athemlos der Knecht. Mein Vater fand den Alten halb gelähmt, aber bei voller Geisteskraft. Durch Lallen, dann durch Schriftzeichen bat er den Arzt, doch sogleich eine Depesche aufzusetzen an Hirsch G. in Galatz. Hirsch möge augenblicklich hierherkommen. Wer Hirsch sei? fragte mein Vater. Aber darauf schüttelte der Alte nur den Kopf, so heftig er eben konnte.

Sechs Tage später erfuhr es mein Vater; da fand er den rothen Isaak in der Krankenstube. Trotzdem ihn nun die Strafe für zweifaches Verbrechen erwartete, war er dennoch gekommen, seine Sohnespflicht zu erfüllen. Es sollte ihm zum Verderben werden. Eben als der alte Mann ausgeathmet, als sich der Flüchtling zur Rückkehr in's Asyl rüstete, kamen die Gendarmen und verhafteten ihn. Die Geschwister des Erschlagenen hatten die Anzeige erstattet.

An die Thatsachen erinnere ich mich genau, auch die Gestalt des rothen Isaak steht mir klar vor Augen. Aber welche Strafe ihm wurde, weiß ich nicht zu sagen. Es sind nun an siebzehn Jahre her. . . .

Die zweite «todte Seele» habe ich erst kürzlich kennen gelernt, im August vorigen Jahres, in einem Dorfe der Bukowina. Es war ein höflicher, behäbiger Pole, ein so rüstiger Oekonom mit so gesunden rothen Backen, daß man ihm wahrlich nicht ansehen konnte, er sei schon einmal todt gewesen, Gleichwohl war dies der Fall. Er war nach dem letzten Aufstand in die Moldau geflüchtet. Die Russen forderten seine Auslieferung, er sei ein gemeiner Verbrecher, ein Meuchelmörder. Darum mußte unser Mann sterben und wurde französischer Unterthan. Jetzt hatte er das österreichische Staatsbürgerrecht erworben. Er selbst zeigte mir ein Duplikat seines Todtenscheines, und darauf stießen wir in gutem, feurigem Moldauer Wein auf langes Leben an.

Der dritten «todten Seele» bin ich nur flüchtig begegnet — es war ein widriger Patron. Arthur, recte Aaron P. war ein junger Kaufmann in einer größeren Stadt Russisch-Podoliens. Ein beneidenswerther Mensch, er hatte ein blühendes Geschäft, und sein junges Weib war vielleicht das reizendste Geschöpf, das ich je gesehen. Sie gab ihm wahrhaftig nicht den leisesten Grund zur Klage, aber er behandelte sie unsäglich roh, weil das

so in seiner Natur lag. Nach zwei Jahren machte der Mann eine betrügerische Crida in großem Betrage, floh nach Rumänien und starb daselbst. Dann schrieb er an sein Weib, das wieder bei den Eltern wohnte, und forderte es auf, zu ihm nach Jassy zu kommen, sein Name sei nun Heinrich X. Aber das Weibchen erwiderte sehr resolut, einen Herrn Heinrich X. kenne sie nicht; ihr Gatte, Arthur P. sei todt, sie selbst habe das Document gesehen und trauere ihm noch jetzt nach, wie sich's für eine rechtschaffene Wittwe gezieme. Arthur-Heinrich schäumte vor Wuth und wendete sich an den Rabbi und die orthodoxen Eltern seiner Gattin. Diese suchten mit allen erdenklichen «Mitteln» auf diese einzuwirken, aber die junge, schöne Frau blieb fest. Schließlich erklärte sie, sie werde die Hilfe der Behörde anrufen, damit diese wenigstens vorher constatire, ob ihr verstorbener Arthur und dieser neue Heinrich wirklich — identisch seien. Das wirkte; die Scheidung wurde nun auch rituell vollzogen. Das prächtige Frauchen lebt jetzt als die glückliche Gattin eines Arztes im Gouvernement Cherson.

Man sieht, selbst «todte Seelen» sind nie ganz todt... Wann aber der Handel aufhören wird und wie ihm zu steuern ist, das — weiß Gott und könnte höchstens noch die rumänische Regierung wissen. Gott ist stumm, die rumänische Regierung sagt auch nichts. Freilich wäre dagegen viel zu sagen, aber außer der Dummheit gibt es

noch andere Dinge auf Erden, gegen welche die Götter selbst vergebens kämpfen. Und nun gar ein — einziger Schriftsteller!

Meinen Zweck aber habe ich erreicht und dem Leser den Einblick in eine wenig bekannte Welt, in die Welt der «todten Seelen» und der überaus lebendigen Gauner, eröffnet.

Ein jüdisches Volksgericht.

Wer durch das Kothmeer des Städtchens watet, an den schmutzigen, dumpfigen Häusern vorüber und mitten unter den kaftanbekleideten, schmutzstarrenden Bewohnern, in deren bleichen, scharf gezeichneten Gesichtern sich seltsam, fast typisch ascetische Schwärmerei malt oder listige Habgier, wer ihre Sprache hört, welche freilich die deutsche ist, aber fast unverständlich wird durch die eigenthümliche Aussprache, durch Einmengung zahlreicher mittelhochdeutscher, slavischer und hebräischer Wörter — wer sich in solcher, just nicht anmuthiger, aber hochinteressanter Umgebung findet, der könnte, wenn er etwa urplötzlich durch Zauberspuk dahin versetzt wäre, selbst bei genauester Kenntniß der Eigenthümlichkeiten dieser Menschen, nicht bald errathen, in welchem Lande er sich befindet. So sehr ähneln sich die Judenstädtchen in Galizien, Rumänien und Russisch-Polen, so sehr gleichen sich ihre Bewohner. Der verschieden geartete Einfluß von Außen her, dieser im Großen und Ganzen feindselige, nur zu geringem Theil wohlwollende Einfluß hat überaus wenig an ihnen geändert; hier sind und bleiben die Juden, wozu sie Race,

Glaube, Druck von Außen gemacht und was sie Gottlob! — im Westen nicht mehr sind: eine Nationalität mit schärfstens ausgeprägtem Charakter, eigenartig in Glauben und Sprache, Sitte und Gewohnheit, Tracht und Lebensanschauung. Hier beschränkt sich die Besonderheit des Juden nicht, wie anderwärts, auf seinen eigenen Gott und seine eigenen Feste, wozu höchstens noch bei besonders gläubigen Gemüthern ein eigener — Fleischhauer kommt, hier ist er durch Alles, buchstäblich durch Alles von seinen christlichen Nachbarn verschieden. Und darum hat der Jude im Osten noch eigene Richter und Gerichte.

Ja wohl! eigene Richter und Gerichte! Freilich wirken sie aus guten Gründen im Verborgenen, freilich gibt es daneben — auch in jenem schmutzigen Städtchen, welches hier zunächst gemeint ist — ein anderes autorisirtes Gerichts-Forum. Wer das Gewirre der kleinen, dumpfigen Häuser hinter sich läßt und längs der Straße geht, welche gegen Tarnopol führt, der sieht rechts ein stattliches, einstöckiges, weißes Haus emporragen, über dessen Thüre ein alter, ovaler Blechschild im Winde klappert. Auf gelbem Grunde ist da ein schwarzer, kaiserlich-königlicher Adler hingemalt, der heute freilich kaum mehr noch in den Umrissen erkennbar ist; besonders sind die scharfen Fänge und das Reichsschwert verwittert. Ach! vielleicht ist er gerade so ein richtiges Symbol, dieser k. k. Adler in

Galizien, diesem seltsamen Lande, welches zu Oesterreich gehört, und über welches doch, wie einmal ein Abgeordneter klagte, «die Minister in Wien nicht einmal Auskunft zu geben wissen» . . . Aber wenn auch der Adler verwittert ist, die Umschrift ist klar erkennbar. Das kommt daher, weil im Laufe der Jahre der Adler niemals erneuert wurde, die Umschrift aber drei Mal. Da hieß es zuerst: «K. k. Bezirksamt», dann gleichfalls deutsch: «K. k. Bezirks-gericht», und jetzt heißt es ebenso in polnischer Sprache — ich mag die Worte nicht hierhersetzen um nicht muthwillig bei meinem Leser eine Zungenverrenkung herbeizuführen. So erzählt dieser Blechschild die Geschichte der k. k. Justiz in Galizien und ein nachdenkliches Gemüth mag in tiefes Grübeln verlockt werden, wenn es sich diese trübselig im Winde klappernde k. k. Geschichte betrachtet. . . . .

Hier also ist, wie gesagt, das autorisirte Gerichtsforum und es wäre unwahr zu behaupten, daß es nicht viel in Anspruch genommen wird. In diesem unkultivirten Lande, wo noch der Mensch dem Menschen mit elementarer Leidenschaftlichkeit entgegentritt, fließt mehr Blut als anderwärts und andererseits wuchern auf diesem Boden, wo sich so häufig rohe Kraft und raffinirte List gegenüberstehen, auch Delikte anderer Art üppig empor. Kein Zweifel — das Amt eines Bezirksrichters in Galizien ist keine Sinekure, obwohl man es oft durch Faulheit und Willkürlichkeit dazu macht. Der dies schreibt, ist kein Schrift-

steller, der leichtsinnige Anschuldigungen in die Welt zu schleudern pflegt, er ist nicht gewohnt, seinem eigenen, allerdings scharf ausgeprägten Lieben und Hassen irgendwelche Konzessionen bei Beurtheilung von Thatsachen zu machen und er nimmt keinen Anstand, es hiemit frank und frei auszusprechen: die Justiz in Galizien ruht vielfach in faulen und korrupten Händen und es giebt da Zustände, von denen man sich im Westen auch nicht eine blasse Vorstellung macht. Geradezu unerträglich wären diese Zustände, stünde nicht an der Spitze des Lemberger Sprengels ein so genialer, wackerer und rastloser Mann. Dieser Mann ist in der That ein Segen für das Land, und mancher korrupte Gerichtspascha bebt nur darum vor einem Bubenstück zurück, weil er sein scharfes Aug', seine energische Thatkraft fürchtet, seine Hand, die Hand des «verdammten hinkenden Deutschen aus Lemberg» ....

Aber — wäre auch jeder Bezirksrichter in Galizien (o pium desiderium!) ein so trefflicher Mensch, als der Präsident des Lemberger Obergerichts, die Juden würden doch kaum häufiger an die Thür unter dem klappernden Blechschild klopfen, als dies jetzt der Fall. Gegenwärtig geht der Jude nur hin, wenn er es als Beklagter oder zitirter Zeuge thun muß, und auch als Kläger nur dann, wenn es absolut keinen andern Ausweg gibt. Die meisten Fälle betreffen Geldsachen gegen Christen, seinen Glaubensgenossen zu verklagen vermeidet der orthodoxe Jude, so lange

dies nur irgend möglich. Wäre der Beamtenstand in Galizien ein anderer, als dies zu sehr beträchtlichem Theile leider jetzt der Fall, so käme zu diesen Wechselsachen höchstens noch eine andere Kategorie von Klagen. Wenn heute ein Pole durchs Städtchen geht und sich den Spaß macht, seinen Speichel, statt auf den Boden, den begegnenden Juden ins Antlitz zu werfen, wenn draußen der Edelmann auf dem Dorfe sich das Plaisir macht, die Tochter seines Schänkers aufs Schloß holen zu lassen und sie erst in drei Tagen wieder ihren Eltern zurückzustellen, so wagt der Jude solcher alltäglicher Kleinigkeiten willen kaum den Gang vor den gestrengen Herrn Bezirksrichter, weil ihm nichts daraus erwächst, als neue Mißhandlungen des Beklagten und nach drei Monaten ein Beschluß des Bezirksgerichts, welches die Untersuchung aus dem oder jenem Grunde einstellt!

Das könnte, wie gesagt, vielleicht anders werden, aber gewisse Dinge werden die orthodoxen Juden, so lange sie bleiben was sie sind, niemals vor ein anderes Forum bringen, als das ihrer eigenen Richter und Gerichte. So Konflikte im Familienleben, Konflikte im Gemeindeleben, besonders aus religiösen Motiven, oft aber auch schwere Verbrechen, welche innerhalb des Ghetto geschehen. Nicht um des Verbrechers willen geschieht dies, denn die Strafe, welche ihn hier trifft, ist meist unverhältnißmäßig schärfer als jene, welche ihn vor dem kompetenten Gerichte träfe,

sondern es geschieht, «damit der jüdische Name, der Name Gottes, nicht geschändet werde», damit «die Welt», die feindselige, christliche Welt nicht erfahre, daß sich wieder einmal ein «jüdisch Kind» an Gott und den Menschen versündigt.

Drei Kategorien solcher nationaler Gerichte sind zu unterscheiden: erstens, wo eine einzelne Persönlichkeit, gewöhnlich ein sogenannter «güter Jüd», ein Wunder-Rabbi, machtvoll genug ist, ein Urtheil zu sprechen und die Erfüllung desselben zu erzwingen, zweitens, wo mehrere jüdische Gelehrte unter Vorsitz eines Rabbiners, also ein ganzer sogenannter «Bes dinn», den Gerichtshof bilden, drittens, wo die Familienhäupter der Gemeinde in einem besonders flagranten Falle zu einer Art Volksgericht zusammentreten.

Ein Fall der letzteren Art soll hier der buchstäblichen Wahrheit gemäß geschildert sein.

... In dem schmutzigen Städtchen öffnet sich neben der uralten Synagoge ein Gäßchen, welches wohl das allerschmutzigste ist: das Fleischergäßchen. Hier, in einem verhältnißmäßig stattlichen Hause, wohnte einer der reichsten und angesehensten Männer der Gemeinde, der Fleischhauer Wolf Nelkenduft.

Wolf war ein riesig gebauter Mensch. Wenn man ihn so in der Betschul' während jenes Gebetes, welches man stehend verrichten muß, unter seinen verkümmerten Glaubensbrüdern emporragen sah, machte es den Ein-

druck, als wäre der alten Enakssöhne Einer lebendig geworden und streckte sich nun stolz empor über den zwerghaft mißrathenen Nachkommen seiner einstigen Besieger. Aber stolz war Wolf Nelkenduft nicht, sondern im Gegentheil, wie fast alle Menschen von ungewöhnlicher Körperkraft, gutmüthig und bescheiden, dabei nicht sonderlich geistig begabt. Trotzdem oder wenn man einem allbekannten Sprichworte trauen will, eben deshalb gedieh sein Hauswesen ganz prächtig und er verdiente viel Geld, insbesondere durch seinen ausgebreiteten Ochsenhandel.

Durch diesen Handel wurde er oft und durch lange Wochen seinem Fleischergeschäfte fern gehalten. Statt seiner hantirten in seinen beiden streng und ängstlich von einander geschiedenen Verkaufsbuden zwei Knechte. In der größeren Bude wurden die Viehstücke schnell nach den rituellen Vorschriften geschlagen, dann ängstlich ausgeschrotet und endlich, wenn gar kein «religiöses» recte talmudisch-spitzfindisches Bedenken waltete, als «Koscher-Fleisch» zu ziemlich hohem Preise verkauft. Ergab sich aber ein solches Bedenken, dann wanderte das Viehstück in die kleinere Bude, um da zu sehr billigem Preise an die Christen des Orts verkauft zu werden. Doch fanden sich trotz dieses Preises nicht genügende Käufer, da eben nur wenige christliche Familien besseren Schlages im Orte wohnten, die ruthenischen Bauern aber sich zwar alltäglichen Schnapsgenuß, nur sehr selten aber den Genuß

von Fleisch vergönnen. Man sieht, es erwuchs dem Wolf Nelkenduft jedesmal ein empfindlicher Schaden, so oft wieder ein Viehstück aus der großen in die kleine Bude wanderte.

Im Spätherbst vor fünf Jahren war dies besonders häufig der Fall gewesen, zum großen Jammer der Judenschaft des Städtchens, welche selbst gegen theures Geld kein Fleisch bekam, zum größeren Jammer Wolf Nelkenduft's, welcher heimgekehrt, in der kleinen Bude einen ungeheuren, unverkäuflichen Vorrath vorfand, in der großen aber kein Stücklein Fleisch, sondern nur seinen betrübten Knecht und Geschäftsführer, Sender Morgenstern. Gegen den richtete sich denn auch der Zorn des Meisters und weil Wolf, unbeschadet aller Gutmüthigkeit, ein überaus jähzorniger Mensch war, so hätte sich dieser Zorn schon diesmal in Thätlichkeiten entladen, wäre nicht Sender seinem Herrn schleunigst durchgebrannt.

Aber er kam am nächsten Tage wieder, sei es, weil sein Geschick ihn wieder in die große Bude trieb, wie die Fatalisten im Städtchen meinen, sei es, weil er, wie andere minder fatalistische Gemüther behaupten, sehr wohl wußte, daß ihn ein anderer, minder beschränkter und gutmüthiger Meister kaum aufnehmen würde. Denn der arme Mensch hatte seinen Beruf verfehlt, ihn hatte Gott entschieden in seinem Zorne zum Fleischer gemacht, sofern man überhaupt annehmen will, daß Gott sich eingehend um die Wahl des Lebensberufes von Sender Morgenstern

gekümmert. In der That läßt sich diese Wahl ohne Annahme überirdischer Einflüsse einfach durch den irdischen Einfluß erklären, welchen Senders Vater Itzig dabei ausübte. Und zwar war es der Ehrgeiz, welcher Itzig's Augen verblendete. Itzig Morgenstern, oder wie er im Jargon der «Gasse» hieß, «Itzigl Schochet», war der Mann, welcher das Geflügel, so im Städtchen verzehrt wurde, nach den rituellen Vorschriften abschlachtete. Sein Sohn sollte höher hinaus, «Itzigl Schochets Sohn», wie Sender stereotyp genannt wurde, sollte Fleischhauer werden und ward es auch, so wenig er dazu paßte, denn er war ein gar jämmerliches, zitteriges, furchtsames Exemplar von einem Menschen — das arme, kleine Jüngelchen sah immer wie zerknittert aus, und wenn er neben Wolf in der Bude hantirte, so machte dies den Eindruck, als hätte da ein Riese zu seinem Plaisir sich einen Zwerg abgerichtet, der ihm Alles nachäffte. Kurz — Sender war kein Held in seinem Gewerbe, sein schwacher Arm zitterte, wenn er den Mordstahl schwang, durch seine Ungeschicklichkeit waren mehrere Viehstücke aus der großen in die kleine Bude gewandert und darum gab die ganze Gemeinde dem Meister Recht, als er sagte: „Uff! — fortgelaufen ist er! Laufen kann er, das ist aber auch das Einzige was er kann!“ Und Unrecht gab die ganze Gemeinde dem Riesen, als er am nächsten Tage den armen kleinen Sünder wieder aufnahm.

Freilich war dies keine neuerliche Installation als

Geschäftsführer, sondern nur die Aufnahme in einen weit geringeren Wirkungskreis. „Du armes Menschlein“, hatte der Riese gesagt, „verhungern lassen kann ich Dich doch nicht, wenn Du also als zweiter Knecht verbleiben willst, so soll's mir Recht sein. Den Kunden das Fleisch zuzuwägen, dazu taugst Du vielleicht doch. Aber ein Viehstück schlagen — nimmermehr!“ Und Sender war's zufrieden, und zwei Tage lang ging's ganz gut.

Aber am dritten Tage ging's sehr schlecht. Am dritten Tage erfüllte sich das Schicksal von «Itzigl Schochet's Sohn». Und zwar sollte auch in diesem tragischen Satyrspiel der Held aus demselben Motive untergehen, aus dem er in manchem erschütternden Trauerspiel, welches das Leben dichtet, untergeht: aus schrankenlosem Ehrgeiz.

An diesem Tage brachte Wolf zur Mittagsstunde einen Mastochsen zur Schlachtbank — ein wahres Prachtexemplar. „Siehst Du“, sagte er zu Sender, „den werde ich am Nachmittag schlagen, damit die Leut' in der Stadt wieder einmal erfahren, wie ein guter Bissen Fleisch schmeckt — es ist ja eine wahre Schande, wie sie Deinetwegen gehungert haben.“ Und er ging davon und Sender blieb mit dem Ochsen allein.

Er blieb allein mit dem Ochsen und hier war's, wo der Dämon des Ehrgeizes ihn umgarnte. Man könnte die wunderliche Szene breit und behaglich ausmalen, aber mir vergeht die Lust dazu, wenn ich an das Ende denke.

Genug — Sender konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinem Herrn zu beweisen, daß auch er einen Ochsen «auf Koscher» schlachten könne, es just an diesem Prachtstück zu beweisen. Er rief dem andern Knechte und log ihm vor, es geschehe auf Befehl des Herrn. Darauf fesselten und betäubten beide Knechte das Thier und Sender führte den Todesstoß. Aber sei es, daß diesmal seine Hand vor Erregung zitterte, oder daß er wirklich ungeschickt war — der Stoß ging fehl. Zwar sank das Thier, tödtlich getroffen, zusammen, aber seine Wunde war derartig, daß auch von seinem Fleisch kein orthodoxer Jude einen Bissen genießen durfte.

Der andere Knecht entfloh; aber Sender blieb, vom Schreck gefesselt. Und als er endlich das Messer von sich warf und fliehen wollte, da war es zu spät. Sein Herr stand vor ihm. Der Riese zitterte vor Zorn, seine blutunterlaufenen Augen traten aus ihren Höhlen, seine Faust ballte sich, und sinnlos vor Wuth hob er diese Riesenfaust und schmetterte sie auf den Schädel des kleinen Menschen herab. Sender brach zusammen, seufzte tief auf und — w a r e i n e L e i c h e.

Mit einem entsetzlichen Schrei stürzte der unglückliche, plötzlich ernüchterte Meister neben seinem Opfer nieder. Dieser Schrei zog einige Leute herbei und bald wußte es das ganze Städtchen, daß Wolf Nelkenduft im Jähzorn seinen Knecht erschlagen, das ganze Städtchen, so weit es

eben Juden waren. Jedes Kind wußte davon. Aber die Christen erfuhren es nicht, weder gleich, noch jemals in der Folge. Das klingt unglaublich, aber es ist so. Und wer jene Juden kennt, dem wäre sicher nur das Gegentheil unglaublich.

Man brachte Wolf in seine Wohnung und bewachte ihn vorsorglich, denn der arme Riese war rasend vor Schmerz und Reue. Die Vorsteher der Gemeinde traten allsogleich zusammen und beriethen. Daß hier einer jener Fälle vorliege, von dem die „Welt" um keinen Preis etwas erfahren dürfe, stand bei ihnen fest. Auch daß der Fall so seltsam, die That so schwer sei, daß hier nur die Gesammtheit der Familienhäupter richten könne, auch dies war ihnen klar. Es handelte sich also nur darum, zu verhüten, daß sich das Gericht in die Sache mische. Sender mußte schnell begraben werden, weil dies der Buchstabe der Glaubenssatzung vorschrieb — (die Juden des Ostens begraben die Leichen regelmäßig wenige Stunden nach eingetretenem Tode) — und der Todtenbeschauer durfte nicht ahnen, daß hier ein gewaltsames Ende vorliege. Der Zufall war den Leuten günstig; der ordentliche Todtenbeschauer, der Stadtarzt, ein sehr pflichttreuer Mann, war gerade abwesend. Ihn pflegte in solchen Fällen der Wundarzt zu vertreten. Der Mann war alt und bequem. Er fertigte den Schein aus, ohne die Leiche gesehen zu haben. Sender wurde noch an demselben Tage mit Einbruch der Dämmerung begraben.

Im Morgengrauen des nächsten Tages ging der Schulklopfer von Haus zu Haus und berief die Männer zum Gericht in die alte Betschul. Nur die Familienhäupter über dreißig Jahre durften kommen. Die kamen auch vollzählig. Im Vorraum, an der Schwelle der Betschul, lag Wolf im weißen Sterbegewande hingestreckt und seine Richter mußten über ihn hinwegtreten. Als Alle versammelt waren, sprachen sie zunächst das Todtengebet für Sender. Dann erhob sich der älteste Vorsteher und erzählte den Fall ganz unparteiisch, so wie er sich zugetragen. Hierauf fragte er, ob es Jemand anders wisse oder mehr sagen wolle. Nur Einer erhob sich, des Todten Vater. Er erschien barfuß und im zerrissenen Gewande, sowie er von der Todtentrauer aufgestanden. Man darf sich von dieser Trauer sonst nie erheben vor Ablauf des achten Tages, aber um Sühne für den Todten zu fordern, darf man es thun. Der Greis begann mit der Klage, wie gut Sender gewesen und nun sei sein einzig Kind todt! . . . Dann konnte er nicht weiter sprechen und brach ohnmächtig zusammen. Sie trugen ihn hinaus. Wieder erhob sich der älteste Vorsteher und sagte: „Wir und der Rabbi haben über das Urtheil berathen. Der Rabbi wird es Euch sagen. Von Euch hängt es ab, ob Ihr es annehmt oder nicht.“

Hierauf erhob sich der Rabbi und sprach: „So wahr uns selbst Gott ein gnädiger Richter sei — solches halten

wir für das Rechte: Wolf ist verlustig all' seines Besitzthums und soll morgen fortgehen aus der Gemeinde und als Büßer in das heilige Land pilgern. Zu Fuße soll er gehen, über Konstantinopel, keines Gefährts darf er sich bedienen. Von frommen Gaben soll er leben, aber nie Geld nehmen, nur Brod. Von Brod und Wasser soll er die Woche über leben, nur am Sabbath darf er Fleisch essen. In jeder Gemeinde soll er sich hinwerfen vor die Schwelle des Bethauses und die Beter sollen über ihn hinwegschreiten und er soll sie anflehen, daß sie für Sender beten und für ihn. Sieben Jahre soll er in Jerusalem als Büßer leben, dann darf er heimkehren. Sein Besitzthum aber soll getheilt werden, die Hälfte fällt an Senders Vater, ein Viertheil an unsere Stiftungen, ein Viertheil sollen Wolf's Söhne behalten. Seid Ihr es zufrieden?"

Sie nahmen es an. Auch Wolf sprach kein Wort, als man es ihm verkündete. Auch seine Söhne nicht. Am nächsten Tage trat er seine Wanderung an. Man hörte lange nichts von ihm. Fast war ein Jahr verflossen, als endlich die Kunde kam, er sei in Jerusalem angelangt. Dann, zwei Jahre später, brachten heimkehrende Wallfahrer die Kunde, daß er gestorben.

So hat der Riese Wolf seine That gebüßt.

Der schwarze Abraham.

Ein stiller Sommertag. Die heiße Augustsonne liegt brütend über der weiten, weiten Ebene, in der kein Wald grünt und nur selten eine Rose blüht, und sie reift die Aehren auf den spärlichen Feldern, und die Wachholderbeeren auf den großen öden Haiden. Die Pappeln an der Heerstraße sind grau vor Staub und ihr Laub zittert leise in der großen Hitze. An der ungeheuren Glocke des Himmels ist kein Wölkchen wahrzunehmen, kein einziges. Aber das Blau dieses Himmels ist ganz sonderbar, matt, traurig, in's Graue spielend, es liegt wie ein Schleier darüber. Denn jenes herrliche, sonnengetränkte Blau, welches glücklicheren Gefilden leuchtet, ist diesem armen traurigen Lande nicht beschieden — dem Lande Podolien. . . .

Von der Thurmuhr der Dominicaner schlägt die dritte Nachmittagsstunde — der dumpfe Klang verzittert langsam in der heißen, schweren, stillen Luft. In dem armseligen Städtlein ruht alles Leben, oder es birgt sich im Schatten. Der dicke Pater Oeconom schleicht schwitzend über die glühenden Quadern des Klosterhofes,

und verschwindet im kühlen Keller. In der Apotheke nickt der junge Practicant hinter dem Ladentische ein, er ist es müde geworden, dem Schnarchen seines Principals zuzuhören und dabei die Fliegen zu zählen, die auf dem Fäßchen mit dem grauen, giftgetränkten Papier kleben geblieben. Im Gerichtshause sitzt der Actuar, Herr Stanislaus Przezdzinczki über dem Processe des Nathan Rosenblum gegen den Moses Rosenblatt und schiebt endlich die Acten zusammen und sagt schläfrig, schon halb im Einschlummern: „Diese verdammten Juden. . . .“

Auch in der «Gasse» ist es still und alle Läden sind geschlossen, wie es geboten ist am Sabbath, am Tage der Ruhe. . . . Draußen am Flusse, wo die Linden stehen, wandelt das junge Volk geputzt auf und ab, — die Mädchen in grellfarbigen Kleidern, den üppigen Leib mit schwerem Goldschmuck behangen, das dichte, schwarze Haar in überaus kunstvollen Geflechten um den Kopf geschlungen, die Jünglinge in schwarzen, langen Kaftanen aus Seide, an beiden Wangen die zierlichen Schmachtlöcklein, auf dem Kopfe die sonderbare Pelzmütze der altpolnischen Adeligen, die nun, im Wechsel der launenhaften Mode, zur Sabbathmütze der verachteten Juden geworden. . . .

Anders drinnen im Städtchen. In den dämmerigen Stuben nicken die Greise über den mächtigen Folianten,

und die Frauen über den kleinen Büchern, welche in sonderbarem Jüdisch-Deutsch vom König David berichten, und von der Königin von Saba und von den Verfolgungen, die das Volk Gottes in Spanien erduldet, in Frankreich, in Deutschland, in Italien, all überall, wo eben Menschen wohnen. . . . Vor den Hausthoren aber oder wo sonst ein kühler Schatten ist, sitzen die jüngeren Männer und Weiber beisammen und sprechen über die Mitgift, welche der reiche Aron Bernstein seiner Tochter gibt, und daß es ihm bereits gelungen, einen jungen, sehr berühmten Rabbinen als Gatten für sie zu kaufen. Oder über die Aufhebung der Wuchergesetze. . .

Aber in einem dieser Kreise wird über etwas ganz Anderes verhandelt, dort ist Alles still, und nur eine greise Frau mit einem bleichen, engelsgütigen Gesichte und klaren, braunen Augen führt das Wort. Sie sitzt im Schatten auf der kleinen Treppe der «Judenburg», wie die alte düstere Synagoge genannt wird, und neben ihr ein dreizehnjähriger Knabe in städtischer Tracht, und um sie her viele Männer und Weiber. Ich sehe sie noch heute alle deutlich vor meinen Augen, ganz deutlich, die Frau, den Knaben, die Andern alle, das Heimathstädtlein, die Jugendzeit. . . .

Die alte Frau beginnt: . . . „Es sind nur noch Wenige, die sich seiner erinnern und die Wenigen scheuen sich ängstlich, seinen Namen auszusprechen, und — daß

ich's nur ehrlich heraussage, ich thu's eigentlich auch nicht gern. Denn ob nun die Geschichten von seinem Bunde mit den bösen Geistern und von seinem fürchterlichen Ende wahr sind oder nicht, — so viel ist gewiß, er war kein heimlicher Mensch und sein Herz dunkel und sein Sinnen wüst und unheimlich. Eines solches Menschen oft zu gedenken, thut auf keinen Fall gut; das eigene Herz wird nicht besser dabei, und man kommt so in Gedanken herein und stellt sich Fragen, und es gibt keine Antwort darauf. Aber heute, an dem stillen, sonnigen Nachmittage, heute am Sabbath, wo die gute Macht stärker ist auf Erden, als an den anderen Tagen der Woche, heute kann man auch vom schwarzen Abraham erzählen und hören, ohne an der Seele Schaden zu nehmen. Und dann grad' heute bin ich so an ihn erinnert worden. Da hab' ich nämlich heut meine Jugendfreundin, die Rosel Kurländer, aus der Schul' ein Stück Weges begleitet — Ihr wisst't, sie wohnt draußen im Mauthhause und da sind wir auch durch das kleine Gäßlein gekommen, wo einst sein Haus gestanden hat. Der Bauplatz steht noch immer leer und öde — vierzig Jahre sind es her, aber noch hat Niemand gewagt, sein Haus hier aufzubauen — und die Trümmer liegen noch immer so schwarz und unheimlich umher, wie am Morgen nach jener Nacht, wo dies Haus theils in die Luft flog, theils aber zusammenbrannte und mit ihm alle Bücher und In-

strumente des «schwarzen Abraham» und wohl auch der — schwarze Abraham selbst.

„Es ist eine dunkle Geschichte und sie wird nie aufgeklärt werden.

„Vor siebzig Jahren — ich selbst war damals noch nicht auf der Welt und nur unser uralter Rabbi weiß sich des Tages genau zu erinnern — da fand an einem kalten, nebeligen Wintermorgen der «Schulklopfer», als er an das Thor des Gemeindevorstehers klopfte, um ihn zum Gange in das Bethaus zu wecken, auf der Bank vor dem Hause einen Korb stehen, aus dem leises Wimmern klang. Als er entsetzt den Deckel hob, fand er drinnen ein kleines, halberfrorenes Kind, sorglich in weiße Linnen gehüllt. Der Schulklopfer polterte den Vorsteher heraus — man brachte das Kind ins Haus und sah, daß es ein jüdisch Knäblein war, vielleicht einen Monat alt. Im Linnenzeug, welches reich und prächtig war, fand sich ein Säckchen mit Goldmünzen — fünftausend polnische Gulden — und daneben lag ein Zettelchen, auf dem in unserer Schrift geschrieben stand: „Dieser Knabe heißt Abraham und Ihr seid im Namen Gottes, des Einzigen, des Herrn der Heerschaaren, gebeten, ihn zu pflegen und zu einem rechtschaffenen Menschen zu erziehen. Das Geld soll die Kosten der Erziehung decken, vielleicht verbleibt noch ein Rest, von dem er sich dann im Leben fortbringen kann. Auch bitten wir Euch, den Knaben, sobald er stehen und

sprechen kann, dazu anzuhalten, daß er alljährlich am dritten Tage des Adar das Gebet für das Seelenheil seiner verstorbenen Mutter verrichte, denn dieses ist ihr Todestag. Forschet nicht nach seiner Herkunft — es wäre vergeblich."

„Ihr könnt Euch denken, welches Staunen, welche ungeheure Verwirrung der Fund im Städtchen erweckte. Es ist unerhört, daß man ein jüdisches Kind aussetzt vor fremder Leute Thür. Bei uns kommt dergleichen sonst nie vor, weil es nach unserem Gesetze das größte Verbrechen ist, ärger als Mord. Was waren nun hier die Gründe? Woher war der Knabe gebracht worden? Und dann — es war gerade am Morgen des vierten Adar — die Mutter mußte also gerade den Tag vorher gestorben sein. Lag hier ein Verbrechen vor?

„Ich will nur gleich hier sagen: man hat nie Gewisses darüber erfahren, so viel auch unsere Glaubensgenossen in Polen und Rußland — denn der Fall erregte ungeheures Aufsehen — forschten und suchten. Nur etwa zehn Jahre später erzählte ein alter Mann, der als Schnorrer durch das Land zog, als man ihm den kleinen Knaben wies, eine Begebenheit, die vielleicht mit diesem Ereignisse zusammenhängt. Bei Posen lebte nämlich einmal ein Jude auf einem Dorfe, der eine wunderschöne Tochter hatte. Der Gutsherr verliebte sich in sie, ließ sie taufen, und nahm sie zu seinem Weibe. Der alte Mann

verlor vor Schmerz fast den Verstand darüber, zog nach Posen und lag dort Tag und Nacht vor der Schule und flehte alle Beter an, den Frevel zu rächen, der an ihm und an Gott geschehen. Aber eines Tages verschwand er spurlos und zwei Tage darauf hörte man von einer großen Gewaltthat. Vermummte hatten das Haus des Gutsherrn in dessen Abwesenheit überfallen und sein Weib und den Knaben, den sie jüngst geboren, entführt. Himmel und Erde bot man auf, um ihre Spur zu finden; die Juden in Posen hatten ein Jahr lang die härtesten Qualen zu erdulden, aber entweder sie wußten nichts oder sie wollten nichts sagen — Weib und Kind blieben spurlos verschollen.

„So hat der alte Schnorrer erzählt. Aber wer weiß, ob die Geschichte wahr war oder ob er nur gehört hatte, daß einst in unserer Gemeinde eine ähnliche Geschichte geschehen mit der «schönen Jütta», und darum meinte, wir würden ihm auch diese Geschichte glauben — und sie erzählte, um länger in der Gemeinde bleiben zu können oder um besser aufgenommen zu werden. Denn nun lud ihn wirklich Jeder zu Gaste, da Jeder die merkwürdige Geschichte von der Herkunft des kleinen Abraham ausführlich hören wollte.

„Damals war der Knabe zehn Jahre alt und wuchs kräftig heran. Die Gemeinde hatte ihm nämlich gegen geringe Vergütung Pflege-Eltern bestellt, wackere Leute,

die er natürlich für seine leiblichen Eltern hielt. Erst als er dreizehn Jahre alt geworden, entdeckten ihm die Vorsteher das Geheimniß und legten ihm die Rechnung über sein Vermögen. Es war noch fast ganz unberührt.

„Ob diese Enthüllung auf ihn einen großen Eindruck machte, konnte man nicht erkennen. Sein Wesen wandelte sich gar nicht und eben so wenig sein Benehmen gegen seine Pflegeeltern. Er blieb, was er bisher gewesen; aus dem finsteren, verschlossenen Knaben ward ein finsterer, verschlossener Jüngling. Und wie bisher saß er auch fortab Tag und Nacht über den Büchern. Bald kannte er sich in Thora und Talmud aus, wie kaum ein Anderer seines Alters, und obwohl Niemand dem düsteren, häßlichen Jungen gut war, das heißt so recht vom Herzen gut, so achteten ihn doch Alle fast wie einen Erwachsenen und hielten große Stücke auf ihn.

„Da machte der Rabbi, ein freundlicher, milder Mann, der sich des Verwaisten besonders warm angenommen hatte, eines Tages eine Entdeckung, die ihn nicht sonderlich erfreute. Wohl studirte Abraham so eifrig, wie bisher, aber nicht Talmud und Thora, sondern die Kabbala. Das ist eine dunkle, mächtige Wissenschaft; der Himmel und die Hölle liegt darin, und wer sie beherrscht, der weiß alle Geheimnisse der Vergangenheit und der Zukunft. Aber, wiederhole ich, auch die Hölle liegt darin, und besser und fröhlicher und menschenfreundlicher ist noch Niemand ge-

worden, dem sich die Geheimnisse des Buches «Sohar» erschlossen.

„So rieth denn auch der Rabbi gewiß mit Recht dem Abraham von solchem Studium ab, aber dieser verharrte dabei trotzig. Und als nun auch der Rabbi ungeduldig wurde und drohte, ihm die Bücher wegzunehmen, da erwiderte ihm Abraham: „Ihr müßt mir die Bücher lassen, denn ich brauche sie, um meine Pflicht gegen meinen Vater zu erfüllen. Ich wachse heran und werde stärker, er aber wird allmälig schwach und hilflos und wird vielleicht der Hilfe seines Sohnes bedürfen. Wie aber kann ich ihm ein getreuer Sohn sein, wenn ich ihn nicht kenne? So muß ich ihn zu finden suchen, und da ich gar keinen Anhaltspunkt habe, so ist mein einziges Mittel die Kabbala. Durch die kann man Alles erfahren, das brauche ich Euch, als einem großen Gelehrten, nicht zu sagen. Und ebenso wißt Ihr, daß die Wissenschaft zwei Wege weiß zur Ergründung aller Räthsel, entweder durch Deutung und Berechnung der Buchstaben oder durch Durchforschung und Ausnutzung der geheimen Kräfte, welche in Steine und Pflanzen gebannt sind. Den ersten Weg gehe ich jetzt — ich hoffe, er wird zum Ziele führen. Ihr aber — hindert mich immerhin, wenn Ihr es mit Eurem Gewissen vereinbaren könnt ....“

„Der Rabbi schüttelte den Kopf, aber er erwiderte nichts und ließ den Jüngling fortab studiren, was er wollte.

„So verging manches Jahr.

„In dieser Zeit erhielt er seinen Beinamen. Entweder weil er sich so tief vergrub in die schwarze Wissenschaft, oder weil sich die tiefdunklen Locken so unheimlich abhoben von dem blassen Gesichte, nannte man ihn in der «Gasse» eben immer nur den «schwarzen Abraham».

„Als die Jahre kamen, wo dies unsere Sitte fordert, drangen die Vorsteher in ihn, ein Weib zu nehmen; aber er verweigerte es. „Ich habe ja meine Pflicht zu erfüllen", sagte er. So ließ man ihn denn auch darin gewähren, aber man wich ihm aus, und was früher verdeckt gewesen, ward nun offenbar; er gehörte doch eigentlich zu Niemandem. Darum war kaum Jemand betrübt, als er — vierundzwanzig Jahre mochte er damals alt sein — aus dem Städtchen zog. „Ich glaube gefunden zu haben, was ich gesucht", sagte er dem Rabbi zum Abschiede; „ich gehe, meine Pflicht zu erfüllen."

„Und wieder verging manches Jahr.

„Man hörte nichts von Abraham, man vergaß ihn. Nur zuweilen erzählte man einem Fremden oder etwa den Kindern die seltsame Geschichte, wie ihn der Schulklopfer gefunden und was dann der alte Schnorrer erzählt.

„Da kam der seltsame Mensch nach sechs Jahren plötzlich wieder in unser Städtchen, auf seinem Wagen waren viele Kisten mit Büchern und Geräthen. Er ging zum Rabbi und bat ihn um seine Verwendung bei der Ge-

meinde; man möge ihm behilflich sein, hier ein Häuslein zu bauen. Der Rabbi versprach es und fragte, wo er so lange gewesen. „Ich bin herumgewandert", sagte er, „um meine Pflicht zu erfüllen. Aber ich habe die Menschen, zu denen ich gehöre, nicht finden können. Einmal glaubte ich schon, auf dem richtigen Wege zu sein, ja sogar am richtigen Ziele. Aber es war doch nicht das Richtige. Alle Zeichen, welche mir die Kabbala angab, stimmten, aber eines war doch nicht so. Nämlich in Leipzig. —"

„Hier brach er ab und hat auch nie wieder darüber geredet.

„Die Gemeinde war hilfreich gegen ihn; er baute sich sein Haus — nicht wie die andern, sondern nach eigenem Plane, ein sehr großes Gemach ohne Fenster und daneben ein kleines, dürftiges Kämmerlein zum Wohnen und Schlafen.

„Man verwunderte sich sehr darüber und an Sabbathnachmittagen zog die ganze Gemeinde auf den Bauplatz und alle besahen sich neugierig das seltsame Gebäude und zerbrachen sich den Kopf, wozu das taugen könne. Aber die Meisten getrauten sich nicht, den «schwarzen Abraham» zu fragen, und wer den Muth dazu hatte, erfuhr auch nichts, der blasse Bocher verweigerte die Antwort. Nur dem Rabbi sagte er einmal: „Erinnert Ihr Euch noch, was ich Euch einst als Jüngling von den beiden Wegen der Kabbala gesprochen? Nun — ich folge diesem Wort

noch heute. Den ersten Weg bin ich fruchtlos gegangen — nun will ich den zweiten versuchen. Vielleicht sagen mir die Pflanzen und die Steine, was mir die Buchstaben und die Zahlen nicht geoffenbart . . ."

„Als diese Worte im Städtchen ruchbar wurden, wunderte man sich noch mehr über den seltsamen Menschen und sah mit verdoppelter Neugier zu, wie drinnen im dunklen Saale ein mächtiger Schmelzofen gebaut wurde mit einem langen, thurmähnlichen Kamin. Man zerbrach sich den Kopf, was Alles darin geschehen würde, aber als das Haus fertig war und der «schwarze Abraham» an seine Arbeit ging, da erfuhr Niemand, was darin geschah. Denn er lebte ganz abgeschlossen, eine alte Nachbarin bereitete ihm sein Mahl und brachte es in die kleine Wohnstube, aber keines fremden Menschen Aug' hat je das Innere des Saales erblickt. Da er sich dort so hartnäckig verschanzte und das einzige Anzeichen, welches von seiner geheimen Arbeit an das Licht der Sonne drang, der Rauch aus dem Kamin nämlich, oft überaus merkwürdig, grünlich, gelblich, violett und meist übelduftig war, so glaubte man endlich steif und fest, er beschwöre da Dämonen und Todte, und es wurden schon Stimmen in der Gemeinde laut, den Hexenmeister, der ja doch zu Niemand gehöre, fortzujagen. Auch Abraham kam das zu Ohren.

„Da machte ein furchtbares Ereigniß der Sache ein

Ende. Jäh' und dunkel, wie dieses Leben in unsere Mitte hineingeschneit worden war, wurde es auch aus unserer Gemeinde gerissen. Da hörten wir einmal Nachts einen furchtbaren Knall, der Boden erzitterte, zu Tode erschrocken stürzten wir hinaus — am Himmel war eine feurige Lohe . . . Das Haus des «schwarzen Abraham» war in die Luft geflogen.

„Als man am nächsten Morgen die Trümmer hinwegräumte, um seine Leiche zu begraben, da fand man sie nicht. Vielleicht war sie in tausend Stücke zerrissen worden und bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Vielleicht hatten ihn jene dunklen Mächte, die er angerufen, lebendigen Leibes zur Hölle gerissen . . .

„Es wird niemals aufgeklärt werden.

„Der Doctor von Boroczyce, ein Freigeist, der weder Christ noch Jude war, hat einmal erzählt, er habe den Nathan frisch und gesund in Paris gesehen, als einen Greis, der wegen seiner Wissenschaft sehr geehrt war.

„Brauch' ich Euch erst zu sagen, daß das gewiß eine Lüge vom Doctor war?"

So erzählte die Frau. Ihre Zuhörer gaben ihr Recht und fanden gleichfalls den Bericht des Doctors sehr unglaubwürdig.

Findest Du das auch, mein Leser?!

Nur ein Ei!

„In der Wassergasse" — erzählte die alte Frau ein ander Mal — „schief gegenüber der alten Betschul', da stehen zwei Häuser merkwürdig ähnlich an Größe und Bauart. — Sie gehören jetzt beide dem reichen Abraham Steiner, dem Gutspächter von Korolowka. Vor vielen, vielen Jahren aber, da ich noch ein jung Mädele war und eben Braut geworden, da hausten da zwei Männer, die einander noch ähnlicher waren, als die Häuser — Salomon Bierkrug und Nathan Halstuch. Sie waren Beide blond und klein und stießen Beide mit der Zunge an und hatten zwei Mädchen geheirathet, die auch einander ähnlich waren, und ernährten sich Beide durch denselben Handel und waren Beide sanfter Gemüthsart und ... die Aehnlichkeiten sind gar nicht aufzuzählen, und wie sie zusammenhielten und was für Freunde sie waren, ist gar nicht zu beschreiben! Was für Freunde! — es war schon ordentlich zum Sprichwort geworden im Städtchen. Wenn man von Zweien ausdrücken wollte, sie seien besonders befreundet, so sagte man nicht mehr wie sonst: „sie sind wie David und Jonathan", sondern: „sie sind wie die Pelz-

händler in der Wassergasse". Denn diesen Handel trieben die Beiden, und zwar natürlich in Gemeinschaft, und jedes Jahr, wenn sie den Gewinn theilten, gaben sie sich auf's Neue die Hand und besiegelten die Freundschaft durch ein äußeres Zeichen: einmal tranken sie sich einen Rausch in gutem Wein und im zweiten Jahre machten sie zusammen eine Wallfahrt zum Wunderrabbi von Nadworna; im dritten Jahre ließen sie ihre Familienständer in der Betschul' zusammenrücken und im vierten Jahre verlobten sie ihre Kinder miteinander: Salomon's Sohn Manasse ward Bräutigam mit Nathan's Rösele.

„Und so war Alles voller Frieden und voller Freundschaft, bis ein klein unscheinbar Ding dazwischen kam und die innige Freundschaft in Todfeindschaft wandelte und den Frieden in einen Krieg, wie er gewiß noch selten so fürchterlich war unter zwei Menschen und unter zwei Familien. Die sanften Männer wurden zu wilden Tigern und ihre braven, stillen Weiber zu grimmigen Tigerinnen und ihre Kinder zu Katzen, die einander die Kleider zerrissen und die Gesichter zerkratzten. Und wenn es wenigstens nur unter den beiden Häusern allein geblieben wäre! Aber nein! — Die ganze Stadt hat jenes verwünschte kleine Ding in Aufruhr, Grimm und Hader gebracht, die ganze Stadt war angefüllt mit Tigern und Katzen, und was das für ein Geheule und Gekratze war, könnten hundert Schreiber nicht beschreiben. Ihr könnt euch denken —

sogar zum Bezirksgericht ist man gelaufen, zum kaiserlichen Bezirksgericht, welches sich doch sonst nicht darum zu kümmern hat, wenn ein jüdisch Kind das andere schlägt. Verzweiflungsvoll hat der arme alte Rabbi ausgerufen: „Mein einziger Trost ist noch, daß nun der Messias bald kommen muß, denn die Zeiten erfüllen sich, von denen geschrieben steht: die Völker der Erde erheben sich gegen einander. Ach! wenn doch nur schon der Prophet Elias auf seinem Esel daher geritten käme!“ Aber wenn es auch damals viele Esel in Barnow gab, ein Prophet war nirgendwo zu erblicken.

„Und das Alles hat jenes kleine Ding angerichtet.

„Was meint ihr wohl, was war jenes kleine Ding? Aber ich will euch nicht rathen lassen, errathen würdet ihr es ja doch schwerlich! Ein Ei war's, ein ganz gewöhnliches Hühnerei. Freilich hatte es einen Blutfleck im Dotter, aber es gibt unzählige solche Eier und sie haben niemals ein Unheil angerichtet, außer wenn sie vielleicht zufällig zugleich verdorben waren.

„Die Sache hat sich aber so zugetragen.

„An einem Freitag Vormittag, wie gerade Reb Salomon in Geschäften verreist war und erst zum Sabbath wiederkommen sollte, hat sein Weib Rachel Knödel für den Sabbath gemacht. Und zum Unglück war unter den Eiern, die sie dazu anschlug, eines, das hat einen Blutfleck im Dotter gehabt. Ein solches Ei darf man aber nach den

Speisegesetzen genießen oder nicht, je nach der Größe und der Form des Blutflecks. Und da Rachel sich das als schlichte Frau nicht zu entscheiden getraut hat und ihr Mann verreist war, so ist sie zum Nachbar, Reb Nathan, hinübergegangen und hat ihn gebeten, seinen Spruch darüber zu fällen. Der hat den Blutfleck eine halbe Stunde lang angeschaut, dann durch eine Stunde im Talmud nachgelesen und endlich entschieden erklärt: das Gesetz verbiete den Genuß eines solchen Ei's. Die sparsame Frau hat es darauf seufzend bei Seite gestellt und mit einem neuen ihre Knödel fertig gemacht. Am Sabbath aber, beim Mittagessen, hat sie sich beim Auftragen der Speise des Vorfalls erinnert und ihrem Manne davon berichtet.

„Reb Salomon war zwar nur ein Pelzhändler, aber doch zugleich ein weiser Talmudist und ein eifriger Forscher der Lehre. Darum verlangte er gleich nach dem Essen das Ei zu sehen und betrachtete es eine Stunde lang sehr aufmerksam. Dann las er bis zur sinkenden Sonne im Talmud darüber nach. Am Abend aber ging er zum Nachbar Nathan, um da, wie gewöhnlich, ein Glas Wein zu trinken und eine Stunde zu verplaudern.

„Nathan!“ sagte Salomon vorwurfsvoll, kaum daß er eine «gesegnete Woche» gewünscht, „wie habt Ihr nur eine solche Entscheidung fällen können!“

„Welche Entscheidung?“

„Nun — die über das Ei, das Euch mein Weib

gezeigt hat. Habt Ihr denn nicht gleich erkannt, daß man ein Ei mit einem solchen Blutfleck genießen darf, ohne Sünde gegen Israel?! Und Ihr seid doch sonst ein Schriftgelehrter!"

„Und Ihr« — erwiederte Nathan etwas aufgeregt — „seid's sonst wohl auch! Aber in diesem Fall sprecht Ihr wie ein Bauer, wie ein Landmensch, der nie in seinem Leben eine «Klaus» gesehen hat!"

„Waas?" rief Salomon. „Und Ihr seht Euer Unrecht nicht einmal ein? — Ihr — Ihr Bauer Ihr!"

„So begannen die beiden Männer zu streiten und warfen sich die längsten und verwickeltsten Talmudstellen an den Kopf und die kürzesten einfachsten Titel, und der Wein, den sie dabei tranken, war natürlich nicht geeignet, die Gemüther abzukühlen. Und so kam denn Salomon erst spät in der Nacht nach Hause und erklärte seinem Weibe Rachel: „Nathan weiß so viel vom Talmud, wie ich vom Türkischen. Ich will mit ihm Geschäfte machen, ich will neben ihm beten, ich will erlauben, daß mein Sohn seine Tochter nimmt. Aber Wein trinken kann ich mit einem so unwissenden Menschen nicht mehr. Nein! — nie mehr, nie in meinem Leben."

„Rachel widersprach nicht. „Gottlob!" dachte sie, „da würde mir dies eine verdorbene Ei von großem Segen."

„Aber so schön sollte es nicht enden.

„Am nächsten Tage waren die beiden Männer in

ihrem gemeinsamen Geschäft zusammen, und statt die Felle zu ordnen, stritten und grübelten sie den ganzen Sonntag hindurch — das Ei ließen sie sich in den Laden bringen, und wer vorüberging, wurde hineingerufen, mußte den verhängnißvollen Blutfleck ansehen und sein Urtheil darüber abgeben. Da gab nun der eine Nathan, der Andere Salomon Recht und das bestärkte sie noch in ihrem Grimme und ihrer Streitlust. Kurz — sie gingen gesondert zum Abendgebet in die Synagoge und da geschah eine ungeheure Begebenheit: Salomon ließ seinen Betständer von dem Nathans weit wegrücken. Nathan fieberte vor Zorn — in der Schul' hielt er an sich, aber draußen geriethen die beiden Männer mit Worten aneinander, die weder wie Lobessprüche noch wie Ehrenbezeugungen klangen. Als Salomon endlich heftig aufgebracht nach Hause kam, sagte er zu Rachel: „Das Geschäft kann ich nicht trennen, die Verlobung will ich der Welt wegen nicht rückgängig machen, aber das erlebt er doch nicht, daß ich wieder Wein mit ihm trinke oder neben ihm bete . . ."

„Das Erste thu' nicht", bat Rachel, „aber das Zweite thu' doch wieder."

„Niemals!" schwur Salomon. „Er soll mich nicht umsonst einen Eisenkopf genannt haben."

„Aber das war noch das Schlimmste nicht.

„Der nächste Tag war der Montag und der gilt ja überall ohnehin als ein schlechter Tag. Immer mehr

Leute strömten in den Laden und sahen sich das vielberufene Ei an und gaben ihr Urtheil ab. Aber die Einen erklärten, der Genuß sei erlaubt, die Andern bestritten dies. Und bald gab es nicht mehr zwei Gegner im Pelzwaarenladen, sondern fünfzig, die beiden Parteien stritten sich herum, daß es gar nicht mehr schön war, und Nathan und Salomon, die beiden Parteiführer, wurden immer wilder gegen einander. Nathan war wüthend wegen der Schande, die ihm Salomon gestern mit dem Betständer angethan, und Salomon bat ihn in seinen heutigen Worten just auch nicht um Verzeihung. Und gegen Abend, nachdem bereits Hunderte das Ei berochen und geprüft, nachdem man bereits in ganz Barnow von nichts Anderem sprach als von dem Blutfleck, gegen Abend hatte man noch von etwas Anderem zu sprechen: Nathan und Salomon waren einander in die Haare gefahren, nicht etwa bloß wörtlich, sondern mit der Faust und mit allen fünf Fingern. Das viele Sprechen, das Hetzen und das Spotten, das Rechtgeben und das Bedauern regte die beiden Männer natürlich noch mehr auf, und als Salomon an diesem Tage wuthschäumend nach Hause kam, da schrie er seinem Weibe zu: „Such' Deinem Sohn eine andere Braut, Nathan's Röfele heirathet er nicht und selbst wenn ich sonst die größte Schand' mit ihm erlebe, selbst wenn er mir sonst ledig bleibt — die Tochter eines Mannes, der die Hand gegen mich erhoben und mir den halben Bart ausgerissen hat, — die heirathet er nicht."

„Da ergrimmten auch Rachel und Manasse, die bisher zum Frieden gerathen, und begannen nun ihrerseits den Krieg gegen die Nachbarn.

„Zwei Tage verflossen. Wie es während der Zeit im Laden aussah, — es ist gar nicht zu erzählen. Die beiden Kaufleute, die doch ehrbare Familienväter waren, schienen wirklich allmälig zu glauben, der passendste Platz für des Einen Hand sei im Barte des Andern. Und die anderen Leute fochten auch nicht mehr mit Worten und mit Aussprüchen frommer Rabbinen, sondern nur noch mit Fäusten und Nägeln. Das Ei, die Ursache des Haders, lag noch immer auf einem Teller im Laden und weckte immer neuen Streit. Denn mit dem Beschauen begann, mit dem gegenseitigen Vorwurf der Unkenntniß im Gesetze fuhr man fort, und mit Prügeln schloß man. Wie eine Raserei, wie eine ansteckende Krankheit war die Rauflust über die Menschen gekommen.

„Als Salomon am Mittwoch Abend todmüde und abgehetzt heimgeschlichen kam, sprach er zu seinem Weibe: „Es muß Alles ein Ende haben! Lieber das Geld verlieren, als die Gesundheit! Morgen mache ich Schritte, um die Kompagnie mit dem Gauner, mit dem Hallunken zu lösen . . .“

„Da wurde Frau Rachel ernst, und so zornig sie war, mahnte sie doch zögernd: „Es ist doch nur um ein Ei!“

„Es ist um Israel!“ erwiederte Salomon schreiend.

„Es ist um Gottes heilige Lehre! Und da sollte man noch an irdisch Gut denken?! Nein! und wenn ich betteln müßt', mit diesem Verächter des Talmud und der Thora ziehe ich nicht mehr an einem Karren."

„Und Donnerstag Mittags war wirklich die langjährige Gemeinschaft gelöst: das Geld theilten sie und nur noch die vorräthigen Felle sollten auf gemeinschaftliche Kosten verkauft werden.

„Da kam am Abend dieses Tages zu unserm alten Rabbi ein Bote, welcher ihm ankündigte, der weise Rabbi Meier von Pinczow werde in Barnow die Sabbatruhe halten, auf seiner Reise nach Belz. „Gottlob!" schrie der alte Mann, „nun seh' ich zu den vielen Eseln auch einen Propheten. Ich kenn' den Rabbi Meier, der macht mir die verrückten Leute wieder klug!"

„Am Freitag früh ließ er die beiden Pelzhändler, dann verschiedene angesehene Männer aus beiden Parteien zu sich rufen und fragte sie, ob sie nicht dem erwarteten Weisen die Entscheidung übertragen wollten. „Natürlich!" erwiederten sie, „mit Freuden." Denn Jeder hoffte aus dieser Entscheidung für sich Freude und Triumph.

„Das Ei ward in feierlichem Zuge aus dem Laden abgeholt und in einer zugedeckten Schüssel in das Haus unseres Rabbi übertragen. Zugedeckt war aber die Schüssel deßhalb, weil das Ei in Folge des Liegens an der freien Luft etwas stark roch und etwas unangenehm dazu.

„Zu Mittag traf Reb Meier ein und gleich nach dem Essen versammelten sich die Streitenden im Hause des Rabbi. So viele ihrer Platz hatten, drängten sich in die Stube, die Uebrigen erfüllten den Raum vor dem Hause und benützten die Zeit eifrig, sich noch Allerlei in letzter Stunde an den Kopf zu werfen. Blumen waren's nicht.

„Der würdige Rabbi Meier aber trat vor und lüftete den Deckel der Schüssel. Aber da fuhr er unwillkührlich zurück und mit der einen Hand an die Nase, die andere aber zitterte so stark, daß sie die Schüssel fallen ließ. Sie zerbrach, und das Ei lag ausgegossen am Boden, das Ei, oder vielmehr eine faulende, moderige Masse, an der man kaum einen Dotter, viel weniger einen Bluttropfen erkennen konnte.

„Anfangs schwiegen Alle verdutzt und hielten sich nur stumm die Nase zu. Am schnellsten faßte sich Rabbi Meier. Er nahm das Wort und sprach: „Liebe Leute, wer mit dem Blutfleck Recht gehabt, weiß ich nicht. Aber mit dem Streite habt ihr Alle Unrecht gehabt, denn der Mensch soll mit seinem Nachbar in Frieden leben. Darum bitte ich euch, versöhnt euch und laßt das Ei hier schnell wegkehren."

„Und so geschah es. Der ganzen Gemeinde waren die Schuppen von den Augen gefallen.

„Selbst Reb Salomon und Reb Nathan versöhnten sich. Sie tranken wieder Wein mit einander, die Betständer rückten sie zusammen, die Kompagnie ward von Neuem geschlossen. Und wenige Wochen später gab es eine lustige Hochzeit in Barnow. Salomon's Manasse und Nathan's Röfele waren die Brautleute. Alle freuten sich doppelt, denn um ein Haar wäre die ganze Freude für immer verdorben gewesen — durch ein Ei! . . ."

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.









